S
876
-2-

Gravé par K. M. Ernst, Déssinateur au Bureau du Génie militaire á Mayence.

Henriette Bellmann.

Ein Gemählde schöner Herzen.

Von
August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1802.

Henriette Bellmann,

ein Gemählde schöner Herzen.

Zweiter Theil.

1.

Der Sirius.

Bei dem nächsten Besuche, den der Prediger Bellmann mit seiner Familie dem Einnehmer machte, wurde ihm Antonie als dessen Enkelin vorgestellt. Er sah das Mädchen nur flüchtig an, und fragte nicht weiter. Der Lieutenant liebkos'te Henrietten; die Einnehmerin war hochroth, und blickte vor sich nieder: Beide dankten im Herzen dem Himmel, daß der Prediger schwieg. Der Einnehmer aber machte ein saures Gesicht, weil er sich nun vergebens auf seine Erörterung vorbereitet hatte. Er ging in sein Arbeitszimmer, und sagte zu seinem Bruder, der ihm bald dahin folgte: „es war nicht einmal höflich, daß er

über Antoniens Daseyn so leise weg lief, wie eine Spinne über ihr Netz; denn ist es nicht, als hätte er gesagt: ich will eure Schande nicht sehen?“

Du thust ihm wohl Unrecht, Bruder! erwiederte der Lieutenant besänftigend.

„Nein. Du solltest nur die Blicke voll Neugierde und Hohn gesehen haben, die er und seine Frau auf das Kind warfen! Er fragte nicht, weil er mich schon verurtheilt hatte.“

Er fragt wohl noch, wenn Antonie nicht zugegen ist. —

Aber Herr Bellmann fragte nicht, sondern redete bald mit großem Eifer über die Aufklärung, und über das Festhaften der Menschen am Hergebrachten, das er einen Verrath an der Menschheit nannte.

Der Einnehmer fiel endlich ein: „vorausgesetzt, lieber Prediger, daß man das Alte verbessert, aber nicht gänzlich zerstört!“ Ueber diesen Satz geriethen Beide in einen Streit, wobei jeder von ihnen eigentlich gegen seine wahre Meinung kämpfte. Im Herzen war der Einnehmer noch mehr für Radikalkuren, als der Prediger; jetzt aber behauptete er, nach seinem Geiste des Widerspruchs: er möchte sich

in keinem Falle das Hergebrachte nehmen lassen, wenn es nicht auffallend schädlich sey. — Alter! Alter! rief ihm der Lieutenant zu. — „Bruder,“ fuhr der Einnehmer eifrig fort; „wenn du Abends unter den Sternen stehst, und dein demüthiges, betendes Auge am Orion, am Sirius, am Procyon und den Zwillingen hängt, diesen eilf leuchtenden Nachbaren; wenn du dann voll frommen Glaubens diese dir heilig gewordenen Nahmen aussprichst . . .“

Bei den Zwillingen, Bruder, unterbrach ihn der Lieutenant gerührt, fällt mir immer deine Liebe zu mir ein; und über den Sternen, denk' ich . . . —

„Recht! ganz recht! Und der Sirius scheint dir der Thron Gottes, weil dir einmal unser Oheim — er war ein tüchtiger Astronom, Herr Prediger — weil der dir einmal sagte, Sirius sey wahrscheinlich die Centralsonne unsers Weltsystems. Seitdem, Herr Prediger, steht mein Bruder in der Neujahrsnacht, wo der Sirius bei uns gerade um zwölf Uhr in den Meridian tritt, unter den leuchtenden Sternen da, und sagt oder denkt: da ist der ewige Thron Gottes mitten am Himmel, über der Vergangenheit und über der Zukunft. Um kei-

nen Preis ließe er sich überreden, es sey ein Zufall, daß der Orion gerade um Mitternacht im Meridian steht."

Was soll das erweisen? fragte der Prediger kalt.

„Nun käme ein Neuerungssüchtiger, und nähme meinem Bruder die Nahmen der Sterne, an die sich alles das Heilige und Große geheftet hat, was er dabei denkt (wie der selige Schiller die zwölf Apostel in den Thierkreis versetzen, oder wie ein Andrer aus dem Orion den doppelten Adler des heiligen Römischen Reiches machen wollte): seine Andachten in der Neujahrsnacht vor dem Sirius hätten dann ein Ende, dafür steh' ich."

Der Einnehmer bemerkte nicht, daß des Predigers Gesicht vor Unmuth zuckte. Mit fast bebender Stimme sagte dieser: wenn es auch ein wenig neuerungssüchtig ist, die albernen Nahmen der Sterne bedeutend machen zu wollen, so sollten Sie doch am wenigsten dagegen einwenden. In Ihrem Hause geht es ja nach der allerneuesten Methode: eine Enkelin von Ihnen, und ein Sohn von dem Herrn Lieutenant, beide ohne Heirath!

Der Lieutenant sprang auf, und faßte die

Hand seines Bruders, weil er dessen Hitze fürchtete. Der Einnehmer aber sah den Prediger mit einem unverstellten, gutmüthigen Lächeln an, und sagte ganz sanft: „daß Sie doch fast immer Recht haben müssen! Wahrhaftig, ich werde aller Dinge, sogar vom Ansehen, müde; und wenn es nach meinem Kopfe ginge, so bliebe nichts an Ort und Stelle, die Nahmen am wenigsten. Mein Bruder weiß, daß ich den Sirius eben so oft Anubis nenne, als Sirius. Hundsstern nenne ich ihn nie. Meinetwegen möchte er aber Urian heißen — wenn nur kein Unstern über unsre Freundschaft aufgeht, lieber Herr Prediger."

Bellmann konnte auf diese freundliche Rede kaum freundlich antworten: so erbittert war er. Er hatte (was aber der Einnehmer nicht wußte) als Candidat in einer kleinen Schrift den Vorschlag gethan, viele berühmte Personen des Alterthums unter die Sterne zu versetzen, damit man den Kindern die Geschichte mit der Astrognosie zugleich beibringen könnte. Nun glaubte er, der Einnehmer habe über diese längst vergessene Schrift gespottet. Der Einnehmer blieb aber so freundlich, so nachgebend, daß der

Prediger seinen Irrthum einsah, und ohne allen Groll nach Hause ging.

Als er weg war, sagte der Lieutenant: es war hart, was er sagte.

„Sehr hart!“ erwiederte der Einnehmer. — „Und sein Gesicht dabei! Etwas Härteres konnte er gar nicht sagen.“

Es freuet mich nur, daß keine harte Antwort auf deine Lippen kam, wenn sie auch in deiner Seele lag.

„Auch in meiner Seele lag keine; denn, Bruder, ich sah dich in der Neujahrsnacht vor dem Sirius beten: wie hätte ich da etwas Hartes denken können! Du stehst immer vor den Sternen, und siehst, durch das Erdenleben weg, die Ewigkeit nahe vor dir, wie da — erinnerst du dich noch, was uns Büchling einmal erzählte? — wie da, wo das Meer so hell, so rein ist, daß man bis auf den Grund hinunter sehen kann, und wo es einem vorkommt, als schiffte man in der Luft, in einem reinern Elemente. Ja, so ist es dir, Bruder; du schiffst auf einem hellen, reinen Leben, und siehest dessen Grund, die Ewigkeit, immer nahe vor dir.“

Mich ärgert nur deine Gleichgültigkeit, hob die Einnehmerin an; denn was der Prediger

da sagte, das denkt die ganze Stadt von uns. Ich muß mich noch zu Tode schämen. Du fragst nach nichts, und der Schwager fast eben so wenig. So sprechen die Leute von uns, und noch ärger!

„Auch mich ärgert Eins, liebe Frau. Rede ich von der Ewigkeit, so erinnerst du mich, die Uhr aufzuziehen; rede ich von dem unermeßlichen Weltmeer, so fällt dir dein Töpfchen mit Wasser oder Milch ein; rede ich von der Ordnung im Weltall, so sagst du mir wohl: halte doch hübsch Ordnung in deiner Stube!“

Du solltest Gott dafür danken, daß ich so bin. Aber sag selbst, wird nicht die ganze Welt von uns so sprechen, wie der Prediger?

„Du hast Recht, liebe Frau; — obgleich unser Städtchen, das du die ganze Welt nennst, eine elende Figur gegen den Sirius macht, von dem wir so eben sprachen. Aber ja: wem nicht in gewissen Augenblicken das Städtchen, worin er lebt, oder die Straße und selbst das Haus, worin er wohnt, so viel als die ganze Welt ist, der verdient keine Nachbaren, keine Hausgenossen. Unschuld ist ein großes Gut; doch auch Ehre und Schande bedeuten etwas: denn sie liegen auf der Zunge aller meiner Nachbaren.

Noch einmal: du hast Recht, liebe Frau. Aber sag nur, was sollen wir thun?“

Man fand nichts heraus, und sah am Ende ein, daß man die Leute müsse reden lassen.

Die verwünschten Schwätzer! sagte die Einnehmerin ganz hitzig. — „Verwünsche sie nicht, Frau! Denn viele schlechte Handlungen, und wohl gar auch Verbrechen, unterbleiben, weil man — nicht die Handlung, nicht sein Gewissen, sondern den unbarmherzigen Richter, die Zungen seiner Bekannten, scheuet. Friede sey mit unsern Nachbaren! Und sind sie nicht allzu hart, so wollen wir thun, als wüßten wir nichts, und uns im Stillen über die Kinder freuen, die uns Gott gegeben, und die du so großmüthig aufgenommen hast.“

Der Lieutenant fing wieder an von den Zwillingen zu reden, bis das Gestirn selbst am Himmel aufging. Er betrachtete die beiden schönen Sterne mit Rührung, zeigte auf sie, und sagte lächelnd: ich wünschte doch, lieber Bruder, sie hießen Wilhelm und Antonie.

„Das wollen wir Gott überlassen,“ erwiederte der Einnehmer, mit einem Händedrucke.

2.
Antonie.

Wilhelm schien gar nicht geneigt, Antonien mehr zu werden, als ihr Bruder. Er stimmte von Herzen in das Lob mit ein, das der Lieutenant ihr gab; doch immer blieb er kalt gegen sie, obgleich der Lieutenant zuweilen veranlaßte, daß er in sehr vertraute Situationen mit ihr kommen mußte. Der Lieutenant hatte nehmlich seinen Kopf darauf gesetzt, Wilhelm durch Antonien glücklich zu machen; denn er, und vielleicht er allein, wußte, wie reich und schön ihre Seele war. Den Einnehmer scheute Antonie, und sie verbarg sich ihm, weil er die edelste, heiligste Empfindung zuweilen mit einem muthwilligen Spaße stören konnte. Sie wußte nicht, daß gerade in einem solchen Falle sein Herz am wärmsten und weichsten war, und daß er nur seine Thränen hinter dem Lachen verbergen wollte. Er schien ihr ein Spötter alles Großen und Guten, und sie begriff nicht, wie der Lieutenant ihn so innig lieben konnte.

Die Einnehmerin betrug sich gegen Antonien wie eine sorgsame, gütige Mutter. Doch an-

fangs sagte sie sehr oft: was hilft das schöne Schwatzen, Antonie? Eine kluge Wirthin, eine fleißige Hausmutter zu seyn: das ist die Hauptsache. Mein Mann hat gut sagen, er wollte wohl von morgen an die größte Haushaltung führen! Dazu gehört Ordnung, mein Kind, und ein beständiges Aufmerken auf jedes Schwefelhölzchen. Glaub mir, Antonie; ich habe Erfahrung. Ist eine Frau eine gute Wirthin, so braucht sie weiter nichts, als ihr Christenthum. — (Liebe Frau, würde der Einnehmer gesagt haben, wenn er so etwas gehört hätte; du hast alle die Tugenden, die du verachtest, von Natur: darum rechnest du sie für nichts. Eine gute Wirthin bist du mit Mühe und durch Nachdenken geworden: deshalb bist du darauf eitel.) —

Antonie fühlte sich anfangs in des Einnehmers Hause gar nicht glücklich; denn der wortarme Lieutenant, dessen ganzes Herz sie hatte, schien sie nicht einmal zu bemerken, und nie sprach er anders mit ihr, als sehr ernsthaft, ob er gleich, wenn sie es nicht sehen konnte, die zärtlichsten Blicke auf sie warf. In den ersten Tagen, die sie bei dem Einnehmer lebte, erwartete sie jeden Augenblick den heftigsten Zank, und

wußte nicht zu begreifen, wie die finstern Wolken auf den Stirnen so vorüberziehen, und wie manche sich sogar in recht zärtliche Scenen auflösen konnten, die aber der Einnehmer fast immer mit einem unzeitigen Scherze wieder zerstörte. Es währte lange, ehe sie die Menschen, mit denen sie jetzt lebte, nur für gut hielt. Der erste, den sie ein wenig kennen lernte, war der Lieutenant; seine immer gleiche Milde, seine sanfte Geduld, und die wohlthätige Wärme seines schönen Herzens, konnten ihr nicht immer verborgen bleiben. Sie wendete sich einige Male in kleinen Verlegenheiten an ihn, und dann brach seine väterliche Liebe zu ihr ganz unverkennbar hervor. Indeß betrug sich Antonie gegen ihn, wie er gegen sie, mit sanfter ruhiger Stille; und so konnte er nur selten einen Strahl ihres schönen Herzens sehen. Doch mehr war auch nicht nöthig, da er sie sehr bald mit der Herzlichkeit eines Vaters liebte.

Wilhelm wurde von Antonien gänzlich verkannt. Sie legte ihm einen Fehler nach dem andern bei. Anfangs schien er ihr einfältig (denn er konnte sich in das ihm neue Verhältniß mit einer Schwester von funfzehn Jahren nicht finden): nach einiger Zeit nannte sie

ihn hochmüthig, dann einen Prahler, einen Wildfang, und späterhin sogar tückisch, boshaft. Als sie endlich billiger über ihn urtheilen mußte, hielt sie ihn doch wenigstens für einen leichtsinnigen, unbesonnenen Menschen, der aus Eitelkeit den Einnehmer nachäffe, und für einen verzogenen Sohn, der sich alles in der Welt erlaube.

So dachte Antonie von den Mitgliedern der Familie, in der sie jetzt lebte, und so m u ß t e sie von ihnen denken. Ihre Großmutter, mit dem so feurigen, flammenden Herzen, das nur der Tod erlöschen konnte, hatte sie erzogen, und ihre eigne Begeisterung in ihr erweckt. Diese Begeisterung wurde aber in Antoniens Seele nicht eine frei hervorbrechende Flamme, sondern eine stille, verborgene Gluth, weil ihr weicher Charakter, ihre stille Bescheidenheit sie milderte. Die Großmutter war durch Erfahrung nicht sanfter, nicht nachgiebiger geworden; sie hatte aber doch gelernt, daß Demuth und Geduld leichter zum Glücke führen, als Stolz und rauher Trotz gegen das Schicksal, und daß ein vollkommnes Glück den Menschen auf dieser Erde nicht be-

stimmt ist. Nun lehrte sie ihre Enkelin, dem Leiden festen Muth, aber auch die noch wirksamere Geduld entgegen setzen. „Mein Kind,“ sagte sie: „nicht die Natur allein hat dir eine Rolle auf der Erde angewiesen, sondern auch die bürgerliche Gesellschaft; und diese Rolle ist von beiden die schwerste. Ich forderte mit Trotz die Rechte, welche die Natur dem Weibe gegeben, und suchte mich dem Joche zu entziehen, das die Gesellschaft uns aufgelegt hat; ich wollte ganz glücklich seyn, und wurde eine Sklavin meines Stolzes; ich war nie ein Weib, und darum nie glücklich.“

Antonie erfuhr einzelne Theile von der Geschichte ihrer Großmutter; und dabei wurde sie mit ihrer Bestimmung, Gattin und Mutter zu werden, bekannt. Ihr Herz war voll Sehnsucht nach zärtlicher, reiner Liebe: sie hoffte aber kaum eine solche Liebe zu finden; und je näher sie die Menschen kennen lernte, desto mehr verminderte sich ihre Hoffnung. Ihre Großmutter machte sie aufmerksam darauf, wie oft die Sinnlichkeit, oder Reichthum und andre Vortheile, wie selten wahre Liebe eine Ehe schlösse; und so bemühte Antonie sich schon früh, die stille Gluth, die Sehn-

sucht, die Ahndungen ihres Herzens zu verbergen. In dem Hause ihres Großvaters fand sie nun, was sie erwartet hatte: Herzen, von denen keins das ihrige verstand; oder vielmehr sie selbst konnte nur die Herzen ihrer neuen Freunde nicht verstehen, weil diese Herzen dem ihrigen nicht glichen und das ihrige nicht erriethen.

Sie zeichnete sich ihr Betragen mit einer Besonnenheit vor, die ihr zur andern Natur geworden war, weil sie beständig unter fremden Menschen gelebt hatte. Da sie alles that, was man von ihr forderte, so nannte sie jeder ein gutes, brauchbares Mädchen, ohne ihren eigentlichen Werth nur zu ahnden. Der Einnehmer betrachtete zwar seine Enkelin, die der Geliebten seiner Jugend so ähnlich sah, oft mit heimlichem Entzücken; doch ärgerte er sich fast eben so oft darüber, daß sie, wie er sich ausdrückte, so zahm war. Er stritt sich nicht selten mit seinem Bruder über Antonien. Sie merkte es, und das konnte nun eben nicht dazu dienen, ihr eine vortheilhafte Meinung von ihrem Großvater beizubringen. Die Einnehmerin liebte die fleißige und stille Antonie; doch, da diese die einzige Person im Hause war, der sie befehlen konnte, so befahl und tadelte sie oft, wo nichts zu befehlen

len

len und zu tadeln war. Wilhelm übersah Antonien; und wäre sie auch nicht in jedermanns Augen so unbedeutend gewesen, so würde er sie dennoch übersehen haben: denn — er liebte Henrietten.

Auch an dieser fand Antonie kein Herz, in welches sich das ihrige ergießen konnte: sie hielt das Mädchen für eine Kokette, die nur Bewunderung, nicht Liebe, verlange. Henriette drängte sich anfangs zu Antonien. Diese war freundlich, doch ohne vertraut zu seyn, und wurde es immer weniger, je mehr Henriette mit ihren Kenntnissen bei ihr zu glänzen suchte. Henriette hielt Antoniens Kälte für Neid, und suchte sie dafür durch allen Stolz, den ihr Triumphe über sie geben konnten, zu bestrafen. Es that Antonien weh; doch niemals rächte sie sich dafür. Nur zuweilen vergoß sie ein Paar Thränen, daß sie so allein war.

Der Lieutenant wollte fast verzweifeln, daß alle die kleinen Kunstgriffe, womit er Wilhelmen Antonien näher zu bringen suchte, nichts halfen. Er machte am Ende Wilhelmen sogar Vorwürfe darüber, daß er Antonien nicht mit brüderlichem Vertrauen behandle; dieser erwiederte aber: sie ist ja kalt wie Eis! Der Lieutenant

klagte seine Noth dem Einnehmer, der die Idee sogleich mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit auffaßte, da hier ein Experiment zu machen war. „Bruder," sagte der letztere, und schob seine Mütze zurück; — „auf dem Wege, den du eingeschlagen bist, geht es nimmermehr. Antonie ist ein fleißiges, frommes, gehorsames Kind. Darauf geben aber die jungen Leute gar nichts."

Sie sollten etwas darauf geben, Bruder.

Freilich! Doch die Natur mag es verantworten, warum der Mann durch etwas von viel geringerem Werthe gelockt wird. Genug, das ist nichts. Und die vertrauten Situationen, in die du Beide gesetzt hast? Ich bin doch neugierig, davon etwas zu hören. Hat er ihr Zwirn halten müssen? Des Mädchens Arme sind wie aus Alabaster gedrechselt; und ein weißer runder Arm, der vor den Augen eines jungen Burschen hin und her fährt, gilt ihm mehr, als was die fleißigste Hand thun kann. Höre, Bruder, wir können den Jungen ordentlich stufenweise in Antonien verliebt machen! Dazu gehört aber, daß wir das Wenige, woran

die Natur die Begierde geknüpft hat, in gutes Licht und in hübsche Formen bringen."

Er soll ihrer nicht begehren, Bruder; er soll sie lieben! sagte der Lieutenant sehr ernsthaft.

„Die Begierde führt zur Liebe," antwortete der Einnehmer sehr sanft, „wie am Ende die Liebe zur Begierde. Bruder, wir wollen die Natur nicht meistern."

Der Lieutenant rieb sich die Stirn. Wenn das ist und seyn muß, Bruder, so hast du Recht; dann wollen wir alles der Natur überlassen. Ich bleibe gänzlich aus dem Spiele; denn — er sah seinen Bruder bedenklich an, weil es gar nicht so schien, als ob auch der aus dem Spiele bleiben wollte — so ein Experiment mit Begierden kann gefährlich ablaufen.

„Hm!" sagte der Einnehmer, der schon ernstlich darauf sann, Wilhelmen nach Regeln verliebt zu machen: „hm!" was wäre es denn am Ende! Ich ließe mir Wilhelmen adjungiren, und die jungen Leute träten vor den Prediger. Dabei sehe ich keine Gefahr."

Bruder, du wolltest in eines Jünglings Brust Begierden erregen? Laß die Natur, oder laß Gott sie zu großen Zwecken brauchen. Aber

— hat er den Menschen nicht auch die Scham gegeben, welche die Begierde verhüllt und zähmt? Und du wolltest sie reitzen, Bruder?

Der Einnehmer reichte dem Lieutenant die Hand. „Mein Wort darauf, nein! Auch ich will aus dem Spiele bleiben."

Der Lieutenant aber blieb nicht ganz aus dem Spiele. Er machte aufs neue Versuche mit Wilhelmen (die er indeß vor seinem Bruder sorgfältig geheim hielt); lobte ihm Antonien; sagte ihm einige Male sogar: sie sey schön wie ein Engel; und ließ sich von Beiden begleiten, wenn er spazieren ging. Doch davon hatte er nur eine undankbare Mühe; denn immer mußte er allein sprechen, und, anstatt daß Beide sich für einander interessiren sollten, waren sie nie stummer, als bei einem solchen Spaziergange.

Endlich, als Wilhelms Herzen durchaus nicht beizukommen war, entschloß sich der Lieutenant, einen Versuch mit Antonien zu machen, doch freilich nur sehr ängstlich, da er wohl fühlte, daß der Mann sich um das Mädchen bewerben soll, nicht umgekehrt das Mädchen um den Mann. Er ging jetzt mit Antonien allein spazieren, und hielt dabei seinem Lieblinge Wilhelm die lebhaftesten Lobreden. Auch

dies war verlorne Mühe, obgleich Antonie aufmerksam zuhörte; denn die beiden jungen Leute blieben nach wie vor entfernt von einander, obgleich freundlich.

So wenig der Lieutenant auch glaubte, daß ihm sein Plan gelänge, so war Antonie jetzt doch aufmerksam auf ihren Bruder geworden; (B uder und Schwester nannten die beiden jungen Leute einander). Er hatte Wilhelmen nicht nur gelobt, sondern auch allerlei Anekdoten von ihm erzählt, und dabei gesagt: Wilhelm sey ein Jüngling, der lieben, schweigen und sterben könne. Antonie brachte die Mutter, wie es schien ganz gleichgültig, zu allerlei Erzählungen von Wilhelm, und hörte sie das bestätigen, was der Lieutenant gesagt hatte. Nun beobachtete sie den Jüngling näher, und fand sehr bald, daß sie sich in ihm nicht weniger, als in den übrigen Mitgliedern der Familie, geirrt hatte. Jetzt nehmlich sah sie schon durch die rauhe Außenseite des Einnehmers bis in sein schönes Herz; und ob sie gleich noch nicht Vertrauen zu ihm gewinnen konnte, das nur seine Frau und sein Bruder zu ihm hatten: so fühlte sie doch eine große Achtung für ihn, die sich auf Ueberzeugung von seinem Edelmuthe gründete.

Auf diese Weise wurde sie nach und nach mit immer festeren und schönern Banden an die Familie geknüpft. Sie fühlte, daß sie dieser Menschen werth sey, und daß es nur an einem Zufalle fehle, um auch von ihnen geschätzt zu werden. Einen solchen Zufall wünschte und hoffte sie; doch sie war zu blöde, zu furchtsam, um selbst eine Gelegenheit dazu herbei führen zu können. Bei dem allen ging aber eine gewisse Aenderung in ihrem Benehmen vor: ihre Kälte verschwand; sie wurde theilnehmender, und gegen die Mutter in gewissen Stücken sogar sehr zutraulich. Für den Lieutenant empfand sie eine wirklich kindliche Liebe; gegen Wilhelm war sie nicht mehr so fremd, als Anfangs, da er ihr jetzt ein gewisses Zutrauen, ein angenehmes Wohlwollen zeigte, das in kurzem die Gestalt einer recht zärtlichen brüderlichen Liebe annahm. Jetzt, da sie näher mit den Verhältnissen der Familie bekannt war, mußte es ihr auffallen, daß der sonst immer so ruhige, so unbetriebsame Lieutenant jede Gelegenheit ergriff, wo er sie mit Wilhelmen zusammen bringen konnte. Er muß doch irgend eine Absicht dabei haben, dachte sie; und sogleich trat sie ihm, von dem weiblichen

Instinkte geleitet, einen Schritt näher. Sie hielt Wilhelmen bei der ersten Veranlassung eine Lobrede. Dabei glänzten des Lieutenants Augen vor Freude, und in seiner Arglosigkeit ließ er sich einige Worte entfallen, die ihr ganz deutlich sagten, daß es wenigstens sein Wunsch sey, aus ihr und Wilhelm ein Paar zu machen. Als sie mehr beobachtete, konnte sie bald nicht länger zweifeln, daß auch der Einnehmer und dessen Frau eben den Wunsch hätten, wie der Lieutenant.

Natürlicher Weise beobachtete sie nun Wilhelmen mit steter Aufmerksamkeit, und fand in kurzem, daß er von seinen Verwandten noch immer zu wenig gelobt wurde. Jetzt that es ihr wehe, wenn der Einnehmer ihn zuweilen den närrischen Hossein nannte, oder auch wohl erwies, daß seine Begeisterung — die Antonien so wohl gefiel — nichts als baare Narrheit sey. „Er kann nicht dafür, Antonie," fuhr er einmal fort: „denn sieh, als er noch ein Kind war, machte ihn die Mutter zu einem Mohammedaner; und so ist er ein determinirter Fatalist geworden, der sein Leben hinwerfen könnte, wie eine taube Nuß; der uns Noth genug machen wird, weil er keinen Rath annimmt, son-

dern mit übermüthigem Stolze behauptet: Rath müsse jeder Mann in sich selbst finden, und wer ihn bei einer sittlichen Handlung brauche, der sey schon ein Spitzbube, oder habe doch Lust einer zu werden."

Du lieber Gott! fiel hier die Einnehmerin ängstlich ein; es ist kein wahres Wort daran!

Der Einnehmer fuhr fort: „die Kasuistik, der witzigste Theil der Theologie, sagt er, sey eine Handelsbude, worin um die Tugend gefeilscht werde. Ein Herrnhuter ist er dazu: denn er glaubt an ein inneres Licht; und ein Wiedertäufer: denn er würde dem Generalsuperintendenten ins Gesicht behaupten, der Mensch müsse zum zweiten Male getauft werden, und zwar mit Feuer, mit Flammen, und ohne Stolgebühren."

Antonie merkte wohl, daß der Einnehmer im Grunde Lobreden auf Wilhelm hielt: denn sie sah, wie der alte Mann nach und nach begeistert wurde, und wie er, wenn Wilhelm etwa gerade dazu kam, ihn mit der innigsten Liebe umfaßte; aber dennoch that es ihr weh, daß der Lieutenant und die Einnehmerin den Jüngling vertheidigen mußten.

Als sie endlich fest überzeugt war, daß der

Einnehmer Recht hatte, daß in Wilhelms Herzen das heilige Feuer einer tugendhaften Begeisterung brannte, nur bewacht und unterhalten von den unschuldigsten, reinsten Empfindungen; als sie sah, daß er ein Mann war im edelsten Sinne des Wortes, unabhängig vom Golde, von der Lust, selbst vom Leben, und daß er die Gesetze der Tugend wie die strengen Befehle eines unveränderlichen Fatums betrachtete (in diesem Sinne hatte ihn der Einnehmer einen Fatalisten genannt, wie er sich nachher gegen seinen Bruder darüber erklärte); als sie ihm zutrauen mußte, daß er eben so würde handeln können, wie die Gräfin Elsbeth, welche liebte, schwieg und starb: da entstand in ihrer Seele eine reine, zarte Neigung zu dem Jünglinge, die gänzlich frei von aller Begierde war, und lange schwesterlich hätte bleiben können, wenn nicht der Gedanke: diesem Jünglinge bist du bestimmt! ihrer Neigung etwas Irdisches zugemischt hätte.

Niemand merkte, welche Veränderung in Antoniens Seele vorgegangen war. Das glänzendere Auge, worin die Liebe funkelte, hielt man für die Wirkung einer völligen Gesundheit und Ruhe. Selbst Antonie wußte nicht, daß

sie ihren Bruder liebte, und merkte auch nicht einmal, was sie wünschte: denn die reine Liebe fordert beim Erwachen sonst nichts, als Wohlwollen und Vertrauen; und das bewies ihr Wilhelm unverkennbar. Sie dachte nicht daran, eine Leidenschaft verbergen zu wollen, die sie selbst in ihrem Herzen nicht kannte; aber dennoch ahndete niemand im Hause nur das Mindeste davon. Wilhelm hätte vielleicht aus Antoniens funkelnden Augen und aus dem sanften, wehmüthigen Tone ihrer Stimme etwas gemerkt; doch der war jetzt viel zu sehr in sich selbst versunken, als daß ihn etwas außer ihm bekümmern konnte.

Der Lieutenant schüttelte unmuthig den Kopf, wenn er Antonien und Wilhelmen beisammen gesehen hatte; denn nach der innern Welt in seiner Seele, mußte eine Liebe, wie er sie beinahe für alle Menschen, und am meisten für seinen Bruder, fühlte, sich ganz anders äußern, als bei Antonien. Er dachte nicht daran, daß diese viel Aehnlichkeit mit ihm hatte, und daß auch seine Liebe schweigend war und sich kaum durch Zeichen äußerte. Bruder, sagte er wehmüthig: die Zwillinge werden wohl ihre alten Nahmen behalten!

„Hm!" erwiederte der Einnehmer: „Schade! sehr Schade! Das Mädchen fängt an mir zu gefallen: so ruhig, so verständig, so ohne Leidenschaft! Wilhelm könnte im Leben keine bessere Frau finden. Aber du sollst sehen, da wird der Aetna, anstatt eines Gletschers, der seine Hitze mäßigen könnte, sich einen Vesuv suchen; und Gott sey uns gnädig, wenn sie beide anfangen, ihr Feuer auszuwerfen!"

Bruder, Antonie ist nicht so kalt, wie du glaubst. Im Innern brennt und glüht es; der Schnee liegt nur auf der Oberfläche.

„Nun, so wollen wir uns zufrieden geben. Er wird nicht ohne Frau, sie nicht ohne Mann bleiben."

Amen! sagte der Lieutenant. Ich hätte es freilich lieber so gesehen. Doch wir wollen Gott walten lassen.

3.
Antonie lernt sich selbst kennen.

Bruder, sagte der Lieutenant mit glänzenden Augen, und wendete sich von dem öffnen Fenster ab, an welchem er lange schweigend gestanden hatte: ich wünschte, die Herren Gelehrten sähen zuweilen aus dem Fenster, ehe sie so die Gesetze, nach denen alles lebt und webt, zu Papiere brächten.

„Ich habe einen Blinden gekannt, der sich ein System vom Sehen, von Licht und Farben gemacht hatte, so gut ein Blinder das kann; und — was das Seltsamste war — er wußte davon sehr ordentlich Red' und Antwort zu geben, verstand die Perspektive, und so weiter. Dem gab ein Englischer Augenarzt das Gesicht. Mich soll nur wundern, sagte er vor der Operation, ob ich etwas erfahren werde, das ich nicht schon weiß. Als er nun das Licht erblickte, da gerieth er in Entzücken. Mein System, sagte er nachher, war richtig, aber nur ein System von geraden und gebrochenen Linien. Von dem, was Sehen ist, hatte ich gar keine Ahndung.

Seitdem fällt mir bei den metaphysischen Systemen oft mein Blinder wieder ein. Aber, Bruder, — was sahest du denn am Fenster?"

Dicht am Fenster, in dem Jelängerjelieber, nistet eine Grasemücke. Sie stand auf dem Rande des Nestes, und fütterte ihre Jungen, wobei sie das sorgende Auge immer auf mich gerichtet hatte. Als ich das rührende Schauspiel der Mutterliebe so betrachtete, erregte ein Gewimmel einige Hand hoch über dem Neste meine Aufmerksamkeit. Da ist das Netz einer Spinne, und neben, über, unter und in dem Netze, hingen hundert kleine Spinnen, so groß wie Punkte, und arbeiteten gleichsam unter der Aufsicht der besorgten Mutter. Zwei Familien einander so nahe, und so verschieden; aber doch Ein Geist, der in ihnen lebt! Unter dem Fenster ging eine Henne mit ihren Küchlein. Sie stürzte muthig hervor, sobald Joli in ihre Nähe kam. Sieh, dies dreifache Schauspiel zärtlicher Liebe rührte mich. Guter Gott, das soll Instinkt seyn! dachte ich; nur Räderwerk, nur Bewegung, todte Bewegung! Oder, Bruder, — ich weiß nicht, was die Gelehrten unter Instinkt verstehen.

„Das System des Blinden! Gerade und

gebrochene Linien; aber vom Lichte keine Ahndung!"

Hinten hängte die Waschfrau Leinenzeug auf: Ihr Kind wurde ihr gebracht; sie küßte es lächelnd, und gab es zurück, doch augenscheinlich sehr ungern. Antonie, die es bemerkte, rief ihr zu: nehme Sie das Kind; ich will unterdessen aufhängen. Wilhelm half Antonien. Während der Zeit spielte die Mutter mit dem Kinde, und ihre Augen funkelten von Liebe. Endlich traten die beiden jungen Leute vor die Mutter, und betrachteten, freilich weniger gerührt als ich, das zärtliche Schauspiel. Ich wendete mein Auge ab; denn mir fiel bei dem Zusehen unserer Kinder etwas ein, das nichts mit der Scene vor meinen Augen zu thun hatte.

„Das wohl damit zu thun hatte! Du wünschtest Antonien in die Stelle der Grasemücke oder der jungen Frau: nicht wahr? Das ist so gut Instinkt, wie jenes, was du ihnen wünschtest."

Ich wünschte ihnen etwas Besseres, Bruder; oder, wie gesagt, ich muß sonst nicht verstehen, was Instinkt bedeutet.

„Das ist wohl möglich."

Hier entspann sich zwischen beiden Brüdern

ein Gespräch über Freundschaft, Liebe und Treue. Antonie und Wilhelm traten so eben in das Zimmer, als der Einnehmer sagte: „Du kannst nicht leugnen, Bruder, daß der allergeliebteste Mann, wenn er zwei Jahre nach seinem Tode wiederkäme, seine Frau, wäre sie auch die beste auf der Erde, in große Verlegenheit bringen würde. Also darf man für diese Liebe wohl den Nahmen Instinkt gelten lassen.”

Der Lieutenant trat vor die Fensterscheibe, in welche sein und seines Bruders Nahmen geschnitten waren, und hob an: wenn ich stürbe und . . . — Er vollendete vor Rührung nicht.

„Das ist ein anderes, geliebter Lieutenant!” sagte der Einnehmer lebhaft, und drückte ihm die Hand.

Und sollten nicht zwei Eheleute einander lieben können, wie zwei Brüder? fragte der Lieutenant betrübt.

„Ja, das könnten sie, wenn sie wollten. Du hast Recht. Es liegt nur an dem Verhältnisse der Ehe, daß es anders ist. Aber setze den Fall, Bruder, Antonie und Wilhelm liebten einander mit unaussprechlicher

Liebe; Eins von Beiden stürbe jung, und das andere heirathete, so . . ."

Ich würde dann nicht heirathen! sagten Antonie und Wilhelm zu gleicher Zeit.

Da siehst du! sagte der Lieutenant triumphirend.

„Ich sehe, daß die Beiden junge Leute sind, denen die Welt sich nach ihren Gefühlen drehen soll, wie den Gelehrten nach ihren Schlüssen. Es würde sich ja aber wohl zeigen, wie sie Wort hielten."

Nein, Vater, sagte Wilhelm mit flammenden Augen und zitternder Stimme: was Sie auch sagen mögen — ich, ich kann nur Einmal lieben! Antonie, die eben das fühlte, warf unbemerkt einen Blick auf ihn, und erschrack, als sie sein Auge so funkeln, und sein ganzes Gesicht so glühen sah. Sie verließ das Zimmer, und dachte mit einem tiefen Seufzer: redete er nicht, als liebte er schon?

Jetzt warf Antonie zum ersten Mal einen Blick in ihr eignes Herz, und sogleich empfand sie, daß sie selbst auf dem Wege war, ihren Bruder zu lieben. Zwar wollte ihr Herz sie überreden, daß Wilhelm wohl sie lieben könne; denn — hatte der Einnehmer nicht gesagt: setze

den

den Fall, Antonie und Wilhelm liebten einander; und — hatte Wilhelm nicht erwiedert? wenn sie stürbe, dann würde ich nicht heirathen. Doch niemals hatte, auch in dem vertraulichsten Gespräche mit ihr, sein Auge so gefunkelt und seine Stimme so gezittert, wie bei jenen Worten; sie konnte also nicht der Gegenstand des Gefühls in seinem Herzen seyn. „Und wer denn sonst? welches Mädchen kann er lieben?"

Sie dachte auf einmal an Henrietten; und die quälende Eifersucht, die sie in demselben Augenblicke fühlte, zeigte ihr, daß sie nicht bloß auf dem Wege war, Wilhelmen zu lieben, sondern, daß sie ihn wirklich schon liebte. Als sie sein Betragen überdachte, und sich an einzelne Scenen zwischen ihm und Henrietten erinnerte, konnte sie nicht länger an der Richtigkeit ihrer Meinung zweifeln, und sie wunderte sich nur, daß sie ihre Bemerkung nicht schon längst gemacht hatte. Sie fand sogar heraus, daß Henriette Wilhelmen wiederliebe, und daß er nur auf eine günstige Gelegenheit hoffe, sich den Eltern zu entdecken.

Der Zustand ihres Herzens wurde immer quälender. Sie fühlte alle Schmerzen einer verschmäheten Liebe: Haß gegen Henrietten, Un-

willen, mit Schaam gemischt, gegen Wilhelm. Ihr Herz, das sonst so ruhig gewesen war, glich auf einmal einem stürmenden Meere, in welchem heftige Leidenschaften tobten.

Ihre Großmutter hatte ihr sehr oft gesagt: „Nie müssen ungewöhnliche Empfindungen in deinem Herzen entstehen, ohne daß du ihre Beschaffenheit und ihre Ursache untersuchst. Laß es nicht dabei bewenden, wenn dir dein Nachdenken dann sagt: ich hasse den oder jenen Menschen, weil er Haß verdient, weil er hassenswerth handelt. Die Eitelkeit, mein Kind, und die Eigenliebe, halten gewöhnlich den Gegenstand des Hasses für die Ursache desselben. Suche die Quelle aller bittern Empfindungen in deinem eignen Herzen, und nicht in dem Betragen des Andern. Man hält sich für beleidigt, weil man stolz ist; man sucht etwas hassenswerth zu finden, und findet es bald wirklich so, weil man nicht den Muth hat, gerecht zu seyn, und weil man nur sich selbst liebt."

Diese und ähnliche Gedanken hatte Antonie, auf Verlangen ihrer Großmutter, sogar in ein Buch schreiben, und ihr auch versprechen müssen, dies oft zu lesen, es aber Niemanden

sehen zu lassen. Jetzt ergriff Antonie ihr Buch, nicht, um sich Raths zu erholen, sondern, um sich von ihren peinlichen Gefühlen zu befreien. Sie las mit unterbrochener Aufmerksamkeit, weil sie oft an einen von Henriettens Fehlern dachte. Endlich kam sie zu der angeführten Stelle; und diese paßte so genau auf ihren Zustand, auf ihre Empfindungen, daß ein Mädchen von ihrem Geist und Charakter nothwendig darüber nachdenken mußte. Sie ging, obgleich nicht gern, an die Untersuchung ihres Innern, und fand, daß sie gleich anfangs eben nicht sehr vortheilhaft von Henrietten gedacht, doch nicht eher Haß gegen sie empfunden hatte, als nach der Entdeckung, daß Wilhelm sie liebe. Jetzt wollte sie, beschämt, aber noch nicht bereuend, die Untersuchung aufgeben, und fing an zu weinen. Das erleichterte ihr Herz. Nun fing sie aufs neue an zu untersuchen, und fand zu ihrer noch größern Beschämung, daß Neid, daß Eifersucht die Quelle ihres Hasses sey.

Meine Großmutter hat Recht! sagte sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und machte das Buch zu. Mögen sie einander lieben; ich will nicht mehr daran denken! Sie schlug das Buch wieder auf, und bemerkte sogleich eine Stelle,

die ihre Großmutter doppelt unterstrichen hatte. „Es ist nicht genug, daß der Mensch sich für schuldig erklärt; das thut er oft nur darum, weil er nicht untersuchen will, wie sehr er schuldig ist. Einen Fehler gestehen, ist nicht Reue, nicht Besserung, ist oft weiter nichts, als der Wunsch, ihn zu vergessen, Untersuchung des Fehlers giebt Stärke, ihn künftig zu vermeiden."

Diese Worte machten auf Antonien sehr großen Eindruck. Sie verbarg ihr Buch, verließ ihr Schlafzimmer, und sagte noch einmal: ich will nicht mehr daran denken. — Doch den ganzen Tag dachte sie mit Selbstvorwürfen an die Lehren ihrer Großmutter, und eben dadurch wurden ihre Empfindungen gegen Henrietten milder. Sobald sie am Abend allein war, nahm sie ihr Buch wieder hervor. Sie wollte sich mit dem Schatten ihrer geliebten Großmutter versöhnen, und fing aufs neue an zu untersuchen. Dabei fand sie, daß gleich anfangs ihre Abneigung gegen Henrietten weiter nichts gewesen war, als versteckte Eitelkeit; denn es hatte ihr mißfallen, daß sie von Henrietten in vielen Stücken übertroffen wurde. Nach diesem Selbstgeständnisse legte sie sich nie-

der, und schlummerte bei leichten Thränen ein.

Am folgenden Morgen schien ihr auf einmal alles ganz anders, als gestern. Es war ihr wieder ungewiß, ob Wilhelm Henrietten liebe, und höchst unwahrscheinlich, daß diese ihn wiederlieben sollte. Sie rechnete aufs neue zusammen, und es kamen nicht mehr die vorigen Resultate heraus. Mit einer sehr schmerzlichen Beschämung glaubte sie nun zu sehen, daß sie Henrietten um eines bloßen Traumes willen gehaßt habe. Von der gestrigen ganzen Verhandlung mit sich selbst behielt sie sonst nichts übrig, als das Gefühl, daß sie Wilhelmen mit wahrer Leidenschaft liebe. Ehe sie zum Frühstück hinunter ging, beschloß sie nun zweierlei: ihren Bruder so genau als möglich zu beobachten, und ein schweres Unternehmen! — ihre Leidenschaft wieder in die Gränzen des schwesterlichen Wohlwollens zurückzuführen. Henrietten wollte sie, um das ihr angethane Unrecht wieder gut zu machen, so oft sie nur könnte, Gelegenheit geben, sich in dem schönsten Lichte zu zeigen, auch wenn es auf ihre eigne Kosten geschehen sollte. — Wie vielfach sind die menschlichen Täuschungen! Dieser Vorsatz gab Anto-

nien sogar eine Ruhe, eine Stärke, die nur der Lohn einer wirklichen Tugend seyn sollte. Sie wünschte dem geliebten Bruder freundlich einen guten Morgen, ob er gleich so eben des Einnehmers Behauptung, daß der Prediger Bellmann von der Erziehung nichts verstehe, mit großem Eifer bekämpfte. Antonie hatte den Muth, die Behauptung ihres Bruders zu unterstützen, ja Henrietten selbst als den Beweis dieser Behauptung anzuführen. Wilhelm schwieg dazu; und nun wäre sie wohl muthig genug gewesen, Henrietten das vollkommenste aller Mädchen zu nennen, wenn nicht der Einnehmer gesagt hätte: „Lobt ein Mädchen das andere, so muß es entweder seiner Sache äusserst gewiß seyn, oder es heuchelt, oder es ist sich eines Unrechts gegen die Andre bewußt, oder . . . Sieh, Bruder, ich freue mich immer, wenn bei mir die Oder so hintereinander weg rollen. Freilich bleibt am Ende von dem ganzen Satze nichts, was eines Oder werth wäre; aber man sieht doch daraus, wie geneigt der Mensch ist, alles in ein System zu bringen."

So war der Streit zu Ende. Der Einnehmer hatte blos disputirt, um zu disputiren;

und Henrietten wollte er, ob er gleich wohl manches gegen sie zu erinnern hatte, nicht tadeln, da er sie im Ganzen für ein gutes Mädchen hielt. — Er brach fast immer ab, sobald ein Einzelner in einen Streit gemischt wurde. Daher viele von den Inkonsequenzen, die ihm der Prediger vorwarf. Sie machen, sagte dieser, so oft entsetzliche Sprünge in ihrem Disputiren.

Und — sagte der Lieutenant, der seinen Bruder mit allen dessen Eigenthümlichkeiten kannte — ich versichere Ihnen, daß die meisten Ehrensprünge sind: Sprünge nehmlich, die meinem Bruder Ehre machen, und die ihm Gott einmal anrechnen wird, wenn auch der nicht, mit dem er disputirt.

4.

Der Einnehmer treibt Teufel aus.

Antonie beobachtete nun ihren Bruder; sie wurde aber mit jedem Tage ungewisser über ihn. Wenn sie ihn mit Henrietten beisammen sah, glaubte sie an den verstohlnen Blicken, welche er auf diese warf, an der zarten Ehrerbietung, die er ihr so sichtbar bezeigte, und an der auffallenden Spannung, worin er sich befand, zu sehen, daß er sie innig liebte; dann aber war er wieder so ohne Leidenschaft, gab sich so wenig Mühe, in Henriettens Gesellschaft zu kommen, und sprach so wenig von ihr, ob er gleich sehr oft die beste Gelegenheit dazu hatte, daß es schien, als ob er nicht einmal an sie denke. Durch diese Ungewißheit gewann Antonie nicht an Ruhe, und der Vorsatz, ihre Leidenschaft zu besiegen, wurde in ihrer Seele immer schwächer. Alles vermehrte die stille Gluth der Liebe in ihrem Herzen: die Eifersucht nicht weniger als die Hoffnung. Wenn diese gerade bei ihr das Uebergewicht hatte, und Wilhelm dann zu ihr trat, freundlich

mit ihr redete, ihre Hand faßte, und sie zutraulich drückte: dann entflammte sich ihr Herz immer stärker. Ja, das war ein Blick der Liebe! dachte sie dann fröhlich. Wie könnte er so freundlich mit mir reden, wenn er mich nicht liebte? Er muß ja wissen, daß wir für einander bestimmt sind. Der Lieutenant, der so vertraut mit ihm ist, hat ihm das gewiß nicht verschwiegen; weiß ich es doch!

Ihre Hoffnung sollte bald noch höher steigen. — Was ist denn Antonien? fragte der Lieutenant so oft, daß der Einnehmer aufmerksam wurde, und eine Menge Ursachen angab, aus denen ein junges Mädchen schwermüthig werden könne. Als er endlich zugestehen mußte, daß er in diesem Falle nichts Bestimmtes wisse, gab er Wilhelmen den Auftrag, Antonien zu zerstreuen. „Unterhalte sie fleißig von angenehmen Dingen; sag ihr, wenn nichts anders hilft: wir hätten ihre Figur gelobt; ihre Hand und ihre Farbe wären schön; und wenn sie die Augenlieder mit langen Wimpern über den großen Augen aufhöbe, so wäre es, hätten wir gesagt, als träte die Sonne hinter einer Wolke hervor. Ja, Wilhelm, ich wünschte, du thätest das. Bei der Gelegenheit lerntest du vielleicht so et-

was sagen, ohne roth zu werden, und ohne so hölzern da zu stehen, wie ein Heiligen-Bild. Etwas helfen würde es obendrein."

Es ist mir recht lieb, daß Wilhelm das nicht kann! sagte die Einnehmerin mit einem freundlichen Blicke.

„Frau, wenn du nicht selbst noch immer eine hübsche Farbe hättest, so würde ich sagen, du wärest neidisch. Und, Lieutenant, wegen einer hübschen Hand, war sie in der Jugend ordentlich berühmt. Stände der Zeigefinger an beiden Händen nicht schief . . ."

Schief? an beiden Händen? fragte die Einnehmerin empfindlich, und hielt ihre Hände dem Lieutenant hin. Der Einnehmer lachte laut, und auch der Lieutenant lächelte ein wenig. Die Einnehmerin erröthete. „Du siehst, mein Sohn," fuhr der Einnehmer fort, „die Frauenzimmer hören alle gern, daß sie hübsch sind . . . Nun geh zu Antonien. Hat sich der Lieutenant geirrt, und fehlt ihr nichts, so ist es desto besser."

Wilhelm konnte sich nicht überwinden, Antonien etwas über ihre Schönheit zu sagen; er zeigte ihr aber ein so zärtliches Mitleiden und einen so angelegentlichen Eifer, sie zu zerstreuen,

daß sie schon am dritten Tage wieder ganz heiter, und am vierten oder fünften wirklich fröhlich war.

Die arme Antonie bezahlte diese Fröhlichkeit sehr theuer. Ihr ganzes Wesen wurde die froheste, zutrauensvollste Liebe, und sie erwartete nun mit lautem Herzklopfen den seligen Augenblick, da Wilhelm ihr sagen würde: ich liebe dich, Antonie! Aber — schon nach wenigen Tagen wurde er in seinem Betragen gegen sie wieder der vorige: er suchte sie nicht zu erheitern, ja er sprach überhaupt nur selten mit ihr, und bloß von gleichgültigen Gegenständen. Sie versank wieder in eine tiefe Schwermuth, die sie aber sorgfältig verbarg, weil der Lieutenant ihr sagte: er freue sich sehr, daß es Wilhelmen gelungen sey, den Auftrag, sie zu erheitern, so bald zu erfüllen.

Antonie blieb, als sie das gehört und der Lieutenant sie verlassen hatte, wie fest geheftet stehen, und legte die Hand an die Stirn. Also einen Auftrag hatte er — dachte sie; den Auftrag, mich zu erheitern? Wäre es noch eigenes Mitleiden mit mir gewesen; dann . . . Doch nur ein fremdes! Alle waren besorgter um mich, als er; hätte er sonst gewartet, bis

man ihm den Auftrag gab, die Unglückliche zu erheitern? — Sie ging langsam, mit gesenktem Kopfe, auf ihr Schlafzimmer. Als hier ein Thränenstrom ihr Herz erleichtert hatte, sagte sie: nein, kränken will ich die guten Menschen nicht mehr. Nie soll ihm Jemand wieder den Auftrag geben, mich zu trösten.

Sie verschloß ihr Herz nun gänzlich; und da sie in der Wirklichkeit nichts vor sich sah, als Gram und Hoffnungslosigkeit, so schuf sich ihre Phantasie in einsamen Träumen ein Glück, wodurch ihre Liebe noch glühender wurde. Als sie einmal allein zu der Kapelle der Gräfin Elsbeth gegangen war und sie offen fand, fiel ihr des Lieutenants Erzählung von Wilhelms Jugend wieder ein. In einem schwärmerischen Entzücken kniete sie an dem Grabmahle nieder, legte den heißen Mund auf die Brust des Marmorbildes, und sagte, fest entschlossen, obgleich mit brechendem Herzen: „ich will lieben, schweigen und sterben!" Sie erfüllte ihren Vorsatz, und verbarg ihren stillen Gram, wie ihre Liebe. Immer lag auf ihren Lippen ein Lächeln; immer war sie sanft und geduldig; alles that und ertrug sie ohne die mindeste Empfindlichkeit.

Bruder, sagte der Lieutenant: Antonie ist

sanfter als ein Lamm; und wenn ich ein junger Mensch wäre, ich würde sie, glaube ich, schon darum mit einer Art von Schwärmerei lieben, weil sie gar keinen Wunsch hat, weil ihre Heimath nicht auf dieser Erde ist.

Was! rief der Einnehmer lebhaft: Bruder, ist es wirklich so, wie du sagst? gar keinen Wunsch?

Ja, Bruder: es ist so. Wenn sie mich so freundlich ansieht, als hätte sie etwas recht Großes zu bitten, und ich frage: gute Antonie, möchtest du gern etwas? Sag, was es ist, du sollst es haben, und müßte ich darum zehn Meilen weit zu Fuße gehen; dann hat sie keinen Wunsch, keine Bitte.

„Nun, so wollt' ich ...! Hätte ich doch beinahe geflucht! Aber, Bruder, du sagst mir das ja, als sollte es eine Lobrede auf das Mädchen seyn!"

Nun ja doch, Bruder; allerdings! Ist es denn nicht etwas Gutes, wenn der Mensch so recht lebendig fühlt, daß seine Heimath im Himmel ist?

„Nein, Bruder, wie du es jetzt meinst, ist es etwas Schlimmes. Auch du lebst, wie ich tausendmal sage, in der Ewigkeit; aber du hast

den Himmel zu dir herab gezogen, und deine Heimath ist noch immer hier, unter den Menschen. Das macht dich ruhig, besser, freundlicher. Wärst du ein Jüngling, so würde es dich verliebt machen, froh, stolz, intolerant . . ." —

Behüte mich Gott! rief der Lieutenant.

. . . „freigebig, gebieterisch gegen Vornehme, vertraulich gegen Geringe, wagehälsig und so weiter. Aber gar nichts wollen, gar nichts wünschen, wie Antonie; das ist kein guter Geist, das ist der leibhaftige Teufel, der in ihr sitzt; und den müssen wir austreiben."

Alter! . . . Wie kannst du das den Teufel nennen! Ich sage dir ein Paar Worte von Antonien; du selbst bekümmerst dich nicht um sie, und —

„Du meinst, ich könne nichts wissen, weil ich den Menschen, mit denen ich lebe, nicht auf die Finger sehe? Bruder, kann ich denn nicht an einem einzigen Glase Wein schmecken, ob das ganze Stückfaß etwas taugt oder nicht? Soll ich, um das zu erfahren, erst das ganze Faß austrinken? . . . Ich weiß nicht, was meine Nachbarn einnehmen und ausgeben, klatschen, geklatscht haben und so weiter; wohl

aber weiß ich, was in dem geheimsten Winkel eines menschlichen Herzens vorgeht, wenn mir anders die äußern Erscheinungen richtig angegeben werden. Und nun sag' ich dir: verhält es sich mit Antonien, so wie du sagst; dann ist sie von einem bösen Geiste besessen, den wir austreiben müssen. Laß sie doch einmal kommen! du sollst es bald hören."

Heute Abend, antwortete der Lieutenant verlegen; sie ist bei den Heumachern.

„Junge Leute, Mädchen so gut wie Jünglinge, müssen etwas wünschen, müssen eigenen Willen haben; sonst, Bruder, fehlt es ihnen an moralischer oder physischer Lebenskraft. Du hast die Wahl zwischen beiden."

Aengstlich sagte der Lieutenant: sonst hast du immer ein Dutzend O d e r in Bereitschaft; und dieses Mal klemmst du mein Herz zwischen die beiden ein.

„Weil es dieses Mal auf ein Menschenwohl ankommt! Du weißt, wie lieb ich dich habe, Bruder; aber dieses Mal muß ich dich zwischen den zwei O d e r sitzen lassen. Ist Antonie betrübt, so muß sie schreien; ist sie lustig, so muß sie jauchzen. Warum sie keins von beiden thut, weiß ich nicht; ich hoffe indeß, es zu erfahren."

So eben trat Antonie in das Zimmer. Aengstlich hob der Lieutenant an: und da sagte der König zu dem Feldhauptmann, gehe sanft mit dem Knaben Absalom um! Der Einnehmer drückte seinem Bruder die Hand, und warf einen forschenden Blick auf Antonien; sie erwiederte ihn mit einem lächelnden, der den Einnehmer sogleich erweichte. Als er ein Gespräch mit ihr anfing, beantwortete sie Alles mit einer rührenden Sanftmuth. Er schüttelte den Kopf, und nach einer Pause machte er ihr einige leichte Vorwürfe über das Erste, das Beste, das ihm einfiel. Sie antwortete mit leidender Geduld, vertheidigte sich nicht, versprach, sich zu bessern, und bat ihn, Nachsicht mit ihr zu haben.

Der Lieutenant konnte sich nicht länger halten. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er gegen seinen Bruder heftig, und sagte: bei dem allwissenden Gott! du thust ihr Unrecht, Bruder. Von dem allen, was du ihr vorwirfst, hat sie ja nichts gethan!

Der Einnehmer erwiederte gerührt: „Gott sey ihr gnädig, wenn sie ungerechte Vorwürfe anhören kann, ohne sich zu vertheidigen! Mein armes geliebtes Kind," fuhr er mit

sanf-

sanftem Tone fort; „ich glaube, du bist sehr krank.“

Antonie brach in Thränen aus, und sagte, wie für sich: ach! bis zum Tode!

Der Einnehmer bat sie, ihm offenherzig zu sagen, was ihr fehle; sie blieb aber dabei, daß sie es nicht wisse. Jetzt drang der Lieutenant mit der ganzen rührenden Gewalt seiner zärtlichen besorgten Liebe in sie. Nun warf sie sich ängstlich in des Einnehmers Arme, als ob sie bei ihm Schutz gegen die Bitten des Lieutenants suchen wollte.

„Bruder,“ sagte der Einnehmer, „kann es nicht Dinge geben, welche zu verschweigen uns die Tugend und die Menschlichkeit gebieten? Habe ich dich errathen, meine gute Antonie, so antworte nur durch ein Zeichen.“ (Sie lispelte mit niedergesenkten Augen ein Ja.) „Nun, so schweig, Antonie! Vergiß aber nicht, daß du es nicht anders darfst, als wenn die Tugend es dir befiehlt.“ (Sie sah den Einnehmer fest, mit froher Unschuld an.) „Gott segne dich, Antonie! Ja, du schweigst, weil du mußt. Bruder, laß uns den Muth unsers Kindes ehren! Und jetzt nur noch ein Wort, Antonie! Es ist groß, seinen Kummer zu verschweigen;

aber noch größer, ihn zu besiegen. Antonie! mein guter Bruder weint. Mache ihn wieder heiter. Richte dich auf, mein Kind! Der Mensch kann viel. Richte dich stolz auf! Dann wird mein Bruder, der dich so herzlich liebt, nicht mehr betrübt seyn."

Auf einmal stand Antonie in einer edeln Stellung da, trocknete sich die Augen, und küßte des Lieutenants Hand. Mit bebender Stimme sagte dieser: gute Antonie! und sie warf sich an seine Brust. Nach einer Minute bat sie den Einnehmer dringend, von dieser Scene gänzlich zu schweigen. Als er ihr das versprochen hatte, lächelte sie, und ging mit festerem Schritte, als sonst gewöhnlich, aus dem Zimmer.

Ach, welcher Jammer! sagte der Lieutenant. Der Einnehmer erwiederte: „Wie kannst du jetzt von Jammer reden! Ich möchte sagen, wie du vorhin: wäre ich ein junger Mensch, ich würde das Mädchen lieben, und hätte ich auch sonst nichts von ihr gesehen, als wie sie sich mit solchem edeln Stolze aufrichtete, und die Ketten des Grams von ihrem Herzen abwarf. Bruder, erst in dieser Minute habe ich Antoniens Enkelin in ihr erkannt. So groß,

so edelstolz, so frei, stand meine Antonie immer da."

Ach, wenn ich nur wüßte, . . . sagte der Lieutenant.

„Was es wäre? Was kann es seyn, als . . . Bruder, hast du denn an den jungen Leuten gar nichts bemerkt? Zu dem Gram eines jungen Mädchens giebt es fast immer ein Gegenstück. Hast du an Wilhelm nichts Besonders gesehen?"

Ich wüßte nicht, daß mir an dem etwas aufgefallen wäre.

„Hm! so ganz gleichgültig sollte er seyn? Ich bitte dich, Bruder, fasse ihn von jetzt an genau in die Augen. Er ist ein Trotzkopf, der mit dem Unglück spielt, und der sich einbildet, der Mensch müsse nicht anders weinen, als vor Freude. Ich glaube noch immer, hier ist ein Stück aus Amors Zaubertasche; denn um das übrige Wohl und Weh in der Welt kümmert man sich erst nach dem fünf und zwanzigsten Jahre. . . . Hätte doch Wilhelm gesehen, wie sich Antonie in meinen Armen aufrichtete! Wäre er dann gleichgültig geblieben, so hätte ich ihm gesagt: geh! in deinen Adern ist Eis."

Bruder, ich hätte sie schon geliebt, als ihr

Unglück sie so demüthig machte. Und bedarf denn ein gebrochnes Herz nicht Liebe?

„Du hast Recht. Doch von dieser Liebe rede ich nicht.“

5.

Ninon.

Der Einnehmer wußte sich nicht wenig damit, daß er den Teufel bei Antonien sogleich geahndet, und ihn so kräftig ausgetrieben hatte. „Bruder," sagte er; „ich muß mich gut ausgenommen haben, als ich da stand, und die Zauberformel sprach: „richte dich auf Antonie!" und als sich nun die von Leiden gebeugte Gestalt, voll Glaubens an Menschenwort und an die Allmacht unsers Willens, aufrichtete. Wenn du es mir nicht als eine Eitelkeit auslegen willst — ich muß dir, glaube ich, vorgekommen seyn, wie ein Apostel, der den Lahmen ergriff, daß er fest und stark nach Hause ging."

Ja, Bruder, es sah gut aus, als du bei den Worten: richte dich auf! dich selbst mit funkelnden Augen aufrichtetest. Aber ein Apostel mag bei so etwas doch wohl anders ausgesehen haben. Damit will ich indeß nicht leugnen, daß auch das, was du gethan hast, ein Wunder der Güte Gottes ist.

Der Einnehmer hatte große Lust, aus die-

sem kleinen Vorfalle einige Wunder der Bibel zu erklären; doch wagte er es nicht, aus Achtung für die Religiosität seines Bruders. Da indeß sein Mittel bei Antonien geholfen hatte (denn sie war von diesem Augenblicke an gänzlich verändert): so nahm er sich vor, in ähnlichen Fällen jedes Mal den Zauberer zu spielen, und zwar zuerst mit Wilhelmen, von dem er noch immer glaubte, daß Antoniens Unglück ihn näher anginge. „Bruder," sagte er; „ich setze meinen Kopf zum Pfande, es ist eine Liebesgeschichte, in der Wilhelm eine Rolle hat." In dieser Vermuthung bestärkten ihn einige Worte, die Antonie sich in einem nachherigen Gespräche mit ihm entfallen ließ. Der Lieutenant selbst gestand endlich zu, daß Wilhelm jetzt zuweilen etwas Seltsames, etwas Träumerisches habe.

„Hat er das?" rief der Einnehmer. „Nun, was zögre ich denn noch? Wie kann ich länger zweifeln?"

Sobald er mit Wilhelm und dem Lieutenant allein war, schritt er zum Werke. Wilhelm, der ihn erst gar nicht verstand, wurde durch ein Paar räthselhafte Worte über Antonien nachsinnend. Nun glaubte der Einnehmer gewonnen zu haben, und versetzte sich in ein künstli-

ches Feuer, um noch mehr zu wirken. Wilhelm aber — schlug ein lautes Gelächter auf, in das der Lieutenant von Herzen mit einstimmte, und das den Einnehmer aus seiner Schamanen-Begeisterung weckte.

Er brach das Gespräch auf einmal ab, hieß den Jüngling gehen, und sagte ein wenig beschämt: „Bruder, du wirst es erleben, daß ich dennoch Recht habe!"

Der Lieutenant erwiederte guthmüthig und treuherzig: fast glaube ich das selbst! Aber, wenn du Recht hast, so mußt du doch zugeben, daß etwas Großes darin ist, unter der Last eines Leidens so heiter zu bleiben, wie Wilhelm.

„Es kommt auf Ursache und Absicht an, lieber Bruder, denn sonst wären fast alle Hofleute, deren Gesichter sich nach den Launen ihres Fürsten richten, die wahren Helden der Stoa, und Anatomie die wahre Sittenlehre. . . . Du lächelst? Ich hörte einmal einen Hofmann, der lange bei einem großen Anatomiker in die Schule gegangen war, behaupten: ein Mensch, der sich in der Welt poussiren wolle, habe nichts angelegentlicher zu lernen, als Herr über die Muskeln zu werden, die von dem vierten, dem siebenten und dem achten Nervenpaar ab-

hangen. Und er hatte Recht. Das vierte und das achte Nervenpaar heißt auch das pathetische; und das siebente erregt Lachen, Erröthen und Erblassen. Wer am Hofe lebte, und nur diese drei Dinge so ganz in seiner Gewalt hätte, dem wäre geholfen. Es ist ein Glück, sage ich dir, daß die Hofleute die Anatomie nicht studieren! Thäten sie es, so wäre gar nicht mit ihnen auszukommen."

Du magst sagen, was du willst, es ist etwas Großes darin, daß Wilhelm den Schmerz, der ihn quält, so verbergen kann.

„Nun ja! Gott behüte ihn aber, daß er nicht etwa aus Eitelkeit, oder sogar auch um der Tugend willen, eine andere Rolle spielen will, als die ihm die Natur bestimmt hat! Glaub mir, es giebt tugendhafte Heuchler, die, um ganz fehlerfrei zu seyn, immer eine fremde Rolle spielen; die heftig sind, und in dem sanftesten Tone reden; die stolz sind, und immer den Kopf demüthig niederbeugen; die Haberechte sind, und immer nachgeben; mit Einem Worte, die Märtyrer — nicht der Tugend sind, sondern eines tugendhaften Anstandes; die ihres Lebens nicht froh werden, weil sie immer an sich zu richten, zu ordnen und zu mäßigen

haben. Lieber Gott, mir wird angst und bange, wenn ich nur an diese Kreuzträger denke! Sie vergiften die Quellen ihres Lebens und ihrer Freude, und plagen zuletzt alle Menschen um sich her mit Hypochondrie und Lebenshaß, bis der mitleidige Tod endlich die Fesseln lößt, die sie sich selbst angelegt hatten."

Wenn es solche Menschen giebt, so gebe ihnen Gott Freunde, die ihnen mit Liebe die Augen zudrücken!

„Es giebt ihrer mehr, als du denkst; nur steht in Büchern wenig von ihnen geschrieben, weil sie noch nicht klassificirt sind. Aber Wilhelm gehört — Gott sey Dank! — nicht zu diesen Leuten. Uebrigens bleibe ich dabei: er ist mit in Antoniens Unglück verwickelt."

Der Einnehmer hatte richtig gesehen. — Wilhelm liebte Henrietten mit der ganzen Leidenschaft seines glühenden Herzens. Schon als sie mit ihm zusammen tanzen lernte, gehörte ihr sein Herz; doch erst seitdem sein Freund Rudolph sie aufgegeben hatte, glaubte er das Recht zu haben, sie zu lieben. Er sah in ihr mit jedem Tage mehr das Ideal, welches er sich von dem vollkommensten Mädchen dachte; doch, durch das Beispiel seines Freun-

des belehrt, hatte er fest beschlossen, seine Liebe zu ihr allen Menschen zu verbergen.

Nach Rudolphs Entfernung aus dem Städtchen sahen des Predigers und des Einnehmers Familien einander sogleich wieder öfter. Der Prediger war jetzt in der That nicht mehr mißtrauisch gegen seine Tochter; er glaubte, daß sie den kindischen Fehler, sich in einen Liebeshandel einzulassen, nicht noch einmal begehen könnte; denn sie hatte ihm die ganze Begebenheit mit Rudolphen, und ihre geheimsten Empfindungen dabei, freiwillig gestanden. Diese Unterredung würde für Henrietten sehr lehrreich geworden seyn, wenn ihr System von der Liebe nicht längst vollendet gewesen wäre, und wenn ihr Vater nicht alles auf eine sehr glänzende, oder doch vortheilhafte Heirath bezogen hätte. Nun aber ging eine so seltene Stunde des höchsten Vertrauens zwischen Vater und Tochter ohne Nutzen vorüber. Alles lief darauf hinaus, daß Henriette des Triumphes genoß, von ihrem Vater bewundert zu werden.

Bellmann konnte seine Tochter jetzt unbesorgt sich selbst überlassen. Er fürchtete den ernsten, wortarmen, in sich gekehrten Wilhelm bei weitem weniger, als vorher den fröhlichen, heitern

Rudolph; und dann — was sehr wohl in Betracht zu kommen verdiente — war Wilhelm, wenn er anders den Einnehmer beerbte (worüber dieser indeß sich niemals äußerte), eine gar nicht üble Partie. Der Einnehmer galt in seinem Städtchen für einen reichen Mann; und daß er Wilhelmen zum Erben einsetzen würde, ließ sich mit vieler Wahrscheinlichkeit erwarten.

Henriette ging jetzt, so oft sie wollte, in des Einnehmers Haus. Je öfter Wilhelm das schöne Mädchen sah, desto liebenswürdiger fand, und desto inniger liebte er es. In der That hatte Henriette auch manche Vorzüge und gute Eigenschaften: sie war freimüthig, ohne unbescheiden, heiter und fröhlich, ohne übermüthig zu seyn; sie hatte Geist, Talente, Kenntnisse, und verstand die Kunst, das alles zu rechter Zeit und ohne Anmaßung geltend zu machen. Das, was ihr Vater ganz vorzüglich schätzte, Grazie, schien ihr angeboren zu seyn; sie that alles so leicht, so heiter, daß sie dadurch gegen die stille, in sich gekehrte Antonie sehr vortheilhaft abstach. Der Einnehmer selbst war gern in ihrer Gesellschaft, ob er gleich etwas, das er nicht zu benennen wußte, gegen

ſie hatte. Der Lieutenant, der etwas Aehnliches fühlte, wußte das ihr Fehlende auch zu nennen: ſie iſt alles, ſagte er; nur nicht fromm!

„Du ſagſt da bloß, was ſie nicht iſt, Bruder,“ erwiederte der Einnehmer nachſinnend: „ich möchte aber wiſſen, was ſie wirklich iſt.“

Vorzüglich gefiel es dem Einnehmer an ihr, daß ſie einen äußerſt ſchnellen und feinen Takt für die Sprünge ſeiner Ideen hatte. Seine Vorſtellungen konnten ihr nie zu ſeltſam, zu grotesk ſeyn. Sie disputirte wohl mit ihm; doch ſagte ihr ein feines Gefühl, wann ſie nachgeben müſſe.

Mit Wilhelm ging Henriette auf eine ganz eigene Art um. Sie war eine abgeſagte Feindin aller Schwärmerei, aller Begeiſterung, und trieb, wenn das Geſpräch auf dergleichen kam, ihren Spott damit, wobei der Einnehmer ihr treulich half, bis er ſelbſt in eine Begeiſterung gerieth, über die ſie dann herzlich lachte. Auch Wilhelmen verſchonte ſie nicht; doch war ihr Spott bei ihm ſo leicht, ſo lachend, daß er darüber nicht empfindlich, ſondern heiter wurde. Zuweilen ließ ſie ſich wohl von ſeiner Begeiſterung hinreißen, und ſchwärmte ein wenig mit; worüber ſie denn freilich hinterher auf die drol-

ligste Weise lachte. Sie zeichnete Wilhelmen aus — („wie jeden jungen Mann," sagte Antonie einmal, nicht ohne Grund). Alles an ihr gefiel Wilhelmen; am meisten aber bewunderte er sie wegen einer gewissen Naivetät, einer Unschuld, einer unbesorgten Unbefangenheit im Gespräche, die oft sehr nahe an das Kindische gränzte, und die ihr das konnte Antonie selbst nicht leugnen — außerordentlich wohl stand. Durch diese kindliche Unbefangenheit brachte sie es dahin, daß sie über Alles mitsprechen durfte, ohne daß irgend einer — die Einnehmerin ausgenommen — es auffallend fand. Wilhelm betrachtete sie mit einem ungewöhnlichen Entzücken, wenn sie mit dem freundlichen, lachenden Auge, mit der süßesten, arglosesten Unschuld eine Frage that, durch welche sie wohl gar der Einnehmerin eine Röthe abjagte.

Eben so arglos, wie im Gespräche, war sie auch in ihrem Betragen. Sie wußte gar nichts von dem scheuen, zurückhaltenden Wesen gewöhnlicher Mädchen, und gab z. B. Wilhelmen bei der geringsten Veranlassung die Hand, oder drückte sie ihm. Aber bei aller ihrer freundlichen Zutraulichkeit wurde er dennoch nicht bekannter mit ihr; und gewiß rührte sein Entschluß, ihr

seine Leidenschaft zu verschweigen, auch mit davon her, daß er sich gar nicht denken konnte, wie er es anfangen müsse, ihr sein Herz zu entdecken.

Da sie Allen im Hause gefiel, so war sie immer willkommen, und wurde ein neues, festes Band der Freundschaft zwischen dem Einnehmer und ihren Eltern. Ihre Heiterkeit, ihr Frohsinn veranlaßte auch manches kleine Vergnügen, das man vorher nicht kannte, und die Geselligkeit unter den gebildetern Personen des Städtchens wurde durch sie größer.

Jetzt hatte Wilhelm bei mancher kleinen Fahrt und manchem kleinen Feste in dem Hölzchen Gelegenheit, mit Henrietten allein zu seyn. Vielleicht wäre er bei diesen Umständen seinem Entschlusse, ihr seine Liebe immer zu verbergen, nicht treu geblieben, wenn sie in seine Schwärmerei mit eingestimmt hätte; doch sie war immer nur vertraulich, nur heiter. Gewöhnlich gelang es ihr, auch Wilhelmen heiter zu machen; und war er das, so sagte sie ihm wohl, wie gut das lachende Auge, der leichte Scherz ihm stehe.

Henriettens Benehmen war nicht blos Kunst, nicht blos Natur, sondern eine Mischung von

beiden. Sie hatte ihre Erfahrungen genützt, und über das Leben nachgedacht. Ihr konnte es nicht entgehen, daß Toleranz anderer Menschen das rechte Mittel ist, des Lebens froh zu werden; deshalb war sie gegen jedermann nachgebend und gefällig. Es machte ihr Vergnügen, mit Männern umzugehen; sie fand aber bald, daß dieser Umgang für ein Mädchen eigene Schwierigkeiten hat, wenn es die Triumphe des weiblichen Geschlechtes nicht aufgeben will. Dies zu thun, kostete ihr Ueberwindung und Mühe: doch sie erreichte ihre Absicht durch freimüthige, sorglose Unbefangenheit. Keinen Blick der jungen Männer, keine Schmeichelei, keine Aufmerksamkeit schien sie auf sich zu beziehen; nur für die Unterhaltung selbst schien sie Sinn zu haben. Dadurch brachte sie es dahin, daß sie mit jedem jungen Manne vertraulich umgehen konnte, ohne jemals die Spröde machen zu dürfen.

Zu diesem Studium über ihr Betragen hatte ihr Vater sie veranlaßt, der sie für eine zweite Ninon hielt. Zwar hätte er um keinen Preis ein solches Weib aus seiner Tochter machen mögen; aber dennoch nannte er sie in seiner Vaterfreude zuweilen: meine Ninon; ohne sich

übrigens weiter über diese Französin auszulassen. Henriette fand aber, als sie einmal ein Buch suchte, das Leben der Ninon; sie las es heimlich, da gleich die ersten Seiten sie anzogen, und sah nun sehr wohl, weshalb ihr Vater von diesem berühmten Weibe nicht sprechen wollte. Der Ninon Ruhm gefiel ihr; doch war ihr etwas dabei widrig, beinahe abscheulich. Aber sie las noch einmal, dachte über die Grundsätze der Französin nach, und empfand immer weniger Widerwillen dagegen. Diese Grundsätze hatten zu viel Aehnlichkeit mit ihren eignen, und paßten zu gut zu ihres Vaters Lehren über ihr künftiges Benehmen in der Welt, als daß diese Lektüre hätte ganz ohne Wirkung bleiben können. Zwar fand sie das Leben der Ninon immer tadelhaft; es blieb aber doch in ihrer Phantasie das Ideal der weiblichen Glückseligkeit, und in ihrem Herzen war der geheime Wunsch, ein ähnliches führen zu können.

Sie that in dieser Absicht, was sie konnte. Mit großer Aemsigkeit suchte sie ihren Geist zu bilden; vorzüglich aber bemühete sie sich, den ernsthafteren Kenntnissen ein leichtes, schönes Gewand zu geben, die Minerva in eine Grazie zu verwandeln. Sie bildete ihre Geschicklichkei-

ten weiter aus, um, wo möglich, in allen eine sehr hohe Stufe zu erreichen. Eine Reise, die ihre Eltern mit ihr in die Residenz des Landes machten, that, ob sie gleich nur einige Wochen dauerte, auf Henrietten eine solche Wirkung, daß man sie kaum wiederkannte. Mit Hülfe ihres Vaters benutzte sie den Aufenthalt in der Residenz zu einem wirklichen Studium. Dort sah, dort beobachtete sie alles, und bemerkte bald, daß es ihr nicht schwer seyn würde, auch auf dieser größeren Schaubühne mit Glück eine Rolle zu spielen. Sie kam anders und schöner gekleidet, mit einem leichten Gange, und mit noch mehr Grazie im Betragen, nach ihrem Städtchen zurück; doch, anstatt nun stolz zu seyn, wie Antonie und die Einnehmerin befürchteten, war sie vielmehr noch zutraulicher, noch unbefangener, noch kindlich-unschuldiger, als vor ihrer Reise.

Wilhelms Liebe zu ihr wurde immer grösser; da aber seine Achtung für sie sehr zunahm, so wurde sein Betragen gegen sie auch ehrerbietiger, und er bestärkte sich immer mehr in dem Vorsatze, ihr und allen Menschen seine Leidenschaft zu verschweigen. Wenn er über seine Wünsche, und über die Wahrscheinlich-

keit, sie erfüllt zu sehen, nachdachte, dann sank seine Hoffnung gänzlich; denn noch immer waren seine Aussichten in die Zukunft unsicher. Die beiden Brüder, die ihn erzogen hatten, zeigten nicht die geringste Neigung, ihn aus dem Hause weg zu lassen. Die Einnehmerin drang zwar, nach Art der Weiber, ernstlich darauf, daß Wilhelm „etwas werden" müsse; man schreckte sie aber mit der mannichfaltigen Gefahr, die ihren Liebling in der Fremde erwarte. Wilhelm selbst war sich bewußt, daß er nur um Henriettens willen in irgend eine Laufbahn zu kommen wünschte; er schwieg aus Schaam, und so gingen viele Monate hin, die ihn zwar für die Gegenwart sehr glücklich machten, die Wahrscheinlichkeit aber, daß er je die Hand seiner geliebten Henriette erhalten würde, immer mehr verminderten.

Es kostete ihn große Ueberwindung, seine Leidenschaft zu verbergen, zumal da er bei diesem Schweigen nie erfahren konnte, ob auch Henriette etwas für ihn empfinde. Sie behandelte ihn zwar mit einem lieblichen Vertrauen; dieses zeigte sie aber auch andern jungen Männern, welche sie öfter sah.

Wilhelm arbeitete mit einer unglaublichen

Anstrengung; doch zuweilen ergriff ihn eine Art von Verzweiflung, wenn ihm der Gedanke einfiel, daß alle seine Anstrengung am Ende doch vergeblich seyn werde. Er hatte lange umhergesonnen, in welchem Fache er am schnellsten ein Amt zu erhalten hoffen könne. Endlich blieb er in seiner Wahl bei der angewandten Mathematik, die er nun in allen ihren Theilen eifrig studierte. Er sammelte sich in kurzem einen reichen Vorrath von Kenntnissen, und, so viel er dazu Gelegenheit hatte, suchte er sich auch praktische Erfahrung zu erwerben. So dirigirte er z. B. jeden Bau in dem Städtchen, und machte kleine Reisen in die Nachbarschaft, an jeden Ort hin, wo irgend eine merkwürdige Maschine zu sehen war. Durch seine unaufhörliche innere und äußere Anstrengung wurde er ernster, stiller, in sich gekehrter, als er es, nach seinen Jahren und seinen Anlagen, hätte seyn sollen. Nur Henriette konnte ihn erheitern, doch immer nicht länger als auf einige Stunden: dann versank er wieder in sein ernstes, schweigendes Nachsinnen. Zuweilen, wenn er lange zwischen Hoffnungen und Besorgnissen geschwankt hatte, nahm er sich wohl vor, den Knoten zu zerhauen, und Henrietten seine Liebe zu gestehen;

dann aber fiel ihm des Einnehmers Rede an Rudolph, und sein Vorsatz wieder ein. Er sagte: schweigen und sterben! Diese Worte gaben ihm neuen Muth, seine Arbeiten, wie seine Opfer, fortzusetzen, und er wurde wieder ein wenig heiter.

6.

Antonie schwört.

Henriette spielte ihre Rolle leicht, mit Grazie, und wiederholte sich oft ihre Grundsätze: „der Mensch lebt, um glücklich zu werden; die Leidenschaften sind Winke der Natur, auf welchem Wege das Glück anzutreffen ist; und die Klugheit muß sie beherrschen!" Aber dennoch spielte unter der Hand auch ihr Herz seine Rolle, und sehnte sich nach etwas Anderem, als nach dem leichten Genusse eines immer heitern Lebens. Sie spottete der Liebe, und fühlte dennoch, daß sie Bedürfniß des Herzens ist. Schon früher hatte sie den Gedanken gehabt, daß Wilhelm nicht gleichgültig gegen sie sey; und jetzt wurde diese Vorstellung in manchen Stunden bei ihr sehr lebhaft. Wenn sie Wilhelmen betrachtete, und die glühenden Blicke, die hohe Begeisterung sah, mit der er bei manchen Gelegenheiten redete, dann konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren: o, welch ein Glück müßte es seyn, von diesem jungen Manne geliebt zu werden! — Alle Mädchen sehen scharf;

noch schärfer sah Henriette, die so lange an das Beobachten gewöhnt war. Sie bemerkte bald die Zeichen der Liebe an Wilhelmen, und freute sich darüber — nicht, weil es ein Triumph ihrer Eitelkeit war, sondern weil schöne Bilder ihrer Kindheit vor ihrer Seele schwebten. Da ihr Vater zuweilen im Vorbeigehen geäußert hatte, daß Wilhelm, wenn er den Einnehmer beerbte, keine üble Partie seyn würde: so ließen sich ihre Gefühle auch mit ihrem Systeme sehr wohl vereinigen. Je aufmerksamer sie jetzt den Jüngling beobachtete, desto mehr wurde sie von der Richtigkeit ihrer Vermuthung überzeugt; und nun sagte sie diese ihrem Vater mit einer Ruhe, welche ihm zeigen sollte, daß es ihr völlig gleich sey, was er wünsche.

Ihr Vater überlegte, und fand eben nichts gegen Wilhelm einzuwenden. Der junge Mensch, sagte er, wird vielleicht in der Folge sehr reich, wenn er auch das Vermögen der Familie mit seiner sogenannten Schwester theilen muß. Es fehlt ihm nicht an Kopf, und durch den macht er die Fehler seiner verkehrten Erziehung einigermaßen wieder gut. Seine Talente und seine Kenntnisse werden ihn ohne Zweifel vorwärts bringen, aber Henriette

— ob du mit ihm glücklich seyn würdest, da er von Jugend auf gewohnt ist, alle Forderungen seiner Phantasie, seiner wilden ungezähmten Gefühle zu befriedigen: das ist eine andre Frage.

Meinen Sie nicht, lieber Vater, daß er noch zu bilden wäre? fragte Henriette lächelnd.

Kaum! Dir, mit deinem Kopfe, würde es freilich noch am ersten gelingen. Es käme auf eine Probe an!

Henriette näherte sich nun dem Jünglinge, zeichnete ihn aus, wie die Leser schon wissen, und spottete über seine Schwärmerei, doch immer mit feiner Schonung. Es gelang ihr, ihn zu erheitern, ja ihm bisweilen das Geständniß abzunöthigen, daß seine Schwärmerei ein Fehler sey. Nun hoffte sie auf noch weit mehr. „Wenn er," dachte sie, „mir nur erst erklärt hat, daß er mich liebt; dann . . ." — Aber diese Erklärung blieb aus, obgleich Henriette ihm so nahe trat, als es der jungfräuliche Anstand nur immer erlaubte. Sie begriff das nicht; und noch unbegreiflicher war es ihr, daß er wieder fremder und kälter gegen sie wurde. Sie machte einige Versuche, in sein Herz zu sehen; und als ihr diese mißlangen, fing sie

zuweilen an zu zweifeln, ob er sie wirklich liebe. In dieser Ungewißheit zog sie sich behutsam ein wenig von ihm zurück, doch ohne ihn darum ganz aufzugeben.

Es war in ihren Augen eine nicht geringe Demüthigung, daß sie den Jüngling, den sie halb und halb liebte, gar nicht errathen konnte. Zuweilen, wenn sie sein vertrauliches Betragen gegen Antonien sah, besorgte sie gar, daß sie an dieser eine glückliche Nebenbuhlerin hätte. Nun gerieth ihre Eitelkeit in Bewegung, und sie bediente sich ihrer weiblichen Künste ein wenig. Nicht lange, so stieg dann ihr Glaube an Wilhelms Liebe wieder, da sie ganz deutlich sah, daß seine Heiterkeit und seine finstre Laune von ihrem Betragen gegen ihn abhingen. Bei dem allen blieb sie aber in Ungewißheit; denn Wilhelm — liebte und schwieg.

Antonie beobachtete noch genauer, weil heiße Liebe und quälende Eifersucht ihre Blicke schärften. Bisweilen zweifelte sie gar nicht mehr an Wilhelms Leidenschaft für Henrietten: wenn sie dann aber wieder sah, wie ruhig, wie kalt sogar, er mit ihr über Henrietten sprach, und daß ihn nicht einmal ein Tadel über diese unwillig machte; dann wurde sie wieder gänzlich

ungewiß. Die Leidenschaften wirkten bei Allen unablässig fort, und niemand errieth das Wahre. Doch Antonie sollte durch einen Zufall aus ihrer Ungewißheit kommen.

Wilhelm war auf acht Tage nach einem nahe gelegenen Bergwerke gereiset, um die Schachte zu befahren und das Maschinenwesen kennen zu lernen. Die Einnehmerin befahl Antonien, während der Zeit sein kleines Zimmer einmal in Ordnung zu bringen. Denn — sagte sie eifrig — was sich der Vater herausnimmt, darf Er sich nicht herausnehmen. Es sieht ja in seinem Schreibpulte aus, wie bei der Zerstörung Jerusalems. Leg zusammen, was zusammen gehört, Antonie, Quartblatt auf Quartblatt; bohne den ganzen Schreibtisch, und laß keinen Tintenfleck sitzen. — Sie selbst probirte sogleich alle Schlüssel, bis einer das Schreibpult öffnete. Nun nahm sie alle Papiere hervor, und überließ dann die weitere Arbeit Antonien.

Diese ging sehr gern an die Arbeit für den Geliebten, und betrachtete mit Vergnügen die Risse, die Zeichnungen, die er gemacht hatte. Seine Papiere waren meistens mathematische Aufsätze, und interessirten sie also eben nicht; doch fand sie auch einige Blätter von ihm mit

Bemerkungen über die Geschichte. Sie las, und ihr Herz empfand ein himmlisches Entzücken; denn hier hatte Wilhelm seinen Abscheu vor dem Laster, seine Verachtung einer prunkenden Tugend, und seine glühende Liebe zu dem stillen Wirken eines reinen Herzens mit den lebhaftesten Farben gezeichnet. So hatte sie ihn noch nicht gekannt; hier, in seinen Papieren, sah sie zum ersten Male sein reines Herz, und seine, zwar feste, starke, aber doch kindlich gute Seele. Er hatte die schönsten Gefühle ihres eignen Herzens so rein, so deutlich ausgesprochen! Und ein Herz, das dem ihrigen so gänzlich gleich empfand, sollte sie nicht lieben? Sie war jetzt mit ihrer Arbeit fertig, und, wie durch eine Zauberei, auf einmal von der nahen Erfüllung ihrer Wünsche so überzeugt, daß sie ein zusammengebundenes Päckchen an ihr Herz drückte und ausrief: er ist mein! er ist immer mein gewesen!

Doch — eben dieses Päckchen enthielt ihre Verurtheilung zu einem ewigen Elende. Noch zitterten ihre Hände vor Freude, als sie es öffnete, und ein Blatt herausnahm; kaum hatte sie aber einige Zeilen gelesen, da sank sie erblassend, wie vernichtet, zurück. So saß sie

lange, bis die Einnehmerin sie mit den Worten: Aber, mein Gott! wie lange dauert denn das? aus ihrer schmerzlichen Betäubung weckte.

Antonie hatte das Blatt noch in der Hand, als die Einnehmerin den Schrank wieder zuwarf. Sie mußte es nun geschwind verbergen, und nahm es mit auf ihre Kammer, wo sie es ganz las, sobald sie wieder einige Kraft gesammelt hatte.

Hier ist es.

„Ueber mir breitet sich das unermeßliche Gewölbe des Himmels aus. Ich, ein Atom eines Atomen, stehe hier verloren in der Unendlichkeit; und dennoch, Henriette — o meine Geliebte! — dennoch erreicht mein Auge — aus Staub, zu Staube gebildet — den leuchtenden Sirius, und dringt bis über die fernsten Sonnenbahnen. Mein Geist umfaßt die Welten alle, die kein Auge erreicht; er ist größer, unermeßlicher als die Schöpfung. Sie ist sein Gebiet, das er ausmißt, das er umfaßt, dem er Gesetze vorschreibt. Ich bin mehr als die zahllosen leuchtenden Welten. Sie werden fallen, sie werden aufhören zu leuchten; ich bleibe! Mein Geist wird nicht durch den dunkeln Vor-

hang jenseits aller Welten gehemmt; er dringt kühn und sicher in die Ewigkeit."

„Mit dir, Geliebte, dring' ich ein in dieses unser Eigenthum. Ich liebe dich! Diese großen Worte heben mich über die Vergänglichkeit empor. Ich liebe dich, und du bist mein. Nie hat mein Arm dich umfaßt, nie mein Herz an dem deinigen entzückt geschlagen; und dennoch bist du mein, Henriette. Mag das Schicksal empörte Meere zwischen uns setzen; mag der Tod das trennende Grab zwischen uns werfen: dennoch bist du mein, auf ewig mein! Siegend steige ich mit dir aus dem Grabe empor; wir schweben, vereinigt, den erhabnen Weg in unser Vaterland, und Sonnen leuchten an dem Saume deines fliegenden Gewandes."

Was will ich! was für eine Sehnsucht gießt diese stillen Freudenthränen in mein Auge! welche Begierde hebt die volle Brust mit hohen, unaussprechlichen Gefühlen! Ich will deine Liebe; nichts weiter: du sollst mein seyn, wie ich dein bin! Verlangt mich nach deinen Küssen, Henriette? Habe ich den Wunsch, daß deine Arme mich umfassen, daß dein Herz an dem meinigen schlagen soll? . . . Ist nicht auch deine schöne Brust das Eigenthum des Todes?

wird nicht auch deine Lippe erbleichen, dein Auge, das wie der Sirius funkelt, erlöschen? Ach, wenn du mich innig an dein Herz drücktest; wenn deine Lippen fest an den meinigen lägen: wäre dann nicht noch immer das Grab zwischen uns, zwischen unsern Geistern? Ständen wir, auch innig umarmt, nicht wie auf entfernten Welten, bis im Tode unsre Geister einander berühren, Eins seyn werden?"

„Was mein Schicksal auch seyn mag — ich schweige, Henriette. Daß du mein bist, weiß ich. Führe dich ein edler Mann zu dem Altare: ich werde trauern und sterben. Aber so wie mein Herz, liebt dich keins, so wird dich keins lieben; und wenn wir einander wiedersehen, dann wirst du sagen: uns trennte ein Traum, ein täuschender Augenblick; doch jetzt bist du ewig mein: denn du nur liebtest, und liebst mich!"

„Trauern und sterben! — Henriette, wenn ich reden dürfte, wenn ein glücklicher Zufall, wenn die gütige Vorsehung mir erlaubte, dir zu sagen: sey schon hier mein, Geliebte! O, wenn dann deine Blicke voll süßer Liebe

sich auf den Mann hefteten, der allein dich zu lieben weiß; wenn deine Brust, die sich in sanfter Ruhe hebt, dann von einem stärkeren Gefühle höher schlüge; wenn deine Hand die meinige faßte, und deine Lippen die Worte hauchten: ich bin dein! — o, ich stürbe vor Entzücken! Oder — lebte ich: dann, Henriette, würde mein Kopf nicht mehr schwärmen, mein Herz nicht mehr gleich einem empörten Meere stürmen; dann würde die Ruhe, die in deiner stillen Seele alles, was am Leben schön und gut ist, im lieblichsten Bunde vereinigt, auch in der meinigen wohnen."

„Ja, Geliebte, mein Herz ist ungestümm. Du bist wie der wolkenlose Himmel, der sich langsam und segnend über die Erde hin bewegt. Ich stürze daher wie eine verfinsternde Wolke, und trübe den reinen Himmel deines Herzens. In stiller Würde fassest du alle Verhältnisse des Lebens, und spielest lächelnd mit ihnen, wie ein Engel mit einem Kinde. Diese Ruhe ist der Lohn deiner reinen hellen Seele. O, wann werde ich zu dieser Ruhe kommen! Nur dann, wenn du mein bist, Henriette."

„Da wird die Gegend, die noch erst eben im Mondlichte schimmerte, vom Nebel eingehüllt. Langsam hebt er sich, und verbirgt mir das Haus, in welchem du schlummerst, Henriette. Schon funkelt der Sirius nicht mehr. Ach, wenn mich der Gedanke ergreift, du werdest mich niemals lieben, Henriette: o, dann möge ein ewiger, finstrer Nebel den Himmel und alles bedecken! Wenn im Gespräch nur dein Athem mich berührt, nur deine Hand in meinem Arme liegt, dein Kleid an dem meinigen vorüber rauscht; dann wünsche ich oft: o, daß ich stürbe, wenn sie mich nicht lieben kann! — Henriette, niemand versteht die Wünsche meines Herzens. Wehe mir, wenn auch du sie nicht verständest! wenn du nicht fühltest, wie fest ich an dir hange! Du umfaßtest neulich ein Kind, und drücktest deinen schönen Mund auf dessen Lippen. Ich habe die Kleine seitdem mit Liebkosungen, mit Geschenken an mich gelockt, deine Küsse von ihren Lippen weggetrunken, und sie, mit süßen Thränen in den Augen, an meine Brust gedrückt. Niemand weiß, warum ich das Kind so liebe. Es hat an deiner Brust geruhet, Henriette!"

„Tausendmal habe ich mir schon gewünscht,

das Kind zu seyn. Wenn du mich an deine Brust drücktest, und ich die kleinen Arme um deinen Nacken schlänge. . . ." —

Antonie hielt dies Blatt in den zitternden Händen, und benetzte es mit heißen Thränen. Die Vorstellung, daß Wilhelm während der Nacht, mit funkelnden Augen, in der höchsten Begeisterung, daran geschrieben hatte, zerriß ihre leidende Seele. Alle ihre Hoffnungen waren nun vernichtet. Vorher hatte sie zuweilen geglaubt, Wilhelm würde endlich von Henriettens ruhiger Kälte zurückgestoßen werden; doch eben diese Kälte hielt er ja für Reinheit der Seele, für die schönste Harmonie des Herzens. Sie fühlte nun wieder einen lebhaften Unwillen gegen Henrietten, die ihr einen so herrlichen Edelstein genommen hatte, um ihn zum Prunken der Eitelkeit zu verschwenden; ihre Eifersucht hüllte sich aber in die Gestalt der Großmuth. „Wie!" dachte sie; „ich dürfte ruhig zusehn, wenn dieses schöne Herz, dieser hohe Geist das Spiel einer Buhlerin seyn soll, die nicht weiß, was Liebe ist, der Wilhelms Herz und Glückseligkeit nichts gilt? Nein, er muß erfahren,

wen er liebt! — Richte dich auf, Antonie! rief mir mein Großvater zu. Er rettete mich; soll ich ihm den Sohn nicht retten?"

In einigen Minuten hatte sie einen Plan entworfen, nicht wie sie den Jüngling aus seiner Täuschung bringen, sondern wie sie Henrietten entlarven und in ihrer ganzen Häßlichkeit darstellen wollte. Es war ihr unangenehm, daß Wilhelm noch acht Tage wegblieb, und daß Henriette noch so lange den Triumph haben sollte, von ihm geliebt zu werden; indeß sie konnte diese Zeit zum völligen Ausbilden ihres Planes nützen. Sie dachte sich Henrietten beschämt, gedemüthigt, fühlte aber, daß sie dann nicht glücklicher, sondern daß ihr Schmerz nur betäubt seyn würde.

Und damit er, sagte sie auf einmal laut, nicht glauben könne, ich sey eifersüchtig; so — so will ich seiner Liebe auf ewig entsagen! Nie soll er meine Hand bekommen! — Ermattet von heftigen Gefühlen, noch mehr aber von ihrem feierlichen Gelübde, sank sie auf ihren Sitz zurück. Nach einiger Zeit ging sie hinunter, um von dem Einnehmer zu erforschen, wie er über Wilhelms Verheirathung dächte;

denn sie rechnete halb und halb darauf, daß er, ob ihm gleich Henriette nicht mißfiel, sie doch nicht gern zu seiner Schwiegertocher würde haben wollen.

7.

Antonie überwindet sich selbst.

Als sie die Thür öffnete, sagte der Einnehmer so eben: „ich behaupte es dreist, und will es vor Gott verantworten; Bruder! Noch einmal: lasset die Sonne nicht über euren Zorn untergehen! Denn Bruder, es kommt darauf an, das achte Nervenpaar, das patheticum, zur Ruhe zu bringen. Es ist mit der Luftröhre, der Brust, dem Bauch, und durch die Spannader mit allen Arm- und Beinnerven verbunden. Alles Predigen hilft nichts, so lange dieses Nervenpaar in Bewegung ist; und du glaubst nicht, was ein Paar Stunden Schlaf thun!"

Bruder, ich rede von dem göttlichen Ebenbilde im Menschen, und du von der seufzenden Kreatur, wie Paulus den Körper nennt. Die mag im Schlafe abwarten, ob ein guter Augenblick kommen will; unser Herz aber, unsre Seele, soll nicht warten, bis Hand und Fuß gelähmt sind. Auf der Stelle soll man Buße thun. Es ist edler zu sagen: lasset die Sonne

nicht untergehen über Euren Zorn! Was ist es denn für Kunst, sich zu bändigen, wenn man nicht mehr unbändig ist? Du redest von Fleisch und Blut und von Nervenpaaren. Es ist befohlen, die Seele im Zaum zu halten, nicht die Nerven; denn sonst wäre es ja wahr, was du einmal lasest und worüber du dich so ereifertest, das Opium, Cremor tartari und Diogenes Messer... —

„Origenes Messer, Bruder! Diogenes war ein andrer Kerl!“

... die besten krampfstillenden Mittel wären besser als Gottes Wort und das Gewissen in uns. Ich sage: versöhne dich auf der Stelle mit deinem Bruder! Lieber Gott! wie könnte ich auch Zorn, Haß, Neid und Mißgunst Abends mit unter die Decke nehmen! Nein, Bruder, der Mensch soll in sein Bett steigen, wie er einmal in's Grab zu steigen denkt. Reue soll ihr Thränentuch über den Zornigen, den Harten breiten, nicht der Schlaf seine wohlthätigen Engelsflügel: die gehören nur über ein reines Herz.

„Und über ein gebrochnes, guter Bruder!“ sagte der Einnehmer bewegt. „Ja, du hast Recht. Thränenvolle Augen, gebrochene Her-

zen, und Glieder, die von nützlicher Arbeit ermattet sind, bedeckt der Schlaf mit seinen Engelsflügeln. Doch über zornige Herzen gehört das schwere Thränentuch der Reue."

Der Lieutenant drückte Antonien an sein Herz, weil es ihm war, als müßte er in diesem Augenblicke irgend ein menschliches Wesen umarmen. Es thut mir weh, mein Kind, sagte er schmerzlich, daß so viele Menschen mit Herzen voll Zorns und Hasses die Sonne können untergehen lassen, ohne an die letzte Sonne ihres kurzen Lebens zu denken. — Antonie machte sich ängstlich aus seinen Armen los. Als sie auf ihrem Zimmer war, brach sie in einen Strom von bittern Thränen aus. So oft sie die Augen erhob, sah sie die Sonne immer tiefer sinken, und hörte immer lauter die Worte: „lasset die Sonne nicht untergehen über euren Zorn!" Die Sonne ging unter, ohne daß Antonie ihren Haß bereuete. Doch sie wiederholte, sie übersann nun das Gespräch der beiden Brüder, und fand, wie schon früher einmal, daß Henriette doch wohl nicht so schlimm sey, als sie ihr scheine, und daß ihr Widerwille gegen das Mädchen größtentheils Neid und Eifersucht zur Quelle habe. Mit dem Gefühl

ihres Unrechts, und mit Thränen der Reue, schlief sie endlich ein.

Am folgenden Morgen erwachte sie mit weit mildern Empfindungen, und nun war sie im Stande, ruhiger über Henriettens Schuld bei dieser Sache nachzudenken. Sie sah ein, daß Henriette von Wilhelms Liebe nicht das Mindeste wisse, und daß ihr niemand wehren könne, das Leben und die Verhältnisse desselben in einem andern Lichte zu sehen, als sie selbst, als Wilhelm und der Lieutenant. Noch immer regte sich mitten unter diesen Gedanken bei ihr die Eifersucht; doch diese Leidenschaft war schon sehr merklich gemildert.

Es ging eine zweite Sonne unter; und Antonie fand nun ihren Haß gegen Henrietten noch ungerechter. Was ist denn, dachte sie, ihre Schuld? Sie spricht, sie tanzt, spielt und singt besser als ich; sie kleidet sich geschmackvoll, hat das angenehme Talent, ein klein wenig zu spotten, und weiß hundert Dinge, von denen ich nie etwas gehört habe. Das alles sind ja doch keine Fehler. Freilich spottet sie nicht bloß über Schwärmerei, sondern auch wohl über eine tugendhafte Begeisterung; sie ist indeß doch heiter, gutartig und höflich, ohne falsch zu seyn.

Antonie konnte ihr am Ende weiter nichts vorwerfen als eine ruhige Kälte bei manchen Gelegenheiten, die ihr eignes Herz in Gluth versetzten, und ein zu freies, unweibliches Wesen, das aber die Männer nicht tadelten, sondern eine unschuldige Natürlichkeit nannten.

Sie blieb endlich bei dem Gedanken stehen, daß Wilhelm unmöglich mit Henrietten glücklich seyn könne. Doch auch in diesem Schlupfwinkel, wohin sich ihre Eifersucht verbergen wollte, ließ der Einnehmer sie nicht bleiben. Sie brachte das Gespräch ganz behutsam auf Wilhelm, tadelte ihn, daß er mit so wenigen Menschen fertig werden könne, und gab die Schuld davon seinem heißen Kopfe. „Das ist wahr,“ sagte der Einnehmer kalt, „und auch nicht wahr! Jedes Ding in der Welt, und auch dieses, hat zwei Seiten, die Wetter- und die Morgenseite. Aber — mit wem könnte denn Wilhelm nicht fertig werden? Mit seinen Freunden? Gewiß! denn er liebt sie von ganzer Seele.“

Wenn er nun aber findet, daß er so nicht wiedergeliebt wird, wie das gewiß sehr oft der Fall seyn muß? fragte Antonie.

„Nein, das wird er nicht finden, eben, weil sein Kopf so heiß ist. Und findet er es einmal:

desto besser; es wird ihn abkühlen. Dann werden die Menschen für ihn passen, und er mehr für das Glück, das den Menschen gegeben ist. Mir würde für ihn bange seyn, Antonie, wenn er irgend einen eben so heißen Kopf fände, und ihn liebte. Er braucht einen kalten Eisberg, an dessen Schnee er seine heiße Brust zuweilen abkühlen kann. Mit seinen Freunden verträgt er sich: denn er liebt sie; auch mit seinen Feinden: denn er vergiebt ihnen; mit den Schurken: denn sie fürchten ihn; mit den dummen Teufeln: denn er schonet ihrer. — Also, siehst du, paßt er wohl für die Menschen, wenn die Menschen nur für ihn passen."

Eben das meine ich, lieber Vater, sagte Antonie.

„Nun so tadle die Menschen, aber nicht unsern Wilhelm!"

Sie werden ihn gewiß nicht so lieben, wie er es verdient; nicht so achten, wie seine treue Seele es fordern kann.

„Das ist ihre Schuld und ihr Schade! Er wird sie lieben; und wäre er recht innig mit einem Menschen verbunden, so stehe ich dafür, seine Liebe würde selbst das verschlossenste Herz eröffnen."

Sie haben aber selbst gesagt, lieber Vater, er stände in Gefahr, unglücklich zu werden, wenn . . .

„Ja, mein Kind! die Menschen werden ihn nicht unglücklich machen: denn er wird nie aufhören, sie zu lieben; doch die Laster, die Verbrechen der Menschen werden ihn schmerzen. Du kennst ihn nicht, Antonie; das thut mir leid. Ich liebe ihn eben darum, nächst meinem Bruder, am meisten, weil er für sich so wenig fordert, so wenig will, und doch so viel giebt. Schon bloßes Wohlwollen vergilt er mit unendlicher Liebe und Dankbarkeit; ein kleines Vertrauen mit seinem ganzen Herzen."

So entriß der Einnehmer der armen Antonie die letzte Hoffnung und sogar auch den geheimen Triumph, denken zu können, daß Wilhelm durch sie glücklicher geworden seyn würde, als durch Henrietten. Sie saß beschämt und gedemüthigt auf ihrem kleinen Zimmer. Anfangs wollte sie nicht gestehen, daß der Einnehmer Recht habe; doch — hatte nicht Wilhelm selbst gesagt: du bist mein, Henriette, auch wenn ein andrer Mann dich zu dem Altare führt? Offenbar forderte er also die Liebe nicht, die er hatte und gab. Henriette war nun in

ihren Augen völlig gerechtfertigt. Wenn sie, dachte Antonie, Wilhelms Herz auch nicht ganz verdient, so kann doch nur sie ihn glücklich machen.

Unter den schmerzlichen Thränen einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit bekam Antonie wieder Muth zu einer sehr edlen Handlung. Sie konnte Wilhelms Geliebte nicht seyn; dafür wollte sie aber seine Beglückerin werden. Mit hochschlagendem Herzen ergriff sie diese Idee, bei der sich vielleicht, ohne daß sie selbst es wußte, ein geheimer Stolz in das Spiel mischte. Wilhelm sollte sie als ein höheres Wesen verehren, wenn er sie als Mädchen nicht lieben konnte. Sie wollte ihn erst glücklich machen, dann in Gram vergehen, und so noch größer handeln, als die Gräfin Elsbeth. Schon vorher war Antoniens Phantasie erglühet; jetzt betrachtete sie sich als ein Wesen, das nicht mehr zu dieser Erde gehöre, das unsichtbar liebe, segne und beglücke.

Es war ihr Plan, Henrietten Wilhelms würdig zu machen, und sie dann mit ihm zu vereinigen.

8.

Die beiden Mädchen machen Plane.

Antonie bereitete sich ernstlich auf die Rolle vor, die sie von jetzt an spielen mußte: sie empfing den Jüngling, für den sie so viel litt und so viel thun wollte, mit stiller Freundlichkeit, und fühlte bei seinem Anblick die Ruhe wirklich, die sie nur erkünsteln zu müssen befürchtet hatte. Einige Tage nach seiner Rückkehr gingen der Prediger und der Einnehmer mit ihren Familien nach dem Hölzchen an der Kapelle. Antonie machte die geschäftige Wirthin mit einer so freundlichen Ruhe, daß wohl Niemand den Gedanken haben konnte, sie sey entschlossen, heute das schwerste Gelübde abzulegen, das je eine Liebende abgelegt hat: ihr Herz einer fremden Liebe aufzuopfern.

Die kleine Gesellschaft trat in die Kapelle. Antonie wußte es sehr natürlich zu veranstalten, daß Henriette sich neben Wilhelm am Fuße des Monuments niedersetzte. Nun stand sie wehmüthig lächelnd da, legte ihre Hand auf die Brust der Statue, und dachte: lieben, schweigen, beglücken!

Sie ging hinaus, um ihr brennendes Auge an der Luft zu kühlen, und durch einen Seufzer ihr gedrücktes Herz zu erleichtern; dann kehrte sie wieder in die Kapelle zurück, und ihr schönes Gesicht behielt nun eine freundliche Ruhe. Sie setzte sich, als Wilhelm aufstand, neben Henrietten, und diese fand sie heute sehr anziehend und liebenswürdig. Beide gingen allein in das Hölzchen; schon nach einer Stunde konnte Henriette nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie bisher Antonien gänzlich verkannt habe.

Antonie schmeichelte Henrietten heute eben so wenig, wie sonst; sie war nur nicht so ernst, so finster, und gab Henrietten oft Gelegenheit, sich auf die vortheilhafteste Art zu zeigen. Was meinen Sie dazu, Jettchen? fragte sie einige Male im allgemeinen Gespräche, und hörte dann aufmerksam auf die Antwort.

Henriette sagte diesen Abend zu ihrem Vater: Antonie ist gar nicht ohne Verstand. Ihr stilles Wesen, das ich für Armuth des Geistes hielt, könnte wohl vielmehr eine Tugend ihres Charakters seyn. Ich habe sie heute sehr gute Reflexionen machen hören, die gewiß ihre eignen waren. Und wenn sie freundlich aussieht, wie heute, ist sie in der That bezaubernd. Sie

wissen wohl, daß ich das Empfindsame, das Pathetische, besonders an einem Mädchen, nicht vertragen kann; Antonien aber kleidet es, weil es bei ihr aus dem Herzen zu kommen scheint.

Nun, sagte Herr Bellmann; das freuet mich, auch um deinetwillen, da wir nun einmal mit des Einnehmers Hause umgehen. Wenn Antonie nur einige Anlagen hat, so kann vielleicht dein Umgang, dein Beispiel sie noch bilden.

Antonie besuchte nun Henrietten ganz allein, was sie vorher noch nie gethan hatte. Beide wurden in Kurzem vertrauter, und dachten mit jedem Tage besser von einander, als ehemals. Freilich merkte Antonie nach und nach, welche Vorstellungen sich Henriettens Verstand von der Freundschaft und der Liebe machte; doch das Herz ihrer neuen Freundin brach oft, troz ihrem Verstande, hervor, und zeigte sie weit liebenswürdiger. Auch Henriettens Auge funkelte, wenn Antonie mit Begeisterung von der Liebe redete; und einmal rief sie, von dieser Begeisterung ergriffen: „o, wie glücklich könnte der Mensch seyn!" — Und du, Henriette! erwiederte Antonie: wie glücklich du, da du alles hast, was Liebe erregt, und Liebe erhält! Da

du mit deinem Geiste und deinen Kenntnissen des edelsten Mannes werth, dem edelsten Manne gleich bist! —

Nach einigen Monaten brachte Antonie das Gespräch allmählig auf Wilhelm. Sie redete von ihm mit solchem Feuer, daß Henriette lächelnd sagte: „gefangen, Antonie! du liebst ihn!" – Ich liebe ihn nicht! erwiederte Antonie ruhig versichernd; aber ich wünschte, daß dein Herz bei seinem Namen recht unruhig werden möchte.

„Du bist meine Freundin, und gönnst meinem Herzen seine Ruhe nicht? . . . Ich liebe dich, Antonie; soll ich aber deshalb unruhig seyn?" —

Antonie lobte ihren Bruder jetzt so oft und so absichtlich, daß Henriette nothwendig aufmerksam werden mußte, und bald auf den Gedanken kam, daß Wilhelm sie durch Antonien wolle ausforschen lassen. Sie sagte das endlich ihrer Freundin ganz offenherzig.

Möchtest du, fragte Antonie, von einem Manne geliebt seyn, der einen Vormund brauchte?

„Aber wozu denn deine Lobreden? woher

deine Wünsche, Antonie, wenn dein Bruder nichts von dem allen weiß?"

Wenn nun mein Bruder dich heimlich liebte, und nur nicht reden wollte, weil sein Schicksal noch ungewiß ist!

„Heimlich? Ich sollte das nicht gemerkt haben; und du wüßtest es? Das wäre doch seltsam!"

Er liebt dich, Henriette; er liebt — und schweigt.

Henriette erröthete. „Er schweigt? und doch weißt du es?"

Er liebt und schweigt; auch gegen mich. — Antonie nahm Wilhelms Blatt aus ihrem Busen, erzählte aufrichtig, wie es in ihre Hände gekommen war, gab es Henrietten, und sagte: so wirst du geliebt! . . . Ich gehe auf eine halbe Stunde weg. Lies, und dann sag mir offen, was du empfindest.

Henriette las das Blatt mit fliegender Brust. Sie lächelte nicht über die Begeisterung, die in dem kleinen Aufsatze herrschte, sondern fühlte jetzt sogar in ihrem eignen Herzen etwas Aehnliches. Ein sanftes Feuer durchströmte ihre Adern, und ihr künstliches Gebäude von Lebensglück stürzte zusammen. Sie liebte den

Jüngling noch nicht, von dem sie so heiß geliebt wurde; aber sein Bild drückte sich doch tief in ihre Seele. Jetzt empfand sie eine gewisse Sehnsucht nach ihm, nach Antonien, nach einem Herzen, in welches sich das ihrige ergießen könnte.

Antonie kam wieder. Beschämt und schweigend gab ihr Henriette das Blatt zurück. Jene fragte, ohne es zu nehmen: so finster, Jettchen? hast du gelesen?

„Ja,“ antwortete sie verwirrt, und noch stärker erröthend: „du weißt, ich liebe die Schwärmerei nicht, und hier ist sie etwas weit getrieben.“

Eilig nahm Antonie das Blatt, und steckte es ein. Nun denn, Henriette! kein Wort mehr über meinen Bruder!

Jetzt fiel Henriette Antonien um den Hals, drückte die heiße Wange an ihr Gesicht, und sagte, mit Thränen in den Augen: „soll ich vor Scham vergehen?“

Antonie konnte nun nicht mehr zweifeln, daß Henriette Wilhelmen liebte. Noch einmal regte sich in ihrer Brust die Eifersucht ein wenig; doch sie unterdrückte diese Empfindung, und vollendete das Opfer ihres eigenen Herzens.

Sobald

Sobald Henriette ruhig überlegen konnte, fand sie manches in dieser Begebenheit seltsam. Die Vorstellungen, an die sie sich so lange gewöhnt hatte, und die ihr Triumph waren, mischten sich in ihre neuen Empfindungen, und machten sie in ihrem Betragen unbestimmt, setzten sie mit sich selbst in Widerspruch. Nie las sie Wilhelms Aufsatz, den sie sich abschrieb, ohne innere Rührung; doch immer erklärte ihr Kopf den Inhalt für Schwärmerei. Wilhelm gewann indeß immer mehr bei ihr, je länger und je schärfer sie ihn beobachtete; ja, am Ende gestand sie erst sich selbst, und dann auch ihrer Freundin —, daß Wilhelms schweigende Liebe ihr ganzes Herz gewonnen habe.

Antonie fragte nach diesem Geständnisse: was thun wir aber weiter?

„Nichts; auch nicht das Mindeste!" erwiederte Henriette empfindlich.

Dann bleiben wir immer, wo wir sind. Wilhelm redet gewiß nicht (Henriette seufzte.) Ich war willens, den Onkel Lieutenant aufmerksam zu machen, und ihm zu sagen: ich vermuthe, daß Wilhelm Henrietten liebt, und daß er nur darum schweigt, weil sein Schicksal so ungewiß ist. Du glaubst nicht, was mein

Großvater für Wilhelm thun könnte! Er hat schon einmal ein Wort davon fallen lassen, daß Wilhelm ihm adjungirt werden soll. Das geschähe gewiß; und dann, Henriette . . . . —

Henriette dachte erröthend, wie glücklich sie in den Armen eines so edlen jungen Mannes seyn würde; doch zugleich erinnerte sie sich auch ihres Vaters und seiner Wünsche, die sie so lange mit ihm getheilt hatte. „Ja, Antonie," sagte sie; „es wäre wohl gut, wenn der Einnehmer und der Lieutenant sich erklärten, was sie für deinen Bruder thun wollen. Dann aber müssen wir alles ihnen und meinen Eltern überlassen. Ist es nicht genug, daß Wilhelm mich liebt? Zu seiner Zeit wird er wohl reden. O, Antonie! wenn er unser Gespräch hörte — müßte es ihn nicht gleichgültig gegen mich machen?"

Du schwärmst einmal, Jettchen!

„Wenn er je in seinem Leben von mir glauben könnte, ich hätte mich ihm antragen lassen!" —

Du schwärmst, sage ich dir noch einmal. Aber du hast Recht. Ich schweige. Nur dem Onkel Lieutenant muß ich ein Paar Worte sagen.

9.
Antonie bringt die Sache zur Sprache.

Alle diese Schritte kosteten Antonien viel; und nicht weniger die Heiterkeit in ihrem Gesichte. Ehemals war ihr das Opfer der Gräfin Elsbeth so leicht vorgekommen; jetzt aber dachte sie: empfand, liebte die Frau denn wirklich? Nein; ihre Brust war harter, gefühlloser Marmor, wie jetzt! Wie hätte sie sonst gekonnt, was mir zu thun beinahe unmöglich ist, und was ich dennoch thun muß?

Der Einnehmer brachte jetzt einmal wieder seinen Hauptbeweis für die Tugend zum Vorschein. „Eine gewisse tugendhafte Begeisterung," sagte er, „die uns ergreift, wenn wir die edle, große Handlung eines Menschen hören oder lesen, beweist, daß wir für die Tugend geschaffen sind."

Antonie unterbrach ihn schnell: sie könnte wohl nur unsre Eitelkeit, unser Nichtachten des großen tugendhaften Menschen beweisen.

Daß Antonie widersprach, zumal dem Einnehmer, war ein höchst seltner Fall, und alle

im Zimmer richteten daher die Augen verwundert auf sie. „Eitelkeit? Nichtachten?“ fragte der Einnehmer: „wie meinst du das?“

Antonie besann sich einen Augenblick; dann sagte sie freundlich: sehen wir einen großen Schauspieler, oder das Werk eines andern großen Künstlers, so ergreift uns eine gewisse Kunstbegeisterung; wenigstens ist das mit mir der Fall. Beweist das aber, daß wir zur Schauspieler- oder Mahlerkunst bestimmt sind? Wir bilden uns nur ein, daß wir wohl eben das thun könnten. Daß uns jede große tugendhafte Handlung so leicht vorkommt, ist, glaube ich, am Ende nichts Besseres. Wir wollen nur sagen, wie die Kinder so oft: das kann ich auch. Die Gräfin Elsbeth wird getadelt, daß sie sich hat eine Kapelle bauen lassen. Aber, lieber Großvater, solcher Kapellen giebt es doch nur wenige! Man denkt nicht daran, wie schwer es schon ist, nur eine zu verdienen.

„Das ist für dich, Wilhelm!“ sagte der Einnehmer. „Aber, ja! du hast Recht, Antonie. Das muß ich gestehen, ob du mir gleich mit deinen Paar Worten etwas umwirfst, woran ich — Bruder, du weißt, wie gerne ich zweifle, besonders an dem, was ich selbst für

wahr halte — woran ich aber nie in meinem Leben gezweifelt habe, so nahe mir der Zweifel auch vor dem Gesichte lag. Sieh, Bruder, so wie ein Kind, wenn es eine Trommel hört, Tambour zu werden wünscht, bloß, um Lärm zu machen: so wünscht man sich, in eben der Lage zu seyn, wie Sokrates, um Aufsehen, um Bewunderung zu erregen. . . . Aber, Antonie, — wie bist du denn zu deiner Bemerkung gekommen? Ich wollte wetten, du selbst hast gefühlt, wie schwer es ist, eine solche Kapelle zu verdienen."

Antoniens Wangen wurden schnell von einer glühenden Röthe übergossen; sie kämpfte mit den Thränen, die aus ihren Augen hervordringen wollten, und verließ das Zimmer, um sich zu erholen.

Es freuet mich, sagte der Lieutenant, daß Antonie die Bemerkung einmal herausgesagt hat, die mir immer auf der Zunge schwebte, wenn Ihr, du, Bruder, und Wilhelm, eine tugendhafte, große Handlung einander mit Worten so zuspieltet, als wäre sie ein Windball. Dann wollte es mir freilich wohl vorkommen, wie ein wenig Hochmuth; aber der Eifer, mit dem Ihr davon redetet, machte

mich irre. Ich danke Gott, daß ich nicht schlimmer bin; von gut und groß will ich kein Wort sagen. —

Seit diesem Tage hielt der Einnehmer mit seinem Hauptbeweise für die Tugend zurück. „Bruder,“ sagte er einmal; „ich finde mit tiefer Beschämung sogar, daß bei vielen Menschen, zu denen ich mich selbst rechnen muß, diese tugendhafte Begeisterung im Grunde ihre ganze Tugend ist. Man spricht mit Eifer von der Tugend, um andere Menschen, und am Ende auch sich selbst zu überreden, daß man jeden Augenblick bereit sey, Leib und Gut für die Tugend hinzugeben; aber die wahren Tugendhaften — ich will keinen nennen — sind immer still und demüthig.“ —

Auch Antonie war still und demüthig, weil sie fühlte, wie schwer ihre Opfer ihr wurden. Sie dachte mit Zittern daran, dem Lieutenant Wilhelms Liebe zu entdecken; und doch mußte sie dies thun: denn Henriette wendete bei jeder Gelegenheit das Gespräch mit ihr auf Wilhelm, und hielt dabei die brennenden Augen fest auf sie geheftet.

Endlich that sie den entscheidenden Schritt. Der Lieutenant äußerte gegen sie einmal wieder

ganz von fern etwas von seinem Wunsche, daß sie und Wilhelm ein Paar werden möchten. Nun faßte sie in großer Rührung seine Hand, und sagte: „ich verstehe Sie, lieber Oheim, und will Ihnen mein ganzes Herz entdecken."

Gott gebe, erwiederte der Lieutenant ernsthaft, daß du mir etwas Gutes zu entdecken hast! Aber, was es auch seyn mag — rede frei, mein Kind.

„Wilhelm liebt Henrietten." — Der Lieutenant schwieg, gegen ihre Erwartung. — „Er liebt sie mit einer heftigen Leidenschaft, und hat sie, glaube ich, schon lange geliebt."

Der Lieutenant runzelte die Stirn, sah gerade vor sich hin, schüttelte den Kopf, ließ Antonien, ohne ihr ein Wort zu erwiedern, stehen, und ging zu seinem Bruder, der gerade im Garten war.

Der Einnehmer rief ihm schon entgegen: „du hast mir ein Unglück anzukündigen, Bruder; das lese ich in deinem Gesichte."

Ein Unglück eben nicht; aber freilich die Nachricht, daß ein recht sehnlicher Wunsch uns fehl schlägt. Aus unsern Kindern wird kein Paar. Wilhelm ist, sagt Antonie, verliebt in die Mamsell Bellmann.

„Eifersucht! Antonie ist selbst in ihn verliebt! . . . Wilhelm in Henrietten? wie kannst du das glauben!"

Und zwar so heftig, sagt Antonie, daß nichts mehr in der Welt dagegen helfen wird.

Der Einnehmer, der die Symptome der Liebe zu kennen glaubte, blieb bei seiner Behauptung: es ist nicht wahr. „Denn," sagte er, „Wilhelm arbeitet mit Fleiß und Verstand; das sollte er aber wohl bleiben lassen, wenn er verliebt wäre. Ich weiß, was das sagen will! In Henrietten? Nimmermehr! Will ich zu dem Prediger schicken; so läßt er ruhig die Magd gehen. Das thut kein Verliebter; der geht selbst. Aber — es würde mich ärgern, wenn es wahr wäre."

Er rief Antonien. Als sie kam, sah er ihr starr in die Augen, und fragte: „woher weißt du das, was du dem Onkel gesagt hast?"

Aus einem Blatte von Wilhelm, das mir durch ein Ungefähr in die Hände gerathen ist. — Sie erzählte, wie sie zu dem Papiere gekommen war.

„Hm!" sagte der Einnehmer; „Wilhelm wird deutlich geschrieben haben, daß Henriette ein Paar hübsche Augen hat; und nun findest

du darin eine Liebe, wer weiß, wie groß. . . . Laß mich das Papier sehen." (Antonie zog es hervor.) „Sieh doch! Du hast ja deine Dokumente gleich bei dir! Nun sollten Wilhelm und Henrietten nur hinter der Thür stehen. Haben sie dir etwa einen Auftrag gegeben?"

Der Einnehmer fing an zu lesen, und schüttelte wiederholt den Kopf. „Wie es scheint," sagte er endlich, „ist die Sache leider wahr. . . . Leider! nicht eben, weil dein Wunsch vereitelt ist, Bruder, sondern, weil Wilhelm mit Henrietten nicht glücklich seyn wird."

Hier glaubte Antonie einfallen zu müssen. Warum nicht, lieber Vater?

„Warum nicht? Weil Henriette, die übrigens ein braves, hübsches, kluges und gutes Mädchen ist, zu diesem Flammenkopfe paßt, wie Wasser zu Feuer." Jetzt erinnerte ihn Antonie an das, was er selbst bei einer andern Gelegenheit über Wilhelm gesagt hatte. „Ja! damals, und jetzt! das ist ein Unterschied. Damals war die Sache eine bloße Idee, und es ließ sich darüber disputiren; jetzt aber. . ."

Keine bloße Idee, lieber Vater. Ich legte Ihnen damals den wirklichen Fall vor, und

Sie behaupteten geradezu, daß Wilhelm mit Henrietten sehr glücklich seyn würde.

„Ich werde noch mit großen Buchstaben an meine Stubenthür schreiben, daß jeder, der mit mir spricht, gerade heraussagen soll, ob der Fall, den er vorträgt, ein wirklicher, oder nur ein angenommener ist; denn Antonie, es läßt sich viel in der Welt erweisen, was nicht wahr ist, und viel nicht erweisen, was dennoch wahr ist. . . . Du hattest also damals Henrietten im Sinn? Nun, so hat sich seitdem wohl viel geändert?"

Viel eben nicht. Daß sich überhaupt nicht viel mehr ändern ließ, haben Sie ja da schriftlich. Als ich von Ihnen gehört hatte, was ich gern wissen wollte, glaubte ich, Henrietten ein wenig ausforschen zu müssen; denn Wilhelm ist ja entschlossen zu schweigen.

„Nun? und Henriette? Was hattest du denn aber dich hinein zu mischen? . . . Nun? Henriette, also?"

Es war nicht leicht, etwas von ihr zu erfahren, da ich ihr nicht sagen konnte: Wilhelm liebt dich. Indeß so viel habe ich doch gemerkt, daß sie keine Abneigung gegen Wilhelm hat, ja, daß sie ihm wohl schon ziemlich lange gut ist.

Wenn ich mir einzelne Worte, die ihr hin und wieder entfallen sind, zusammen setze, so scheint es mir nöthig, daß Sie erst mit Jettchens Vater sprechen, ehe Wilhelm etwas erfährt. Seine Liebe verschweigen, das kann er wohl; aber eine Hoffnung aufgeben, die er sich einmal recht sicher gemacht hätte: das möchte ihm doch wohl zu schwer seyn.

„Und das alles hast du aus Henrietten hervor geholt? . . . . Wenn ich dies Papier ansehe, so hast du Recht, und es ist nichts mehr über die Sache zu reden. Denke ich aber an Henrietten, und erinnere mich, daß ihr Vater ihr Herz, so oft er nur kann, zwischen seine eiskalten Systeme legt, und es für weiter nichts als eine Blutpumpe gelten läßt — dann möchte ich sagen: Wilhelm ist ein Narr. Er soll sich ein anders Mädchen nehmen."

Henriette ist nicht so kalt, wie Sie glauben. Ich habe sie in Augenblicken gesehen, wo sich ihr Herz öffnete.

„Daß durch die feine Kasuistik und die Systeme ihres Vaters ihr Herz gelitten hat, fürchte ich nicht. Aber in Zeiten der Noth, der Gefahr, wenn eine unrechte Handlung mächtig lockend vor uns steht, muß unsre Moral etwas Besse-

res seyn, als ein Paar schulgerechte Schlüsse. Es ist nichts Schlimmes, über die Tugend vernünfteln zu können; aber es ist etwas Besseres, sie mit Glauben an Gott zu lieben."

Gewiß, Sie haben eine viel zu üble Meinung von Henrietten, lieber Großvater.

„Das soll mir lieb seyn; denn so viel sehe ich aus Wilhelms Geschreibsel wohl, daß Vorstellungen bei ihm nichts Besseres wären, als leere Aehren dreschen. Also kann ich nur sagen: Gott leite sie, und walte über ihnen! Doch — vielleicht regt sich bei mir wohl gar ein gewisser Unwille über des Predigers Systemsucht, die ich nie habe leiden können. Nun, es mag darum seyn, ob mich gleich ein Schauder überläuft, wenn ich nur daran denke, wie vielerlei und was ich nun mit dem Prediger zu thun haben werde! . . . Sieh, Bruder, in meiner Freude — denn daß Wilhelm liebt, freuet mich allerdings —, möchte ich Henrietten diesen Augenblick holen, ihn rufen, und zu ihm sagen: sie ist dein! . . . Aber, gieb Acht! da wird der Prediger erst vier Wochen Bedenkzeit fordern; dann wird herauskommen, daß Wilhelm erst etwas werden soll: denn ein Einnehmer ist ihm für Henrietten zu wenig. Auch werden wir,

ich und du, Bruder Lieutenant, ihm Rechnung über Ausgabe und Einnahme ablegen, und es ihm schriftlich geben müssen, daß wir ehrliche Leute sind, und Wilhelm als unsern Sohn betrachten. Ja, du hast Recht, Antonie; Wilhelm darf fürs erste nichts erfahren, bis die Sache völlig in Richtigkeit ist. Also reinen Mund gehalten! Und damit du nicht um mich her spionirst (was ich nicht leiden kann; eben so wenig, als wenn mir Jemand auf die Taschen oder auf die Hände sieht); so sollst du mit zu Rathe gezogen werden, da wir dich am Ende, Henriettens wegen, doch wohl nöthig haben können."

Gott mache ihn glücklich! sagte der Lieutenannt. Laß mich doch das Papier auch einmal lesen!

„Es ist Poesie, Bruder, obgleich keine Verse. Ich habe manches nicht verstanden; du bist unter den Sternen schon mehr zu Hause. An seinem Hochzeitstage wollen wir ihm das Blatt unter die Serviette legen. Mag er dann auffliegen, wie er da sagt, durch die Sterne hin! Der Rock unten herum mit Sternen besetzt, sollte wohl ein hübscher Putz seyn: nicht wahr, Antonie? Es ist ein großes Bild, wirst du sagen, Bruder Lieutenant. Aber auch ein

tolles: denn auf den Sonnen, wenn sie anders dunkle Körper sind, können ja Millionen Wesen leben; und die müßte denn seine Schöne am Himmel umher schleppen. Alle Verliebte sind ein wenig närrisch; auf einige Welten, die sie verschenken, oder aus der Stelle rücken, kommt es ihnen nicht an."

10.

Der Einnehmer ist Brautwerber.

Antonie erzählte Henrietten mit einem leichten Wesen, aber nicht mit leichtem Herzen, wie weit die Sache gekommen war, und Henriette glaubte nun, ihren Vater auf den Antrag des Einnehmers vorbereiten zu müssen. — „Vater, Einnehmers Wilhelm liebt mich.“

Und du, Henriette?

„Ich rechne ihm seine Liebe eben nicht hoch an, wohl aber den Muth, sie mir so lange zu verschweigen. Er hat einen festen, starken Charakter. Daß er geschwiegen hat, ist ein Beweis seiner Achtung für mich und für sich selbst. Sie können leicht denken, Vater, wie phantastisch die Liebe eines solchen Feuerkopfes seyn muß; aber dennoch habe ich fast gar nichts davon gemerkt.“

Wie der junge Mensch die Sache nimmt, kann ich mir denken; aber wie du sie nimmst, möchte ich gern wissen.

„Nun, Sie sagen selbst, daß es ihm nicht an Kenntnissen und Hoffnungen fehlt. Ich für

mein Theil glaube, daß er Charakter hat, und daß sein Feuer endlich von selbst erlöschen wird, wenn es keine Nahrung bekommt. Seine Schwärmerei, glaube ich, ist nicht gefährlich; ich könnte sogar sagen, sie macht die Sache ein wenig pikant. Denken Sie nur die hohen Flüge seiner Phantasie, neben der Ruhe meines Geistes!"

Ein wenig unzufrieden sagte der Vater: du nimmst die Sache sehr leicht, mein Kind!

„Soll ich sie anders nehmen? wie eine empfindsame Schwärmerin? Das ist doch gewiß nicht Ihr Wunsch, lieber Vater."

Der wichtigste Schritt deines Lebens! die größte Veränderung deines Schicksals!

„Eben deshalb überlege ich, und scherze sogar. Ich muß in der ruhigen Stimmung bleiben, die mir hier so nöthig ist."

Der Vater schüttelte den Kopf über dies Benehmen seiner Tochter. Was konnte er aber sagen, da sie nur seine eignen, oft wiederholten Lehren ausübte!

Henriette war indeß so ruhig nicht, als sie sich aus Eitelkeit stellte. Beinahe hätte sie ihrem Vater gestanden, daß Wilhelm wirklich nicht ohne Interesse für sie sey; doch die Eitelkeit

keit überwog ihre Neigung: sie schwieg, und überließ es ihrem Vater, die Sache weiter zu führen.

Nach einigen Tagen kam der Einnehmer mit einem sehr bedeutenden Gesicht zu dem Prediger. Als beide Männer allein waren, wendete sich das Gespräch von einem Gegenstande auf den andern. Endlich rief der Einnehmer: „ich bin hier, lieber Prediger, bei Ihnen ein wenig hinzuhorchen. Die Manier hat aber ein Spitzbube erfunden. Am besten ist es wohl, wenn ich auf meine eigne Weise zu Werke gehe. Mein Wilhelm liebt Ihre Tochter, und zwar von ganzem Herzen. Wir, seine Eltern von Gottes- und der Tugend wegen, haben nichts wider seine Liebe; und könnte nun Jettchen den jungen Menschen leiden, so wäre es meine Absicht, nach Ihrer Meinung hinzuhorchen, was ich denn hiermit gethan habe.

Der Prediger hatte sich darauf gefreuet, den Einnehmer einmal in Verlegenheit setzen zu können; er wurde daher über diese gar nicht weitläuftige Art, um seine Tochter anzuhalten, ein wenig empfindlich. Beinahe gänzlich ohne Uebergang kam er auf alle Talente und alle guten Eigenschaften seiner Tochter, und zeigte

in einer kurzen, nachdrücklichen Rede, daß sie einen Mann sehr glücklich machen könne.

„Nun ja!" erwiederte der Einnehmer; „was aber weiter, lieber Herr Prediger?"

Der Prediger machte nun eine Vergleichung zwischen seiner Tochter und Wilhelmen, woraus der Einnehmer schließen sollte, welche Ehre man ihm erweise, wenn man sich auf diese Verbindung einlasse.

„Nun ja!" sagte der Einnehmer trocken; „was aber weiter?"

Der Prediger fing noch einige Male an; der Einnehmer blieb aber bei seinem: Nun ja! und hielt dann Wilhelmen eine kurze, sehr kräftige Lobrede, die er mit den Worten schloß: „daß sie Beide einander werth sind, weiß ich; denn sonst würde ich nicht um Ihre Tochter anhalten."

Der Prediger bat sich Bedenkzeit aus, weil er Lust hatte, die Sache recht umständlich und feierlich zu treiben.

„Soll die Bedenkzeit," fragte der Einnehmer, „ein höfliches Nein seyn, so bitte ich lieber um eine bestimmte abschlägige Antwort, wenn sie auch noch so unhöflich klingt. Ich nehme gern Abends alle Sachen abgethan mit

auf mein Kopfkissen. Mein Wilhelm liegt mir am Herzen, und Ungewißheit läßt nicht ruhig schlafen. Wollen Sie wirklich erst überlegen, ob der junge Mensch für Ihre Tochter paßt: dann müssen Sie allerlei wissen, was Ihnen Niemand besser sagen kann, als ich; und das will ich, wenn Ihnen damit gedient ist, auf der Stelle thun."

Ich muß doch erst meine Tochter selbst um ihre Meinung fragen, lieber Herr Einnehmer. Sie drängen die Sache allzu sehr.

„Ich dächte, Sie fragten Ihre Tochter nicht: denn hätte sie — wie ich hoffe — eine Art von Neigung zu meinem Sohne, so könnte eine solche Frage die Neigung zur Leidenschaft machen. Und würde aus der Sache nichts: was dann? Jetzt ist das Geheimniß noch zwischen Ihnen und mir. Wir finden beim Ueberlegen etwa eine Unmöglichkeit, was Gott verhüten wolle! Nun, dann bleibt die Sache, wie sie war; wir bedauern, und die jungen Leute haben kein Herzklopfen. Also frage ich: haben Sie etwas gegen meinen Antrag?"

Nein; im Gegentheil, er ist mir lieb.

„So will ich mir denn meinen Wilhelm

adjungiren lassen. Daß man mir keine Schwierigkeiten machen soll, dafür stehe ich."

Aber, mein werthester Freund, das hieße doch in der That dem Glücke des jungen Mannes in den Weg treten. Er hat sehr gute, sehr brauchbare Kenntnisse in allen Theilen der Mathematik, sagte mir neulich der Bergrath... —

„Die habe ich auch, und bin doch als Steuereinnehmer glücklich. Was hätte er in einem andern Amte, als Bergrath z. B. mehr?"

Nun, doch wenigstens den Titel. Ich weiß, Sie sind darüber hinaus, und ich eben so; aber auch meine Tochter und meine Frau?

Der Einnehmer sah finster vor sich nieder. „Es wird lange dauern, bis er Bergrath wird," sagte er endlich; „und Steuereinnehmer soll er in acht Tagen seyn. Ich trete ihm fürs erste die halbe Besoldung ab, auch zwei Drittel, oder das Ganze. Mehr hat kein Bergrath. Mit dem Titel ist es übrigens noch so so! Wilhelm hat Capricen, die ihn nicht vorwärts bringen werden. Als Steuereinnehmer bleibt er hier, und wir behalten unsre Kinder bei uns — was ein vorzügliches Glück ist, das sich so manche Eltern vergebens wünschen. Beide sind noch in den Jahren der Blüthe, wo die Ehe den

Menschen – möchte ich sagen vollendet. Sie haben von Kindheit an in den Armen ihrer Eltern gelebt, bleiben darin, und kommen doch zu gleicher Zeit auch in die Arme der Liebe. So leben sie, bis an unsre Stelle ein Kreis von Kindern tritt, unter denselben Menschen, im Genusse eines ewigen häuslichen Glückes. Der Baum, unter dessen Schatten sie als Kinder spielten, unter dem sie als Braut und Bräutigam einander die Hand drückten, unter dem sie ihre Kinder tanzen sehen — eben der Baum kann einst zu ihrem Sarge dienen. Denken Sie nur, wenn ... »

Sie selbst, Herr Einnehmer, haben oft gesagt: der Jüngling soll nicht ein Sklav der Geburtshufe seyn. Die Erde ist sein Vaterland, ein buntes Leben voll Glück und Unglück sein Moralcompendium. Er muß in die Welt, um ein Mensch zu werden. Das väterliche Haus, behaupteten Sie oft mit großem Eifer, tauge für einen jungen Menschen nicht. Das ewige Moralisiren der Eltern mache aus ihm nur einen Krüppel von einer Weide, die für Küche und Garten recht nützlich sey, aber kein hoher schattiger Baum werde, wie eine Eiche, die mitten in einer Wildniß, fern von dem Messer der

Erziehung, aufwachse. Erinnern Sie sich dieses Gleichnisses wohl noch?

„Ei, nun ja! Ich hätte leicht noch etwas Falscheres behaupten können. Sagen Sie mir nur, was soll der junge Mensch in der Welt? Wenn er nun die Kunst gelernt hat, Narren und Schurken zu ertragen, ohne eine Litanei anzustimmen; wenn er sogar auch die schwere und wahrhaftig nicht edle Kunst versteht, sich unter dem Gesindel empor zu arbeiten; wenn er nun wirklich, mit Aufopferung von zehn kostbaren Jahren, und vielleicht auch mit Aufopferung seines guten Gewissens, Bergrath geworden ist, seine Geliebte endlich bekommt, und nun, an Herz und Kopf vertrocknet, sich immer mehr abstumpft: was hat er denn am Ende? . . . Bergrath! Ich kann das Titelwesen nicht leiden; aber, Herr Prediger, ich will ihm den Titel Steuerrath kaufen: nur lassen Sie ihn bald glücklich werden."

Herr Bellmann wehrte sich gegen den — allerdings sehr gegründeten — Verdacht, als ob ihm so viel an einem Titel läge. Noch mehr lag ihm aber freilich daran, seine Tochter in die Residenz zu bringen; denn wenn der Einnehmer dann seine Connexionen benutzen wollte, so

konnte es dem jungen Manne gar nicht fehlschlagen, bald weiter zu kommen. Deshalb vorzüglich bestand der Prediger darauf, daß sein künftiger Schwiegersohn im Berg- oder Kameraldepartement arbeiten sollte.

Der Einnehmer gab endlich nach, obgleich mit großem Verdrusse Nun kam der Prediger zu dem zweiten Punkte: was Wilhelm denn eigentlich von dem Einnehmer und dem Lieutenant zu hoffen habe.

„Er ist mein, so wie des Lieutenants Sohn, Herr Prediger. Ich hoffe, diese Erklärung wird hinreichen."

Nun ja! Doch um Lebens und Sterbens willen Auch werden Sie mir zugeben, daß Gesinnungen sich ändern können. Ich muß doch wissen, woran ich mit meiner Tochter bin.

Der Lieutenant hatte diesen Punkt schon vorher mit dem Einnehmer abgehandelt. Sieh, Bruder, sagte er; ich werde freilich allemal ein wenig verlegen, wenn mir Jemand ein schriftliches Versprechen abfordert. Doch — haben denn nicht die Juristen im Grunde Recht mit ihrem „um Lebens und Sterbens willen?" Wenn nun Gott dich in diesem Augenblick ab

forderte: wo wäre denn ein Wort von dir? Setze einmal den Fall, die Decke fiele ein, und erschlüge uns und deine Frau: müßten nicht Wilhelm und Antonie aus dem Hause in die Wüste, wie Hagar, mit einem Brode, wenn ihnen unsre Seitenverwandten das noch gäben? Und Gesinnungen — sind die denn ewig? Kannst du für deine eignen stehen? Spricht der Prediger etwa von gerichtlicher Sicherheit, so ergieb dich also nur, lieber Bruder.

Der Einnehmer hatte seinem Bruder versprochen, das zu thun; aber dennoch erschütterte es ihn, als der Prediger seine Forderung machte. „In Dahomey, einem Lande in Afrika," hob er an, „werden allen Eltern ihre Kinder weggenommen, sobald die Mutter sie entwöhnt hat; und dann vertheilt der Despot des Landes die Kinder aufs neue. Kein Vater, keine Mutter weiß, wohin ihr Kind gekommen ist; und das thut der furchtsame Despot, um Verschwörungen zu verhüten. Wer Kinder hat, — so räsonnirt er — achtet den Tod nicht, um sie glücklich zu machen. Der Mensch ohne Kinder liebt nur das Leben. Ich zitterte, als ich das las; hintenher dachte ich aber: der Tyrann hat sich doch geirrt. Man kann fremde

Kinder so herzlich lieben, wie eigne. Sie, Herr Prediger, scheinen eben so zu denken, wie der Negerkönig."

In der That, erwiederte Herr Bellmann lächelnd; es ist doch ein Unterschied, Herr Einnehmer!

Ohne darauf zu antworten, sagte der Einnehmer: „Antonie und Wilhelm erben, sobald meine Frau todt ist, mein und meines Bruders Vermögen, bis auf einige kleine Legate. Es wird nur auf Sie ankommen, welche Art von Sicherheit ich Ihnen für mein Versprechen geben soll. . . . Und so ist es denn doch wohl gut, daß unsre Kinder noch nichts erfahren."

Freilich eine förmliche Verlobung würde bei diesen Umständen nicht rachtsam seyn; ich dächte aber, die beiden jungen Leute dürften wenigstens merken, welche Absichten man mit ihnen hat, damit sie für Henrietten stehe ich übrigens ohnedies — gegen andre Plane gesichert würden.

„Ich nähme lieber Ihre Tochter bei der Hand, und führte sie zu meinem Sohne. Sie folgten hinterdrein mit der Agende, und die Sache wäre abgemacht. Jetzt können — trotz allen meinen Freunden in der Residenz — doch

wohl noch drei oder vier Jahre hingehen, ehe Ernst aus der Sache wird; und, Herr Prediger, ich weiß nicht, daß ich mich je auf etwas in der Welt gefreuet hätte, das erst nach Jahr und Tag geschehen sollte."

Es gelang Herrn Bellmann am Ende doch, den Einnehmer zu beruhigen. Er gestand, daß seine Tochter Wilhelms Liebe kenne, und mit ihm glücklich zu werden hoffe. Dann fuhr er fort: Ihr Sohn ist ein talentvoller junger Mann, ein Feuerkopf, dem die Erde zu enge ist. Ich bitte Sie, was soll der, ohne Beschäftigung, hier in dem kleinen Städtchen? Denn, Ihr Amt in Ehren, die Arbeit dabei kostet in jedem Monat drei Tage. Wie ich ihn kenne, gehört für ihn ein großer Wirkungskreis, gehören für ihn sogar Hindernisse und kleine Verdrießlichkeiten, wenn ihm das Leben nicht unschmackhaft werden soll. Freilich fürs erste würde es die jugendliche Liebe ihm würzen; aber Sie wissen ja, daß die nicht immer vorhält.

„Hm!" sagte der Einnehmer; „Sie haben Recht. Er soll fort. Kann er anderswo nicht aushalten, so ist ihm die Adjunction auf meine Stelle immer gewiß genug."

Beide verabredeten noch, wie viel die jungen Leute erfahren sollten; und dann ging der Einnehmer nach Hause. „Was ich gedacht habe!" sagte er zu seiner Frau, dem Lieutenant und Antonien; „da giebt es erst allerlei in Richtigkeit zu bringen: Nadelgeld, Wittwengeld, und so weiter." Als er seine Unterredung mit dem Prediger erzählt hatte, wurde beschlossen, Wilhelmen fürs erste noch zu verschweigen, daß Henriette ihm zur Frau bestimmt sey. „Du siehst, Bruder," sagte der Einnehmer, „die Sache steht noch in weitem Felde. Des Predigers Gründe haben mich überrascht, obgleich nicht überzeugt. Hätte Wilhelm an meinem Amte nicht Beschäftigung genug, so könnte er ja nebenher Ackerbau treiben, oder Chemie studieren und eine Fabrik anlegen."

Bruder, sagte der Lieutenant; der Prediger wird wohl nachgeben, wenn die jungen Leute erst anfangen zu bitten.

„Das sollen sie nicht. Wilhelm muß fort von hier. Es kann ihm nützlich seyn, sich ein Paar Jahre durch die Menschen zu pressen, zu schieben und zu schlagen. Und wer weiß, wie noch alles kommt!"

Der Lieutenant sah Antonien darauf an, ob

sie sich des armen Wilhelms nicht annehmen würde; sie schwieg aber, und sagte endlich leise und beschämt: Freilich, hier bleiben kann er wohl nicht! — Des Einnehmers Worte: „wer weiß, wie noch alles kommt!" hatten wieder eine geheime Hoffnung in ihrer Seele geweckt.

11.

Antonie verdient sich eine Kapelle.

„Daß nur Wilhelm kein Wort erfährt!" sagte der Einnehmer zuletzt. Antonie ging zu Henrietten, um zu hören, wie es stände; und nun erlosch auch der letzte Funke ihrer Hoffnung. Henriette erzählte ihr mit unverstellter, wirklich Liebe verrathender, Freude: alles sey richtig. Ihr Vater habe zwar die Heirath noch verzögern wollen; doch werde er gern seinen Plan aufgeben, besonders wenn der Einnehmer, wie er sich schon erboten habe, Wilhelmen den Titel Steuerrath verschaffe. Dabei gab Henriette auch zu verstehen, daß Antonie ihr einen Gefallen thun würde, wenn sie dies an dem rechten Orte wieder sagte.

Jetzt war Antonie auf einmal wieder in völliger Hoffnungslosigkeit, da bei diesen Umständen Wilhelm und Henriette vielleicht schon in sechs Wochen verheirathet seyn konnten. Sie nahm sich vor, gar nichts mehr in der Sache zu thun; aber schon am folgenden Tage kam Henriette wieder zu ihr, um sich, sogar mit

Vorwissen ihres Vaters, zu erkundigen. Man hatte nun zu Hause überlegt, daß eine Steuerräthin nicht weniger sey, als eine Bergräthin; daß Wilhelms sehr ansehnliche Erbschaft in Betracht zu kommen verdiene, und daß Verzögerung gefährlich seyn könne. Es war schon davon gesprochen worden, daß man des Steuereinnehmers Amtshaus modern möbliren, einen Livreebedienten halten, und aus des Lieutenants Reitpferden ein Paar Kutschenpferde machen wolle. Geschah das alles, so war die junge Steuerräthin an dem Ziele, das ihr Vater ihr so oft als das höchste Glück des Lebens vorgestellt hatte.

Freude macht geschwätzig. Henriette redete von den glücklichen Tagen, die Antonie als ihre Schwägerin bei ihr haben sollte. Sie ließ auch ein Wort von einem Bedienten und einer Equipage fallen; ja, einmal spielte sie sogar auf die Zeit an, da die Eltern nicht mehr leben würden: und auch dann sollte Antonie noch unverheirathet bei ihr seyn.

Diese Aeußerungen der Freude hielt Antonie für triumphirenden Hochmuth, und brach daher das Gespräch mit einiger Unzufriedenheit ab. Vorher hatte sie noch nie ganz deutlich an

die Zeit gedacht, da Henriette Wilhelms Gattin seyn würde; jetzt aber mußte sie sich wohl mit dieser Vorstellung beschäftigen. Sie sah, daß Henriette das ganze Hauswesen ändern, und daß es wohl gar zu Mißhelligkeiten zwischen ihr und der Einnehmerin kommen könnte. Der Einnehmer hatte zwar Ansehen genug, um Henrietten in Schranken zu halten; aber seine Anfälle vom Schwindel konnten einmal plötzlich sein Leben endigen: und dann war Antonie ganz abhängig von den Launen der hochmüthigen jungen Frau. Diese Betrachtungen erregten in Antoniens Herzen noch einmal einige Bitterkeit, die sich aber in der Milde ihres Charakters bald wieder verlor. Sie stellte aufs neue sehr ernsthafte Betrachtungen über ihre Empfindungen an, und fand zu ihrem Erschrecken, daß sie noch immer nicht von Neid und Eifersucht frei wäre. Warum, dachte sie mit Thränen, war ich denn entschlossen, meinem Großvater zu verschweigen, daß der Prediger jetzt die Sache bald zu beendigen wünscht? Ich liebe meinen Bruder; ich liebe ihn schmerzlicher, als je! Aber was hat mir Henriette denn zu leide gethan, daß ich sie verfolge? Noch immer ist eine thörichte Hoffnung in meinem

Herzen. Ja, gewiß! Denn warum schlug es so ängstlich froh, als ich hörte, Wilhelms Heirath sollte noch einige Jahre aufgeschoben werden? — Sie stand eine Weile in tiefem Nachdenken; dann sagte sie laut: Gott stehe mir bei! Ich muß das schwere Opfer vollenden! Auch die letzte Spur von Hoffnung für mich soll verschwinden.

Sobald sie sich die Augen abgetrocknet hatte, ging sie zu dem Einnehmer, und sagte ihm, was sie aus Henriettens Munde wußte (wobei sie indeß verschwieg, daß diese schon von großen Abänderungen im Hauswesen gesprochen hatte). Dann setzte sie bedenklich hinzu: lieber Großvater, jetzt hängt es von Ihnen ab, ob Wilhelm sechs Jahre früher glücklich seyn soll, oder nicht.

Antonie ging mit blutendem Herzen nach dem Hause des Syndikus, um ihr Opfer zu vollenden. Der junge Riemann, des Syndikus Sohn, war kein ausgezeichneter, aber doch ein recht artiger Mann, und hatte ein kleines Gut dicht bei dem Städtchen gepachtet. Antonie, die nicht selten zu seinen Schwestern kam, gefiel ihm, und er wünschte sie sich vorzüglich deshalb zur Frau, weil sie allgemein für

sehr

sehr fleißig und wirthschaftlich galt. Gerade um diese Zeit ließ er seine Neigung zu ihr immer deutlicher merken, weil ihm sein Vater erlaubt hatte, sich um sie zu bewerben. Der alte Syndikus war reich, und achtete sonst nichts als Reichthum. Da er nun von dem Vermögen des Einnehmers ziemlich genau unterrichtet war, und mit Zuversicht erwartete, daß Antonie, als dessen Enkelin, seine einzige Erbin seyn würde, so hatte er gegen die Neigung seines Sohnes nichts einzuwenden.

Antonie war, als sie die Absicht des jungen Riemann gemerkt, seltner zu seinen Schwestern gegangen, und hatte sich sehr zurückhaltend gegen ihn betragen, um eine förmliche Erklärung zu verhüten. Heute aber war sie freundlich, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Er bat sie in einem günstigen Augenblicke um eine Unterredung ohne Zeugen, und erklärte ihr, als sie diese Bitte nicht abschlug, auf der Stelle seine Liebe. — Antonie sagte: „ich hange von meinem Großvater ab."

O, Mademoiselle, Ihre Güte macht mich dreist. Wenn nun der Herr Einnehmer nichts gegen mich hätte, dürfte ich dann hoffen, daß Sie mich mit Ihrer Hand beglücken würden?

„Ihre Frage, Herr Riemann . . . Vielleicht sollte ich Ihnen nicht darauf antworten. Aber ja! wenn mein Großvater es mir befiehlt, so werde ich ihm gern gehorchen.” Sie sagte diese Worte mit Thränen, die Riemann als Beweise ihrer Liebe ansah. Doch jetzt machte sie sich von ihm los, und dachte im Weggehen: betriegen will ich den guten Menschen nicht. Ich werde noch Herr meines Herzens werden und ihn lieben können.

Das Opfer war vollendet, und sie kam mit unbeschreiblichen Empfindungen wieder zu Hause. Jetzt, da sie alle Hoffnung aufgegeben hatte, wünschte sie die gänzliche Beendigung der Sache; dabei hatte sie aber den geheimen Wunsch, daß Wilhelm oder der Lieutenant, der Einnehmer, oder irgend ein anderer Mensch ihr großmüthiges Opfer wissen möchte. Sie hatte sonst wohl über das Monument der Gräfin Elsbeth und die Inschrift daran gelächelt; jetzt aber fühlte sie, daß es leichter ist, großmüthig zu handeln, als seine Großmuth verborgen bleiben zu lassen. Späterhin sagte sie oft: es ist schwer eine Kapelle zu verdienen, aber noch schwerer, wenn man sie verdient hat, sie nicht zu erbauen.

Sie hielt es für Pflicht gegen ihren künftigen Mann, ihr Opfer gänzlich zu verbergen; und ihre Miene war lächelnd, obgleich ihr Herz noch immer blutete.

12.
Die Schwiegermutter.

Antonie bemerkte, daß der Einnehmer kälter geworden war; sie erzählte daher ihre Unterredung mit Henrietten dem Lieutenant, und dieser ging nun sogleich zu seinem Bruder, ihm eine Vorlesung über den Spruch zu halten: „bleibe im Lande, und nähre dich redlich.“

„Diese Regel,“ sagte der Einnehmer, „kann nicht allgemein gelten. Der Mensch ist ein Erdbürger, ein Weltbürger sogar; denn gesetzt, es gäbe einen Weg von hier nach dem Monde: meinst du nicht, daß Menschen dahin gehen müßten und gehen würden? . . . Aber, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Wilhelm darf nicht hier bleiben, ob ich gleich verschweigen muß, warum!“

Diesen festen Entschluß des Einnehmers hatte seine Frau veranlaßt. Sie war mit ihm allein, und sprach sehr vergnügt von ihrer künftigen Schwiegertochter, von Enkeln und Enkelinnen, und von den Gevattern, die sie bitten wollte. Auf einmal sagte sie lächelnd:

wer hätte gedacht, daß die Tochter der Predigerin noch Schinken und Würste auf meine Art würde räuchern müssen!

Der Einnehmer sah ihr starr in's Gesicht, und sagte dann: „die Hälfte wird auf deine, die andre auf ihre Manier geräuchert."

Das würde ich mir sehr verbitten! Und mit der Waschmaschine darf mir die junge Frau auch nicht kommen! Frau im Hause will ich bleiben.

„Das sollst du!" sagte der Einnehmer ernst, und seine Augen wurden finster.

Die Einnehmerin erschrak. Habe ich etwas Unrechtes gesagt, lieber Mann?

„Nicht doch! Mir fiel nur etwas aus der Naturgeschichte ein. Es ist traurig, daß die Bienen, wenn sie ihre Einrichtung machen, nicht mehr als Eine Königin am Leben lassen. Und Romulus und Tatius vertrugen sich sehr schlecht mit einander. Die zwei Könige in Sparta gelten nicht für einen Gegenbeweis; denn die Ephoren waren die eigentlichen Könige. . . . Laß mich doch allein, liebe Frau! Ich habe etwas zu überlegen."

Die Einnehmerin verließ ihn, ohne zu er-

rathen, wie er auf Romulus und Tatius gekommen seyn möchte.

Der Schutzgeist unserer Glückseligkeit hat mich gewarnt, dachte der Einnehmer. Schwiegermutter und Schwiegertochter in Einem Hause! Und Beide räuchern die Würste auf verschiedne Weise! Wäre die eine die frömmste Gläubige, und die andre eine Atheistin: es würde nicht so schlimm seyn, und ich wollte es darauf wagen. Doch jetzt? Je kleiner der Gegenstand, desto größer der Haß. — Er erklärte nun geradezu: Wilhelm müsse Bergrath werden, wenn er Henrietten heirathen wolle. Der Lieutenant schwieg; die Einnehmerin aber drang auf eine baldige Hochzeit. Antonie fühlte, daß ihr Herz erleichtert seyn würde, wenn Wilhelm erst verheirathet wäre; sie wußte es deshalb dahin zu bringen, daß sogar Henriettens Vater geradezu erklärte: Wilhelm könne seine Tochter sogleich bekommen. Der Einnehmer blieb aber dabei: er muß Bergrath werden. Damit man ihn nicht weiter in die Enge treiben sollte, nahm er Wilhelmen, der noch immer nichts von den Verhandlungen wußte, bei Seite, und sagte: „Höre, mein Sohn, ich will dir etwas anvertrauen; denn ich hoffe, daß du ein Mann bist.

Du liebst die Bellmann, und . . . Nun, warum erschrickst du? Wir wissen das schon seit einigen Wochen. Sieh, nun überlegten wir, wie du glücklich werden könntest. Ich ging zu dem Prediger, und hielt um seine Tochter für dich an."

O Gott! rief Wilhelm mit bleichem Gesichte.

„Ich dachte schon an die Hochzeit, und wollte dir mein Amt abtreten; aber der Prediger . . ."

O Gott! er sagte Nein!

„Richtig, er sagte Nein; denn der Titel- oder Hochmuthsteufel hatte ihn besessen. Genug, er meinte, du solltest in das Bergdepartement, und Bergrath werden. Vorher könnte eine Art von stiller Verlobung seyn."

Mit wem, lieber Vater? mit wem? So eben sagten Sie ja . . .

„Nun, mit Henrietten, du seltsamer Mensch! Darüber gehen noch ein Paar Jahre hin, dachte ich; du könntest ihm ja aber wohl noch ein Kind über die Taufe halten, und . . ."

O gütiger Gott! rief Wilhelm glühend roth und vor Freude zitternd.

„Das Warten auf den Bergrathstitel war

mir zuwider. Nun sieh, auf einmal kommt Antonie, und sagt: Henriettens Eltern wollten nicht . . .

O, mein Gott! Sie wollen nicht?

„. . . wollten nicht weiter darauf dringen, daß du erst Bergrath würdest, sondern die Hochzeit könnte in sechs Wochen, oder noch eher, seyn. – Wilhelm! was ist dir denn? Werde mir nur nicht ohnmächtig! Junge, bist du toll? du drückst mich ja noch todt!"

O, reden Sie weiter! In sechs Wochen, oder noch eher?

„Nun ja! Das wollen Jettchens Eltern, meine Frau will es, der Lieutenant und Antonie; ich aber will es nicht."

Sie nicht? . . . . Lieber Vater! warum soll ich nicht so bald als möglich der glücklichste Mensch werden?

„Aber, Wilhelm, so laß mich doch ruhig reden! . . . Erstlich: ist es nicht ehrenvoller für dich, wenn du dir Henrietten verdienst? Was hast du bis jetzt für sie gethan? . . . Und dann würde Henriette, vermuthe ich aus guten Gründen, lieber in einer großen Stadt leben, als hier, wo es nicht viel besser ist, als auf dem Lande."

Wilhelm war nicht dieser Meinung. Das Alles, sagte er, läßt sich ja auch nach der Hochzeit thun. Der Präsident hat mir versprochen, daß ich Bergsekretair werden soll, sobald nur eine Stelle offen ist.

„So? Aber als Sekretair bekommst du des Predigers Tochter nicht, auch nicht einmal als Einnehmer; ich soll dir den Titel Steuerrath kaufen!"

Kaufen? Das will Henriette gewiß nicht!

„Aber ihr Vater will es, Alle wollen es, nur mich und den Lieutenant ausgenommen. Wir Beide finden etwas darin, das uns mißfällt. Doch unter einer andern Bedingung wird der Prediger sich schwerlich dazu verstehen, dir seine Einwilligung zu geben."

Aber, lieber Vater, was sagt den Henriette?

„Nun, natürlicher Weise eben das, was ihr Vater sagt: du sollst Steuerrath heißen, ehe daran zu denken ist, daß . . ."

Ich möchte nur wissen, ob sie mich liebt, ob sie . . .

„Das sollte ich doch wohl glauben, da sie dich heirathen will! Freilich haben wir Alle bis-

her nur an deine Liebe gedacht, und nicht an die ihrige."

Am Ende, Vater, ist es denn doch nur eine unschädliche Grille, daß ich Steuerrath heißen soll. Es wäre Singularität, wenn wir . . .

„So kann jeder Titelnarr sagen, Wilhelm. Entschuldigt die Liebe die Titelsucht, so kann es auch der Hochmuth. Laß übrigens so etwas den Lieutenant nicht hören; es würde ihm wehe thun. Er sagte heute: Wilhelm muß wissen, ob Henriette ihn oder einen Steuerrath haben will! . . . Ich glaube, mein Sohn, ein Mann darf sich solche Bedingungen nicht machen lassen."

Wilhelm schlug die Augen nieder, und schwieg. Endlich hob er wieder an: Sie haben mir noch etwas zu sagen, lieber Vater.

Ja, mein Sohn! . . . Du kannst dir leicht vorstellen, daß meine Frau mit zärtlicher Freude daran denkt, deine junge Frau im Hause zu haben; doch einige Worte von ihr sind mir schwer aufs Herz gefallen, und haben mich nachdenkend gemacht. Ich fand es rathsam, mit dir selbst zu reden. . . . Schwiegermutter und Schwiegertochter in Einem Hause, und besonders wenn sie schon mit einander gewett-

eifert haben! . . . Du könntest nicht glücklich seyn, wenn der häusliche Friede von uns wiche; und das geschähe ganz unfehlbar."

Von so guten Menschen? fragte Wilhelm lächelnd.

„Einzelne Tropfen, mein Sohn, höhlen endlich den härtesten Marmor aus. Die Flamme der Zwietracht kann uns Alle ergriffen haben, wenn wir noch fragen: ist das möglich! . . . Sieh, meine Frau und Antonie sind die Eine Parthei; deine junge Frau und ihre Mutter die andre. Auf welche Seite wir Männer auch treten, — und auf Eine müssen wir endlich doch hin — : wir gießen Oel in die Flamme. Deine junge Frau wird dies und jenes in der Wirthschaft anders machen wollen, als es bisher in unserm Hause gewesen ist; und eben in solchen Kleinigkeiten liegt das Uebel. Man vergiebt einander eine große Beleidigung, aber nicht eine üble Gewohnheit, die man alle Tage wiedersehen muß. Erinnre dich, Wilhelm, daß wir schon beinahe in Feindschaft mit des Predigers Hause gewesen sind. Und was war Schuld daran? Unbedeutende Mißverständnisse zwischen meiner Frau und der Predigerin. Diese Beiden werden sich in der Folge oft

sehen; und wenn sie nun wieder zerfallen: wird nicht Henriette die Parthei ihrer Mutter nehmen? Thut sie das aber, so . . ."

Ich muß Bergrath werden, lieber Vater! sagte Wilhelm entschlossen.

„Das gerade nicht; aber du mußt etwa ein Jahr lang von hier weg, mein Sohn, bis ich mir ein Haus gekauft, oder gebauet, und bis ich deine Mutter beredet habe, es sey für mich und für sie gut, mein Amt völlig niederzulegen, und also auch die Amtswohnung zu räumen. Um keinen Preis würde sie dich und deine Frau in einem andern Hause wohnen lassen, auch wenn sie voraus sähe, daß der Geist des Unfriedens über uns Alle kommen müßte. Hast du nichts gegen meinen Vorschlag, so schweig, bis ich erst Alle dahin gebracht habe, wo sie seyn sollen."

Ihre Ruhe, lieber Vater, ist mir mehr werth, als das höchste Glück meines Lebens. Ich schweige, und überlasse Ihnen die ganze Sache. —

Als Wilhelm mit dem Einnehmer in das gemeinschaftliche Wohnzimmer trat, schloß Antonie aus seiner Unruhe, aus dem schnellen Wechseln seiner Farbe, daß Beide mit einander

über Henrietten gesprochen haben müßten; was aber, das ließ sich freilich nicht errathen. Ich will es wissen! sagte die Einnehmerin; bin ich nicht so gut Mutter, wie mein Mann Vater? Sie nahm Wilhelmen, weil sie von ihrem Manne beobachtet wurde, auf die Vorraths-kammer, fiel ihm hier um den Hals, und sagte ihm sehr gerührt: seine Liebe zu Henrietten mache sie recht glücklich; ihr Mann wolle aber die Heirath noch aufschieben. Selbst mein Schwager, fuhr sie fort, hält es dies Mal mehr mit uns, als mit meinem Manne. Denke nur, wie sich die arme Henriette grämen würde, wenn du von hier weg gingest! (Wilhelm seufzte.) Es ist ja, Gott Lob! alles in Richtigkeit, bis auf den Einen Punkt. Aber, lieber Sohn, du darfst nur drei Tage lang betrübt aussehen, so hält es der Vater nicht aus. Geh du, auf mein Wort, zu Henrietten, und mache die Sache nur erst mit der richtig: dann soll sich das Uebrige schon finden.

In diesem Augenblick kam Antonie. Sie fand den Vorschlag der Mutter vortrefflich. Du darfst nur bitten, sagte sie; der Vater giebt gewiß nach. Es kommt allein auf dich an, so bist du Steuerrath, und hast Hochzeit. Ich

muß dir nur sagen, Bruder: wir haben schon um Henrietten angehalten. Ich nenne sie schon Schwester.

Und ich, sagte die Einnehmerin, nenne sie schon Tochter, oder Töchterchen!

O, seufzte Wilhelm, ich muß schweigen!

Das ist eben nicht gut, lieber Bruder! Alles spricht von deiner Heirath mit Henrietten, und du thust, als ob du gar nichts davon wüßtest. Wie soll Henriette das aufnehmen? Als Gleichgültigkeit wenigstens, wenn nicht als Verachtung, oder wohl gar als Spott! Rede mit Henrietten, Bruder; und alles wird gut gehen.

Du weißt ja, wie der Vater ist, lieber Wilhelm. Ich wollte mich auch ganz ruhig verhalten, wenn nicht sogar der Lieutenant unsrer Meinung wäre.

Ist er das wirklich? fragte Wilhelm mit klopfendem Herzen.

Ja wohl! Antonie, ruf ihn einmal, aber heimlich! Und du weißt ja, lieber Sohn, wenn es des Vaters Ernst wäre mit dem Bergrath, so würde . . .

Haben Sie Mitleiden, gute Mutter! Es ist mir noch alles wie ein Traum. Henriette liebt

mich, und ihre Eltern wollten sie mir geben? O Gott! und ich weiß von allem nichts!

In vier Wochen ist Hochzeit, lieber Wilhelm, wenn du nur Muth hast.

Jetzt kam Antonie wieder, und mit ihr der Lieutenant. Unterweges hatte sie diesem in wenigen Worten gesagt: lieber Oheim, es geht gewiß nicht gut! Wilhelm soll nicht mit Henrietten reden, ihr nicht sagen, daß er sie liebt. Er verzweifelt beinahe. Helfen Sie ihm doch! Mitleidig rief der Lieutenant schon auf der Schwelle: auf meine Verantworlung, Wilhelm rede mit Henrietten! Mein Bruder ist ein kluger Mann; dieses Mal verlangt er aber mehr, als der Mensch zu leisten im Stande ist. Wie gesagt, auf meine Verantwortung!

Der Einnehmer hatte die geheime Conferenz gemerkt. Er öffnete eine Minute nachher langsam die Thür, und blieb mit einem gar nichts sagenden Gesichte auf der Schwelle stehen. Alle wurden verlegen; er stellte sich aber, als ob er nichts sähe, und betrachtete nur die Vorräthe von Lebensmitteln. „Hier, liebe Frau," sagte er, „solltest du immer Audienz geben; denn bei dem Anblick dieser Küchenstückstapeten bekommt man ordentlich Respekt vor dir. Nicht wahr,

Bruder? Eine bessere Hausfrau muß auf der Welt nicht seyn, wenn sie auch schon Obst und Fleischwerk über einander liegen und hangen läßt! Das Obst schmeckt freilich wohl ein wenig nach dem Fleische; das ist aber eine Kleinigkeit. . . . Nun, ihr habt unserm Wilhelm wohl entdeckt, wie es mit ihm steht. Gewiß hast du ihm gesagt, liebe Frau, daß er sich verändern soll. Du wirst doch seine junge Frau recht herzlich lieben?"

Ich kann ja kaum erwarten, bis er sie hat! Davon sprachen wir eben, lieber Mann.

„Er wird sich nicht verändern, hoffe ich, wir auch nicht, und Jettchen Bellmann eben so wenig; aber die Umstände können sich freilich ändern. Zum Exempel, unsre Aepfel werden nicht mehr nach Fleisch schmecken: dafür wird die junge Frau wohl sorgen."

Sie muß so lange warten, bis sie Obst hat; dann mag sie thun, was sie will.

„Das meine ich eben. Wenn ich mein Amt abtrete, so behalte ich auch den Garten nicht; und dann fehlt es der jungen Frau nicht an Obst."

Die junge Frau legt ihr Obst hieher auf das Obstlager: dafür steh' ich dir, lieber Mann!

„Das

„Das thut sie nicht; denn noch neulich — du warst dabei, Lieutenant, — sagte sie: die beiden zartesten Dinge sind Wein und Obst; die nehmen jeden fremden Geruch an. Obst, das nicht an einem Orte für sich allein gelegen hat, mag ich lieber gar nicht essen. Du siehst also, liebe Frau . . .“

Die junge Frau, sagte die Einnehmerin erhitzter, legt das Obst hieher, wo das unsrige nun beinahe dreißig Jahre lang gelegen hat!

„Es ist ja eine Kleinigkeit, liebe Frau. Wenn sie nun ihren Kopf darauf gesetzt hätte, dein hier verwahrtes Obst nicht essen zu wollen?“

Das Obst bleibt hier; davon gehe ich nicht ab! . . . Ich weiß gar nicht, wie du darauf kommst, dich in meine Wirthschaftssachen zu mischen.

„Aber, ich bitte dich, wenn du nun durch Nachgeben in dieser Kleinigkeit Unfrieden verhindern könntest! Die junge Frau will doch auch ein Wort zu sagen haben, so gut wie du!“

Nun ja! Aber eher, als bis sie mich zum Hause hinaus tragen, soll hier Niemand befehlen, als ich. Das Obst bleibt hier liegen, so lange ich lebe.

„Das soll es, liebe Frau! . . . Uebrigens macht, was Ihr wollt. Ich habe meine Pflicht gethan; jeder thue die seinige." Mit diesen Worten ging er lächelnd die Treppe wieder hinunter.

Ein Glück, daß der Großvater nichts gemerkt hat! sagte Antonie. Aber nun geschwind, Wilhelm! Du mußt Henrietten noch heute sprechen.

Liebe Schwester, antwortete Wilhelm wehmüthig: ich spreche sie nicht. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich muß Bergrath werden, und sollte ich das Glück meines Lebens darüber verlieren!

Kosten Sie einmal, Herr Bruder! sagte die Einnehmerin, die unterdessen einen Apfel geschält hatte: schmeckt der Apfel wohl nach Fleisch?

Bruder, du überlegst nicht . . . —

Ich habe überlegt, unterbrach Wilhelm Antonien; und jetzt bin ich fest entschlossen, Henrietten nicht eher zu sprechen, als bis der Vater es mir erlaubt. Ich will Bergrath werden, weil ich muß. — Mit diesen Worten verließ er die Vorrathskammer.

Antonie kam ein wenig unmuthig in das Wohnzimmer. Der Einnehmer sagte lächelnd:

„Ihr hattet ihn beinahe herum; aber nicht wahr? jetzt will er nicht. Beredet ihn doch nun, wenn Ihr könnt!“ Antonie sah auf einmal ein, weshalb ihr Großvater die Heirath noch verzögern wollte; und ihre Miene zeigte das. „Hast du mich errathen,“ fuhr er fort, „so wirst du begreifen, daß Wilhelm nicht hier bleiben kann. Und nun, mein Töchterchen, mische dich nicht wieder in Dinge, die dich nichts angehen!“

Jetzt trat auch der Lieutenant verdrießlich in das Zimmer, und mit ihm kam die Einnehmerin, die eine geschälte Talville auf ihrem Messer trug. Koste doch einmal! sagte sie zu ihrem Manne; die schönste Calville von der Welt! — Antonie lächelte, als ihr Großvater den Apfel sehr langsam und prüfend aß. „Ich finde,“ sagte er endlich, „auch nicht die mindeste Spur von Fleischgeschmack daran.“ Ganz stolz ging nun die Einnehmerin hinaus in die Küche. Sie sagte zu Antonien, die ihr bald dahin folgte: nach Fleisch schmecken! Man muß über die Narrheit lachen! . . . Wo bleibt denn aber Wilhelm? Ist er schon bei Jettchen?

Nein, liebe Mutter; er will ihr nicht eher etwas sagen, als bis es der Vater erlaubt.

Erlauben wird es mein Mann nicht; aber vergessen, daß er es verboten hat.

Wilhelm aber vergißt es gewiß nicht. Sie werden sehen, liebe Mutter, fürs erste haben wir noch keine Hochzeit.

Nun, wie Gott will! . . . Ich muß dir etwas anvertrauen, liebe Antonie. — Daß mein Mann die Calville so ordentlich aß, und den Geschmack lobte, ohne auch nur mit einer Miene zu spotten, ist mir auf's Herz gefallen. Das Gespräch oben in der Vorrathskammer über die Aepfel kam wohl nicht von ungefähr; vielleicht wollte der Vater mich warnen. . . . Kommt die junge Frau ins Haus, so will ich sie mit Liebe aufnehmen, und der Himmel wird ja wohl geben, daß wir uns gut mit einander vertragen. Freilich, was eine Frau einmal gewohnt ist, dabei will sie gern bleiben. Mein Mann sagt zuweilen: Du verständest dich nimmermehr dazu, das Rindfleisch erst nach dem Gemüse aufsetzen zu lassen, ob es gleich im ganzen Reiche so, und nie anders, gegessen wird.

13.

Wilhelm lös't einen Knoten.

Am folgenden Morgen, als die ganze Familie zum Frühstücke versammelt war, bekam der Einnehmer ein Billet. So eben redete er mit großem Eifer darüber, daß durch gegenseitiges Vertrauen die meisten Uebel des Lebens zu vermeiden wären. Er sagte: „die Klugheit kann mir gebieten zu schweigen, heißt doch nichts anders, als: ich habe etwas Böses vor, oder ich traue dem Andern, gegen den ich schweigen zu müssen glaube, etwas Böses zu. Es ginge auch in unserm Hauswesen vieles besser, wenn nicht bald Dieser, bald Jener schwiege, bis endlich das Geheimniß ausbricht, und dann auf einmal alle Räder der Freude, der Zufriedenheit in Stocken gerathen." Jetzt erbrach er das Billet, las es zweimal, und legte es dann schweigend neben seine Tasse. Antonie erröthete und wollte aus dem Zimmer. „Du eben bist hier am nöthigsten!" sagte der Einnehmer. „Es waltet ein eignes Schicksal über unserm Hause. Seht, da bricht auf einmal wieder ein Geheimniß über

uns her. Oder habt Ihr schon darum gewußt, und es ist nur mir verborgen geblieben?"

(Alle hefteten ihre Augen auf Antonien, die in großer Angst da saß, und abwechselnd blaß und roth wurde.)

„Liebst du den jungen Riemann, Antonie!"

Sie antwortete nach einer Pause mit fester Stimme: ja! ich liebe ihn!

„Mit diesem Ja . . . Antworte es mir noch einmal. Dann sollt ihr den Inhalt dieses Billets erfahren, und ich will doch sehen, wer den Gordischen Knoten wird lösen können. Du liebst ihn also von ganzem Herzen?"

Ja! antwortete Antonie leise, mit Thränen in den Augen.

Nun, was ist denn Uebels dabei? sagte der Lieutenant Weißt du etwas Böses von dem jungen Riemann?

„Desto schlimmer, Bruder! Er ist ein artiger, feiner Mensch, das weiß ich von ihm."

Ein guter Mensch, Bruder, mit dem Antonie recht glücklich seyn wird.

„Ich sage dir: desto schlimmer. Wüßten wir etwas Böses von ihm, so würde Antonie ihn nicht haben wollen. . . . Sieh, dieses Billet bringt mich, und uns Alle, in ein Labyrinth,

aus dem ich gar keinen Ausgang sehe. Wir werden jammern, und keiner wird zu helfen wissen. Je mehr ich den Knoten drehe und wende, desto mehr zieht er sich zusammen. . . . Da lies, Bruder!"

Der Lieutenant las das Billet mit sanftem Kopfschütteln, und legte es dann schweigend wieder auf den Tisch.

„Nun?" fragte der Einnehmer.

Du hast nur allzu sehr Recht! Ich hoffe aber, es wird sich etwas thun lassen.

„Nichts, gar nichts. Du kennst den alten Syndikus nicht, wenn du das glaubst. Wir werden zwischen den beiden Abgründen schweigend, ohne zu handeln, dastehen müssen."

In Antoniens Gesichte mahlte sich die höchste Angst. Sieh, Bruder, sagte der Lieutenant, wenn ich einen Blick auf Antonien werfe, so weiß ich auch, wie in einigen Minuten Wilhelms Gesicht aussehen wird. — Wilhelm wurde in diesem Augenblicke bleich. — Aber um Gottes willen! was ist denn? rief die Einnehmerin, in der höchsten Erwartung.

„So hört!" fing der Einnehmer an: „Wilhelm liebt Henrietten; und mit welcher Leidenschaft, das wißt ihr Alle. Der Prediger will

sie ihm geben, aber nur unter der Bedingung, die ich bisher bloß meinem Bruder gesagt habe, daß Wilhelm einmal mit Antonien mein und meines Bruders Vermögen theilen soll; und davon geht er nicht ab. Nun weiter! Antonie liebt den jungen Riemann; wie sehr, das könnt ihr aus der Angst in ihrem Gesichte lesen. Der alte Riemann hält um sie für seinen Sohn bei mir an, doch mit der Bedingung, daß wir, ich und mein Bruder, sie als unsre nächste Verwandtin mit der gehörigen Sicherheit zu unsrer einzigen Erbin ernennen sollen. Sonst möchte ich, schreibt er mir, sein Billet als ungeschrieben ansehen. Da habt ihr denn das Elend in ein Paar Worten!"

Der Lieutenant warf verstohlen einen Blick auf Antonien, und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß ihr Gesicht weit ruhiger war, als vorher. Er sah Wilhelmen an; und auch in dessen Gesicht war keine Spur von Angst oder Schmerz: vielmehr glühete seine Wange, und sein Auge funkelte.

„Nun, wer lös't den Knoten?" fragte der Einnehmer. Antonie stand auf, und ging durch die eine Thür; Wilhelm ging durch die andre. Der Einnehmer wollte sie aufhalten; der Lieutenant

winkte ihm aber, sie gehen zu lassen. Nach einer halben Stunde begegneten Antonie und Wilhelm einander auf der Hausflur, und reichten sich zu gleicher Zeit, mit einem schönen Lächeln, die Hand. Der unauflösliche Knoten, hob Wilhelm an, ist schon seit einer halben Stunde gelös't: nicht wahr, Antonie? — Ja! antwortete sie lebhaft; er ist es. Ich bitte dich, sey ruhig, lieber Bruder!

Das bin ich; ruhiger als jemals: denn ich empfinde, Antonie, wie sehr ich dich liebe. — Er fiel ihr um den Hals, und küßte sie mit Innigkeit; dann verließen Beide einander schweigend.

Als Antonie sich auf ihrem kleinen Zimmer erholt hatte, ging sie unglücklicher und glücklicher als je in ihrem Leben — zu dem Einnehmer hinunter.

Lieber Vater, fing sie, hoch erröthend, an: wenn ich vorhin sagte, daß ich Herrn Riemann von Herzen liebte, so . . .

. . . „hast du nicht die Wahrheit gesagt?" unterbrach sie der Einnehmer.

Ja! Ich bin ihm ganz gewogen; das ist aber auch alles. Glauben Sie mir, ich bringe nicht einmal ein Opfer, wenn ich . . .

Gutes, edles Mädchen! sagte der Lieutenant, und küßte ihre glühende Wange.

„Hatte ich nicht Recht, Bruder?" fragte der Einnehmer; „machen sie uns das Elend nicht zu einer süßen Freude? Gieb Acht! nun wird auch Wilhelm bald kommen, und versichern, daß er Henrietten gar nicht so sehr leidenschaftlich liebt. Wir werden unsre Sorgen über ihre zärtliche Großmuth vergessen, oder sogar glücklich zu seyn glauben. Und wenn wir mit unsern Gedanken ein Paar Jahre vorwärts schreiten, Bruder: werden wir es dann nicht wirklich seyn? Du edelmüthiges Mädchen! Nicht wahr: ich soll dem Syndikus eine abschlägige Antwort geben? Um deinen Bruder glücklich zu machen, willst du unglücklich seyn!"

Die Wahrheit dieser Worte überraschte Antonien, und sie brach in ein lautes Schluchzen aus.

„Siehst du wohl, armes Kind, daß du uns nicht verhehlen kannst, wie groß in deinen Augen das Opfer ist, das du bringen willst? Nein, du wirst den Knoten nicht lösen!"

Ich werde, ich muß es. Er ist schon gelös't; ich liebe Herrn Riemann nicht.

„Ueberrede Wilhelmen davon; dann wollen wir dir glauben."

Gott ist mein Zeuge: ich habe Riemannen nie geliebt. Glauben Sie mir nun?

Antonie! sagte der Lieutenant: schwöre nicht! Du schwörst falsch. Du bist großmüthig, edle Seele; aber dabei laß es bewenden.

Antonie wiederholte ihre Betheurungen; beide Brüder sagten aber: wir haben vorhin dein Gesicht gesehen.

„Liebes Kind," fuhr der Einnehmer fort; der Knoten ist unauflöslich." Antonie hörte indeß nicht auf zu versichern, bis die beiden Brüder endlich sagten: sie wollten sehen, was sich würde thun lassen. –

„Nun wird Wilhelm nicht weit seyn, Bruder Lieutenant! Glaubst du wohl, daß ich mich bei dieser Gelegenheit ordentlich vor dem Burschen fürchte? Er wird sagen: Antonie ist Ihre Enkelin; und also sind Sie verpflichtet. Wenn er den Knoten nicht lösen kann, so wird er ihn zerreißen wollen. Ich höre schon von ihm: sollen wir Beide unglücklich seyn? soll nicht wenigstens Eins von uns glücklich werden? Ueberdies – soll ich mir Henrietten kaufen?"

Und was wirst du ihm auf das alles ant-

worten? Denn, wie es scheint, hat er Recht, wenn er so sagt.

„Allerdings hat er das, Bruder; und deshalb werde ich gerade eben so sagen, wie er, fast dieselben Worte. Hier müßte jemand entscheiden; und das will keiner von uns Allen thun. Ich antworte Wilhelmen: vergleiche dich mit Antonien; was Ihr Beide ausmacht, soll mir recht seyn. Aber sie werden sich gewiß nicht mit einander vergleichen."

Das ist eine üble Lage! seufzte der Lieutenant. Hilft Gott nicht, so sehe ich hier keine Hülfe!

„Er hilft gewiß, Bruder; aber erst mit der Zeit. Wenn es nicht tauben Ohren gepredigt wäre, so würde ich sagen: laßt alles, wie es ist; nach Einem oder zwei Jahren wird es gewiß ganz anders und besser seyn."

So oft die Thür aufging, glaubten die Brüder, Wilhelm käme; er fand sich aber zum Mittagsessen nicht ein, und kam auch den Nachmittag nicht. Nun wurde der Lieutenant ängstlich. „Sey doch nicht seltsam, Bruder!" sagte der Einnehmer. „Wer weiß, ob wir ihn morgen sehen! Denn, ich bitte dich, was soll er uns sagen? Er sinnt darauf, wie er mich überreden

will, Antonien zu verheirathen; aber, da sieht er wohl voraus, daß ich sagen werde: erst schaffe mir Antoniens Einwilligung. Glaub mir, er sitzt in diesem Augenblick unter irgend einem Baume, drehet an dem Knoten und sucht den Anfang, ohne ihn finden zu können, wie du einmal bei dem hölzernen Kreuze, das du aus einander nehmen wolltest."

Vor Ungeduld warf ich zuletzt den hölzernen Knoten zum Fenster hinaus. Ich fürchte, er macht es eben so.

„Das kann er nicht; er muß, er wird ihn lösen, sage ich dir!" —

Wilhelm hatte ihn schon gelös't. Er kam diesen Abend nicht zu Hause; das fiel aber dem Einnehmer noch immer nicht sehr auf, da er zuweilen Eine oder mehrere Nächte ausblieb. Die Einnehmerin erinnerte sich überdies, daß Wilhelm ein fünf Meilen weit entlegenes Salzwerk hatte besuchen wollen, wo eine wichtige neue Maschine angelegt worden war; und nun beruhigte man sich gänzlich.

Nach vier Tagen kam ein Brief. „Von Wilhelm!" sagte der Einnehmer, und erbrach ihn mit Begierde. Sobald er nur einige Zeilen

gelesen hatte, rief er mit gebrochener Stimme: „o, er kommt nicht wieder!"

Alle im Zimmer wurden bleich, und sagten nicht eine Sylbe. Der Einnehmer hatte die Hand mit dem offnen Briefe auf seine Kniee sinken lassen, und sah, mit dem tiefsten Kummer im Gesichte, zu Boden. Lieber Mann! rief seine Frau; was seufzest du? Laß den undankbaren Menschen gehen! Ein allgemeines unwilliges Nein! Nein! verwies ihr diesen Ausdruck.

Was schreibt er? fragte der Lieutenant endlich.

Der Einnehmer machte einige vergebliche Versuche, den Brief vorzulesen. Als er ihn durchgesehen hatte, gab er ihn dem Lieutenant, und so ging der Brief aus einer zitternden Hand in die andre. Hier ist der Brief.

„Sie hatten Recht, lieber Vater: der Knoten war nicht zu lösen; er mußte zerrissen werden, und von mir, von Niemand anders. Ich hoffe, Sie glauben, daß dies mein fester Entschluß schon in dem Augenblicke war, als Sie uns den Inhalt des Billets von dem Syndikus sagten."

„Hätte ich hoffen dürfen, daß ich Sie bewe-

gen könnte, Antonien glücklich zu machen, so wäre der Knoten schöner gelös't worden; aber sagen Sie selbst, ob mir das jemals gelungen seyn würde? Was ich thun konnte, thun mußte, habe ich gethan. Ich verlasse Ihr Haus, und Sie hören nicht eher wieder ein Wort von mir, als bis Antonie Riemanns glückliche Frau ist. Gewiß nicht eher! Freilich muß ich gestehen, daß mein Opfer mir nicht leicht gewesen ist; doch Sie wissen, daß ich es bringen mußte. Ich war es der Ehre, der Tugend, und Ihrem Herzen schuldig."

„Gott gebe, daß Antonie bald uns wieder vereinigt! Sagen Sie meiner guten Schwester, daß ich weiß, welches Edelmuthes sie fähig ist. An dem Morgen meiner Abreise las ich in ihren funkelnden Augen, und fühlte ich in ihrer innigen Umarmung, was sie beschlossen hatte. Ich handelte nicht edelmüthig, nur gerecht."

„Seyn Sie für mein Fortkommen nicht besorgt. Ich habe die ansehnliche Summe mitgenommen, die ich mir von Ihren großen Geschenken gespart habe; und bis die ausgegeben ist, werde ich ja wohl an irgend einem Orte Arbeit finden."

„Leben Sie wohl! Lebt wohl, alle meine

Geliebten! Wir sehen uns wieder, und glücklicher, als wir jetzt sind. Was auch in meinem Herzen vorgehen mag — ich fühle, daß der Mann nicht alles wollen darf, was er könnte. Leben Sie wohl! Wir sehen uns wieder! Ewig Ihr Wilhelm."

Der Lieutenant stand nach einer langen Stille endlich auf, und sagte mit lauterer Stimme als gewöhnlich: er geht in ein fremdes Land; aber Gott ist mit ihm und das Bewußtseyn einer edlen Handlung: die werden ihn nicht sinken lassen.

„Bruder Lieutenant, ich denke, er mußte gehen. Auch ich, in seiner Stelle, wäre gegangen. Er hat den Knoten gelös't, nicht zerhauen."

Ja, Bruder; gelös't, mit Glauben an Gott und sich selbst. Nun, so laß uns muthig seyn! Wir sehen ihn wieder.

Das gebe Gott! sagte Antonie schmerzlich, weil sie fühlte, daß sie allein an Wilhelms Entfliehen Schuld war.

14.

Antonie hofft.

Noch an demselben Tage verbreitete sich das Gerücht, Wilhelm sey davon gegangen und habe dem Einnehmer eine große Summe Geldes mitgenommen. In des Predigers und in Riemanns Hause that diese Nachricht eine sehr verschiedene Wirkung: dort erschrack man darüber; hier freuete man sich. Bellmann und seine Familie vermieden es jetzt, zu dem Einnehmer zu gehen, weil ein Besuch von ihnen als Neugierde oder als ein Vorwurf angesehen werden konnte; und der Einnehmer sah das recht gern, weil er in der That nicht wußte, was er dem Prediger sagen könnte. Henriette sprach Antonien bald nachher: diese war aber so verlegen, und äußerte sich über Wilhelms Flucht so kurz und so unbestimmt, daß Henriette das Gespräch sogleich wieder abbrach; und nun wurde die Sache fürs erste mit Stillschweigen übergangen.

Der Einnehmer bekam jetzt ein zweites Billet von dem Syndikus, worin dieser sagte: nun, da das etwanige Hinderniß aus dem Wege

geräumt sey, hoffe er um so zuversichtlicher auf das Jawort für seinen Sohn. Er gab das Billet Antonien. Sie las es mit sichtbarer Angst und sagte dann: ich heirathe Herrn Riemann nicht.

Der Einnehmer erinnerte sie an Wilhelms Erklärung; sie wiederholte aber: ich heirathe ihn gewiß nicht! „Diese Großmuth," sagte der Einnehmer, „ist nichts als eigensinnige Eitelkeit. Deinem Bruder hilft sie nichts, und dir schadet sie." Der Lieutenant und die Mutter stellten ihr vor, daß Wilhelm nicht eher wiederkommen würde, als bis sie Riemanns Frau wäre; sie blieb aber bei ihrer Erklärung.

Endlich wurde der Einnehmer böse, und nannte Antonien ein albernes Geschöpf, das nicht wisse, was es wolle. Er drohete ihr, auf ihre Weigerung gar nicht zu achten, und mit dem Syndikus abzuschließen. Sie sagte erblassend und mit herzzerschneidenden Tönen: geben Sie meine Hand, wem Sie wollen, lieber Vater, auch Herrn Riemann; aber glauben Sie mir wenigstens, daß Sie mich dadurch nicht glücklich machen. Gewiß, ich liebe Herrn Riemann nicht, und habe ihn nie geliebt. Aus

Verzweiflung . . . Ich bin bestraft, härter, als ich es verdiente!

„Du liebst ihn nicht? du hast ihn nie geliebt?“ fragte der Einnehmer, und schüttelte den Kopf. „Das ist ein neuer Versuch, Bruder, uns von dem Wege abzubringen. Sie liebt ihn ganz gewiß; denn was hätte sie sonst bewegen können, es zu sagen? Nun wohl! ich werde also über deine Hand verfügen.“ Antonie wurde noch blasser, und sagte stockend: Sie zwingen mich, lieber Großvater. Ich . . . ich liebe meinen Bruder; und das macht uns Alle unglücklich.

Der Einnehmer, sein Bruder und seine Frau standen bei dieser Erklärung da, wie von einem Blitz getroffen. — Antonie erzählte nun die Veranlassung und den Gang ihrer Empfindungen; ferner, wie sie nach der Entdeckung von Wilhelms Liebe zu Henrietten die Sache betrieben habe, und auf den Gedanken gerathen sey, Niemannen ihre Hand zu geben, um dadurch aus ihrem peinlichen Zustande zu kommen. —

„Wißt Ihr,“ fragte der Einnehmer nach einem langen Stillschweigen, „zu dem Allen etwas zu sagen? Ich weiß nichts. Jetzt sehe ich freilich ein, was zu thun gewesen wäre; ob

wir es aber edelmüthiger hätten machen können, als die beiden Kinder, daran zweifle ich. Liebe Antonie, hinter deinen frommen, stillen Augen hätte ich die Stärke nicht gesucht! . . . Ich wollte," sagte er auf einmal freudig, „Wilhelm wäre hinter einer Tapete Zeuge von dieser Scene gewesen. Wer weiß, was dann geschähe! Denn, gerade heraus, Henriette nähme ihn nicht, wenn er nicht eine Erbschaft zu hoffen hätte. Sie macht die Bedingung so gut wie ihr Vater. . . . Nun, ich will dem Syndikus ohne Umstände Nein antworten. Nicht wahr, mein Herzenskind? Haben wir ihn dann wieder, den lieben Flüchtling. . . . Und wer weiß denn, ob er nicht eben gerade darum weglaufen mußte? Vielleicht sollten wir, anstatt „aus tiefer Noth schrei' ich zu dir," ein Te Deum laudamus anstimmen."

Antonie erröthete wie eine Braut, und ihr Schmerz verwandelte sich in eine milde, wohlthätige Hoffnung. Der Einnehmer ging an den Schreibtisch, und schrieb in seiner Freude dem Syndikus: „er sey nicht gewohnt, Menschen zu verhandeln; seine Enkelin, denke er, verdiene wohl um ihrer selbst willen geliebt zu

zu werden, und also müsse er den ihm gemachten Antrag ausschlagen."

Als der Syndikus dies, im Grunde gar nicht so böse gemeinte, Billet gelesen hatte, sagte er zwischen den Zähnen: das soll dich gereuen! Sogleich holte er aus seiner Registratur ein Paket Akten von einem Prozesse, den der Einnehmer in Dienstsachen, wegen angeschuldigter Veruntreuung, hatte führen müssen, der aber gänzlich zu seiner Ehre entschieden worden war. Er blätterte darin, bezeichnete einige Stellen mit einem Kreuze, und legte das Paket wieder an seinen Ort. Während daß er auf Mittel sann, sich an dem Einnehmer rächen zu können, saß dieser mit seiner Familie bei Tische, und Alle, selbst Antonie, mußten auf die Rückkehr des Flüchtlings, und auf neue, schöne Hoffnungen mit ihm anstoßen.

15.

Henriette tritt auf die Bühne der Welt.

Jetzt sah der Einnehmer den Prediger wieder, und erzählte ihm, weswegen Wilhelm von hier weggegangen sey. Ich höre ja aber, sagte der Prediger, daß Sie Ihre Enkelin dem jungen Herrn Riemann dennoch abgeschlagen haben!

„Richtig; und damit hat es eine eigne Bewandniß.” Er wollte dem Prediger den Zusammenhang nicht entdecken; und doch konnte er Antoniens Edelmuth nicht gänzlich verschweigen. Aus einigen Worten, die ihm, und bald nachher auch der Einnehmerin und Antonien, entfielen, errieth man in des Predigers Hause die Wahrheit ziemlich richtig. Henriette war anfangs untröstlich, weil sie den Entflohenen in der That zu lieben glaubte; es ging aber in Kurzem eine Veränderung mit ihr vor, über die sie ihren Kummer leicht vergessen konnte.

Bellmann hatte eine Schwester, von welcher er selten und immer nur im Allgemeinen sprach. Sie war in ihrer Jugend, als eine ausgezeichnete Schönheit, einem jungen Fürsten in die

Augen gefallen und von ihm verführt worden. Schon einige Jahre nachher hatte er sie mit einem seiner Sekretaire verheirathet, und diesem den Titel Kammerrath gegeben. Nach des Fürsten frühzeitigem Tode fand es der Kammerrath fur gut, dessen Land zu verlassen. Er zog in eine große Residenz, und lebte da von einem beträchtlichen Vermögen sehr anständig. Seine Frau konnte es ihrem Bruder nicht vergeben, daß er ihr, während ihrer Verbindung mit dem Fürsten, bittre Vorwürfe gemacht hatte, und sie kümmerte sich nun schon seit vielen Jahren weder um ihn noch um seine Familie. Jetzt starben aber ihr Mann und der einzige Sohn, den sie von ihm hatte, kurze Zeit hinter einander. Diese beiden Todesfälle, welche sie im ersten Schmerze als eine Strafe des Himmels ansah, führten sie zu Betrachtungen über ihr Leben, und erregten in ihr den Wunsch, sich mit ihrem Bruder zu versöhnen. Sie schrieb ihm, daß sie entschlossen wäre, künftig in der Einsamkeit zu leben, und erbat sich seinen brüderlichen Rath zu der Ausführung dieses Entschlusses.

Herr Bellmann, der von seiner Schwester sehr wenig wußte, hielt ihren Brief für eine

Bitte um Unterstützung, antwortete ihr aber dennoch sehr gütig, und versprach, sobald er könne, selbst zu kommen, und mit ihr zu überlegen, was zu thun seyn möchte. Einige Zeit nachher reiste er mit seiner Familie wirklich zu ihr hin. Er hatte seine Gattin gebeten, die unglückliche aber bereuende Frau gütig zu behandeln, und sie ihre jetzige Armuth nicht empfinden zu lassen. Zu seinem Erstaunen wies man ihn aber, als er seine Schwester aufsuchte, nach einem kleinen Pallaste. Er wurde von einem Bedienten in reicher Livre gemeldet, und erstaunte aufs neue über die Pracht der Zimmer, durch die man ihn führte. Seine Schwester kam ihm, sehr geschmackvoll gekleidet mit einem edlen, freien Anstande entgegen, und empfing ihn mit großer Freude, sagte aber kein Wort von Reue und von einem Leben in der Einsamkeit. Er war Willens gewesen, ihr einige sanfte Vorwürfe zu machen; diesen Vorsatz gab er indeß auf, sobald er nur einen Blick auf sie geworfen hatte. Als er ihr sagte, daß er seine Familie mitgebracht habe, schickte sie ihren Wagen nach dem Gasthofe, und ließ sie mit ihren Sachen abholen. An ihrer Nichte fand sie sogleich außerordentliches Wohlgefallen. Sie

suchte ein mit Diamanten besetztes Portrait hervor, das sie als ein junges Mädchen von achtzehen Jahren vorstellte; und Henriettens Gesicht glich diesem Bilde in der That zum Bewundern. Die Kammerräthin wurde dadurch sehr angenehm überrascht, und äußerte den Wunsch, ihre Nichte bei sich zu behalten. Nicht wahr, Bruder, du läßt sie mir? nicht wahr, mein Engel, du willst bei mir bleiben?

Herr Bellmann sagte weder Ja, noch Nein; doch Henriette äußerte ihren Wunsch durch zärtliche Liebkosungen sehr deutlich. Die Tante ging nun sogleich mit ihr in ein Cabinet, um sie moderner ankleiden zu lassen, was sehr leicht geschehen konnte, da ihre Nichte gerade von demselben Wuchs und derselben Größe war, wie sie. Henriette saß unter den Händen der Kammerjungfer, als wäre sie von Jugend auf daran gewöhnt, und die Tante blieb bei dem Ankleiden gegenwärtig. Unterdessen überlegten der Prediger und seine Frau, daß es nicht rathsam seyn würde, ihre Tochter seiner Schwester abzuschlagen, da diese Nichten und Neffen genug hatte, unter denen sie nur zu wählen brauchte. Kurz, am Abend wurde beschlossen, daß Henriette bei der Tante bleiben sollte.

Herr Bellmann konnte sich nur zwei Tage bei seiner Schwester aufhalten, da seine Amtsgeschäfte es nicht länger erlaubten. Ehe er wieder abreiste, hielt er seiner Tochter noch eine Vorlesung über die Gefahren, denen sie in ihrer neuen Lage ausgesetzt seyn würde. Sie sagte lächelnd: es würde mir weh thun, lieber Vater, wenn Sie diese Erinnerungen bei mir wirklich für nöthig hielten. Ich sehe sie als einen Beweis Ihrer väterlichen Liebe an; doch wenn Sie mir auch nichts gesagt hätten, Sie sollten doch nur Freude an mir erleben. — Der Vater nahm mit einer herzlichen Umarmung, die Mutter mit zärtlichen Thränen von ihr Abschied.

Die Tante hatte in ihrer Nichte ein bloßes Landmädchen erwartet; zu ihrer Verwunderung fand sich aber Henriette sehr leicht in jeden Ton, und hatte Geschicklichkeiten, die in kleinen Städten selten sind. Sie kam in einen Saal, wo ein schöner Flügel stand, und spielte eine rauschende Sonate. Bravo! sagte die Tante. Was dir noch fehlt, mein Kind, Geschmack im Vortrage, das wird sich finden. Henriette lächelte heimlich über dieses Urtheil, da ihre Tante nicht zwei Takte spielen konnte; doch in Kurzem mußte sie gestehen, daß die Tante gutes

und schlechtes Spielen sehr richtig zu unterscheiden wußte. Sie fing einmal an zu philosophiren, und zwar etwas schulgerecht; ihre Tante sagte aber: alles Jettchen, nur keine Pedanterei! Sie würde eine Liebesgöttin häßlich machen; und wir Weiber müssen schön seyn, schön an Leib und Seele, heiter, witzig!

Henriette fand bald, daß ihre Tante Recht hatte, und gab sich nun Mühe, ihre Talente im Sinne derselben auszubilden. Sie sah hier Meisterstücke der Künste, hörte große Künstler reden, und machte im Singen, im Spielen und Zeichnen sehr schnelle Fortschritte. Ihre Tante gab zuweilen ein Concert, worin dann mehrere vorzügliche Virtuosen spielten. In dem ersten, das nach ihrer Ankunft gegeben wurde, stand Henriette gerade neben ihrer Tante, als ein sehr elegant gekleideter junger Mann in den Saal trat, und wie ein alter Bekannter auf die Frau vom Hause zuging. Er warf einen Blick auf Henrietten, und blieb, wie in starrer Verwunderung, stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Meine Nichte! sagte die Kammerräthin lächelnd. — Ihre Nichte? erwiederte der junge Mann. Erstaunlich! ich wollte darauf schwö-

ren, es müßte eine junge Dame seyn, die ich in meiner Jugend gekannt habe. Henriette wurde roth, da sie gleich bei dem ersten Worte die Stimme ihres Jugendgeliebten, Rudolphs, erkannte. „Herr Büchling!" sagte sie. — Mademoiselle Bellmann! sagte er, und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

Ihr kennt einander also? fragte die Tante. — „Schon sehr lange," antwortete Henriette. „Herr Büchling ist der vertrauteste Frund meiner Kindheit gewesen."

Desto besser! Er ist auch mein Freund, sagte die Tante, und ging jetzt andern Gästen entgegen. Henriette blieb einige Minuten mit dem Geliebten ihrer Jugend allein, und erzählte ihm schnell, wie sie hieher gekommen sey.

Rudolph Büchling hielt sich, wie die Nichte bald nachher von ihrer Tante erfuhr, schon seit mehreren Monaten in der Residenz auf. Er hatte als Virtuose auf der Violine Reisen gemacht und sich eine beträchtliche Summe erworben. Jetzt spielte er nicht mehr für Geld, sondern lebte, theils von dem Ersparten, theils von einer Pension, die ihm ein Rußischer Fürst für einen sehr wichtigen Dienst ausgesetzt hatte, auf einem sehr eleganten Fuß. Da er nun

überdies ein sehr gebildeter, feiner Mann war, so hatte er Zutritt in vielen guten Häusern der Stadt.

Büchling mußte nach der ersten Sinfonie Henrietten eine Sonate am Flügel accompagniren, und flüsterte ihr vor dem Anfange zu: mit welchem Vergnügen nehme ich heute mein Instrument in die Hand! — Henriette erröthete; die Tage ihrer Kindheit standen lebendig vor ihr.

16.

Henriette und Rudolph.

Sobald Henriette diesen Abend allein war, setzte sie sich, in tiefe Gedanken verloren, und mit einer ahndungsvollen Unruhe auf ihren Sofa. Die Vergangenheit mit den so schönen, unschuldigen, hohen Gefühlen ihres jugendlichen Herzens; die Gegenwart mit ihrem Glanze und die Zukunft mit allen Ansprüchen und Hoffnungen ihrer Eitelkeit, traten auf einmal vor ihre Seele. Sie fühlte, daß, so glänzend auch der Schauplatz war, auf dem sie jetzt schimmerte, dennoch eine geheime Sehnsucht in ihrem Innersten etwas Besseres und Schöneres forderte, als ihre jetzigen Verhältnisse ihr gaben. Diese Sehnsucht hatte in ihrer Kindheit eine Umarmung des geliebten Rudolph, und noch vor einigen Monaten Wilhelms kleiner Aufsatz, befriedigt. Jetzt stand ein aus der Gestalt beider junger Männer gemischtes Bild vor ihrer Seele. Sie verglich damit alle Männer, die sie in der Residenz hatte kennen lernen, und fühlte, daß die Huldigungen, die Schmeicheleien derselben,

daß alle Genüsse der Pracht und der Eitelkeit ihr keinen Ersatz für die süßen Gefühle der Kindheit gewährten. „Nun habe ich,“ dachte sie einen Augenblick, „meinen höchsten Wunsch erreicht: beinahe ein Leben, wie die Ninon!“ Doch bei diesem Gedanken brachen Thränen aus ihren schönen Augen. Sie konnte eben so wenig die Sehnsucht ihrer Seele nach etwas Besserem unterdrücken, als die Hoffnungen ihrer Eitelkeit aufgeben. Jetzt saß sie als Kind in dem kleinen Gartenhause ihres Vaters, von Rudolph umfaßt; dann stand sie wieder in dem prächtigen Saale ihrer Tante, umgeben von einer Menge bewundernder Männer. Bald von jenen Bildern hingerissen, ging sie endlich zu Bette, und ein Traum gab ihr die Freuden ihrer Kindheit mit dem Genusse eines prächtigen Lebens wieder. Wäre denn das nicht möglich? dachte sie am folgenden Morgen. Bei dem Ankleiden versank sie in ähnliche Träume, wie am vorigen Abend. Sie vergaß sich, und sagte auf einmal laut: „warum sollten denn natürliche Blumen nicht eben so gut zu der prächtigsten Kleidung stehen, wie zu der einfachsten?“

Weil sie so bald welken! antwortete die

Kammerjungfer, welche glaubte, daß sie gefragt würde. Das Mädchen hatte, ohne es zu wissen, eine große Wahrheit gesagt: — die natürlichen Empfindungen der Freunschaft, der Liebe, des Vertrauens können unter dem giftigen Hauche der Eitelkeit und der Schmeicheleien nicht dauern. Henriette sagte lächelnd: „du hast Recht, Hannchen; daran dachte ich nicht." Jetzt mußte sie sich aber freilich wohl erinnern, wie vergänglich auch die heißeste Liebe ist, wie heiß sie selbst geliebt, und wie bald ihre Leidenschaft sich verloren hatte. „Und," dachte sie, „dem flüchtigen Glücke, das die Liebe giebt, sollte ich das genußreiche Leben aufopfern, das ich, bei meinen Talenten, in Ueberfluß und in einer leichten frohen Geselligkeit haben kann?" Sie ging an ihr Klavier, sang eine Italiänische Operetten-Arie von dem Genusse des Lebens, und erwartete so die Ankunft ihres Jugendfreundes Rudolph, der sie zu besuchen versprochen hatte. „Nun ja!" dachte sie; „er hat mein Herz in Bewegung gebracht, als ich noch ein Kind war, und auch gestern wieder. Warum denn auch nicht? Ein bewegtes Herz ist die Würze jedes Genusses. Zu Thorheiten soll er mich aber gewiß nicht verleiten. Ist er, wie ich

glaube,

glaube, jetzt ein Mann, den die Welt gebildet hat, so soll er mein vertrautester Freund werden; doch nichts mehr."

Endlich trat Rudolph herein, dem es gestern beinahe eben so gegangen war, wie Henrietten. Er würde sich der Bewegung, in die sein Herz bei ihrem Anblick gerieth, überlassen haben, wenn sie nicht bei aller vertraulichen Freundlichkeit doch sehr unbefangen und ruhig gewesen wäre. Da er lange genug unter Menschen der großen Welt gelebt hatte, so sah er auf den ersten Blick, welche Rolle Henriette hier spielte; deshalb behandelte er sie bloß artig, und sagte ihr gleichsam im Vorbeigehen: er hoffe, sie am folgenden Morgen ungestörter sprechen zu können. Jetzt kam er denn mit dem Vorsatze, daß Henriettens Betragen gegen ihn das seinige bestimmen sollte.

Unter Beiden entstand, nach den ersten artigen Verbeugungen, sogleich ein Wetteifer, wer den Weltton am meisten in seiner Gewalt habe. So vertraulich auch Beide als genaue Bekannte mit einander sprachen, so blieben sie doch immer in den Gränzen einer angenehmen leichten Unterhaltung. Sie gestanden einander Beide, daß nur ihr jetziges Leben den Namen Le-

ben verdiene; sie persifflirten Beide um die Wette ihre ehemalige Sentimentalität, und trennten sich nach einer kurzen Stunde mit frohen Gefühlen der befriedigten Eitelkeit, und mit dem gegenseitigen Versprechen, einander oft zu sehen. Henriette hatte bemerkt, daß bei ihrem alten Freunde, troz seinem leichten Wesen, ein Paarmal Strahlen seiner alten Leidenschaft hervorgebrochen waren. Auch Rudolph deutete etwas Gezwungenes in Henriettens Benehmen zu seinem Vortheil. Kurz, die Eitelkeit spielte hier ein verborgenes Spiel: Beide hielten sich für Sieger, und erwarteten — aber freilich, da sie ihres eigenen Herzens nicht gewiß waren, mit Unruhe — die Stunde, wo ihr Triumph anerkannt werden würde.

Henriette blühete jetzt in ihrer vollen Schönheit, und war durch ihren Geist, ihren Witz und ihre Talente ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Bei dem allen wurde sie aber gar nicht beneidet: denn sie machte ihre Schönheit und ihren Geist nur vor Männern geltend; gegen die Frauenzimmer betrug sie sich immer liebkosend und gelehrig. So war denn der Plan ihres Lebens noch feiner, als ihr Vater ihn hätte vorzeichnen können. Mit einem

kurzen Triumphe wollte sie sich nicht begnügen, sondern ein glückliches Leben führen; deshalb vernachläßigte sie ihr eigenes Geschlecht nicht, was die meisten Eiteln thun, weil sie nur glänzen wollen.

Kein Wunder, daß in Rudolphs Herzen der Wunsch erwachte, Henrietten wieder eben das zu werden, was er ihr in der Kindheit gewesen war. Doch auch sie empfand, daß er Eindruck auf sie machte. Sein Umgang mit Großen und mit gebildeten Menschen von allen Ständen in mehreren Ländern, wo er als Virtuose auf seinen Reisen gewesen war, hatte ihm eine Haltung gegeben, durch welche er sich vortheilhaft auszeichnete. Ohne im mindesten zu kriechen, wußte er sich jedermann gefällig zu machen; und ohne falsch zu seyn, nahm er gern eine fremde Meinung an. Wenn er einmal widersprach, so that er es in einem so artigen und bescheidenen Tone, daß man sein Widersprechen kaum bemerkte, oder es doch nicht übel aufnehmen konnte Dies mochte zum Theil an einer gewissen Furchtsamkeit liegen, von der er nicht frei war, ob er gleich in seiner Gesichtsbildung und seinem ganzen Aeußern etwas Großes und Edles hatte. Bei diesen Eigenschaften war er

der Liebling aller Männer und Weiber, die ihn kannten, und man hielt es gewissermaßen für eine Ehre, mit ihm umzugehen. Henriette dachte, als sie dies alles erfuhr, mit großem Vergnügen daran, daß sie und ihr alter Freund, ein Paar Kleinstädter, in dem zahlreichen Kreise einer großen Residenz die beiden interessantesten Menschen wären. Auch gestand sie heimlich sich selbst, daß Rudolph der liebenswürdigste Mann geworden sey, und daß sie wahrscheinlich mit ihm sehr glücklich leben würde.

Beide hofften auf einander, kamen sich aber deshalb nicht näher, sondern blieben in ihrem einmal angenommenen Verhältnisse. Rudolph gefiel Henrietten immer mehr. Sie prüfte ihn, und glaubte zu finden, daß er ihre eignen Grundsätze hätte. Das war aber ein Irrthum. Rudolph sagte nur nach, was Henriette sagte, weil sie es offenbar gern von ihm hörte. In der That war er sogar eifersüchtig auf jeden Mann, den sie ein wenig auszeichnete; indeß verbarg er seine Eifersucht mit der größten Sorgfalt, weil sie nicht wissen sollte, daß er eine Art von Liebe für sie empfände. Er kam immer öfter zum Besuch, und fehlte gewiß nicht, wenn die Tante keine Gesellschaft bei sich

hatte, was er durch mancherlei Kunstgriffe vorher zu erfahren wußte. Dann satyrisirte, lachte, scherzte und spielte er mit der Tante, wie mit der Nichte; und selbst jene fand seine Unterhaltung sehr angenehm.

Oesters blieben Henriette und Rudolph ein Paar Stunden allein; denn die Tante erinnerte sich, daß sie dies oder jenes zu kaufen, oder einen Besuch zu machen hatte. Solche Stunden waren dann für Beider Entschlüsse sehr gefährlich: ehe sie es sich versahen, fiel der Ton ihrer Unterredung in das Sentimentale; sie erinnerten sich ihrer Kindheit, und seufzten wohl dabei, bis endlich Henriette den Mißlaut bemerkte, ihren Freund mit seinem Rittertone neckte, und ihn in die vorige Stimmung zurückbrachte. Rudolph verbarg seinen Verdruß über dieses Benehmen, spottete über sich selbst, und wurde nun lustiger, als Henriette es gern sah; ja, er fing wohl seiner Seits an, sie zu necken.

Sie merkte, daß Rudolph ihr von Tage zu Tage lieber und nothwendiger wurde; indeß wollte sie ihn durchaus nicht in einen Ton kommen lassen, der zu ihrem Plane gar nicht paßte. Ueberdies mußte sie, ehe ihre Neigung ernsthaft werden durfte, erst mit völliger Sicherheit

wissen, wie die Tante gesonnen wäre. Sie fürchtete eben nichts, da Rudolph der Liebling ihrer Tante zu seyn schien; als sie aber einmal von weitem hinhorchte, äußerte die Tante zu ihrem Erstaunen: Büchling sey ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und sie gehe gern mit ihm um, da er sehr artig und diskret sey. Aber, mein Kind, fuhr sie fort: ein Mann für dich ist er wohl nicht. Er sollte etwa eine reiche Witwe zu bekommen suchen. Das ginge vielleicht, wenn er sich einen Titel verschaffte. Dir, Henriette, bestimme ich eine Partie, die dich und deine ganze Familie heben soll. Mein Vermögen, hoffe ich, wird dabei gute Dienste leisten.

Ich glaube, dachte Henriette mit großem Verdrusse, sie heirathete ihn lieber selbst! So machen sie es alle! Sie wählen nach ihrem Herzen; und wir jungen Leute — uns wollen sie immer als Mittel zur Befriedigung ihrer Einfälle brauchen! Eine reiche Witwe! Warum denn nicht eben so gut ein reiches Mädchen? —

Die Kammeräthin störte übrigens den Umgang der beiden jungen Leute gar nicht. Wenn Henriette einmal etwas allzu vertraut mit Rudolph schien, so hob die Tante nur lächelnd

den Zeigefinger auf, und drohete; denn ihre Hauptregel war: man muß allen éclat vermeiden, und der Welt nichts zu reden geben. Sie wäre im Stande gewesen, Henrietten zu sagen: heirathen kannst du ihn nicht; ihn zu lieben steht dir frei: nur laß es niemand erfahren!

Henriette kannte die Denkungsart der Kammerräthin so gut, daß sie es gar nicht verbarg, wie angenehm ihr Rudolphs Gesellschaft wäre. Heimlich arbeitete sie indeß an etwas Ernsthafterem. Das größte Hinderniß für Rudolph war, daß er keinen Titel hatte; er mußte also, wenn er ihre Hand bekommen sollte, „etwas werden." Sobald sie einmal wieder mit ihm allein war, brachte sie das Gespräch auf die früheren Zeiten, und wurde so sentimental, daß auch Rudolph es mit ihr wurde. Da sie heute seufzend auf ihrem Stuhle blieb und sogar geheime Thränen zu unterdrücken schien, so hielt er dies für den rechten Augenblick, etwas zu wagen Er faßte ihre Hand, und sagte freilich ein wenig furchtsam : ich halte jene Stunden für die glücklichsten meines Lebens! — Als Henriette wieder seufzte, fuhr er dreister fort: könnte ich jezt die Hoffnung, die ich damals hatte, wieder haben! . . . —

„Welche?" fragte Henriette, wie in Zerstreuung. — Die Hoffnung, Sie einst mein nennen zu dürfen.

„Ich glaube selbst, lieber Büchling," hob sie nun lächelnd und ruhiger an, „daß wir einander nie ganz vergessen haben. Warum soll ich es leugnen, daß es mich gefreuet hat, Sie hier wieder zu finden, und daß ich wünschte, Sie möchten sich unsrer, freilich allzu empfindsamen, Jugend noch erinnern! Hinge ich von mir selbst ab, ich würde Ihnen gern mein Schicksal anvertrauen. Wir kennen Beide den Werth des Lebens, und haben gleiche Grundsätze von dessen Genusse."

Jetzt warf sich Rudolph ihr zu Füßen. „Ei, nicht doch!" sagte sie lächelnd. „Stehen Sie auf! mein Freund. Kann denn ein Mann die Worte: ich liebe dich! nicht anders sagen, als in dieser erniedrigenden Stellung? Sagen Sie mir das, wenn Sie wollen, lieber Büchling, aber mit lachenden Augen. Das Niederknieen sieht nach der Tragödie aus; kein Wunder, daß eine so erklärte Liebe späterhin zuweilen in das Tragische ausartet."

Sie sind ein unbegreifliches Mädchen! Ihr

stolzer Geist spielt mit den wichtigsten Verhältnissen des Lebens!

„Ihr Tadel, mein lieber, sentimentaler Freund, ist im Grunde ein Lob. Eben weil ich kein Spiel, auch nicht einmal ein erhabnes, aus dem wichtigsten Verhältnisse des Lebens machen will, bitte ich Sie, ruhig zu seyn. . . . Sie lieben mich also?

Ja, Henriette, wie noch nie ein Mann geliebt hat! Sie müssen hören . . .

„Muß ich? Ich will nun aber weiter nichts hören, lieber Bückling, als was unser würdig ist. Sie lieben mich; und ich liebe Sie! Wollen Sie ruhig seyn? Sonst . . . Ich kenne keinen Mann, mit dem ich so gern mein Leben zubringen möchte, als mit Ihnen, vorausgesetzt, daß Sie sich das Niederknieen abgewöhnen. Und Sie? . . . Nicht wahr, aus Liebe zu mir lernten Sie einmal die schwere Lateinische Sprache? Die kann Ihnen nun zu Statten kommen. Meine Tante wird mich keinem Manne geben, der nicht, außer mancherlei Vorzügen, auch einen sehr kleinlichen hat: einen Titel. Da wäre nun wieder etwas aus Liebe zu mir zu thun. Sie verschaffen sich — nicht den bloßen Titel, sondern das Amt ei-

nes Kammer- oder Steuerraths. An Aussichten dazu fehlt es Ihnen nicht. Die Gräfin Langenau ist ihre Freundin, und ich habe die Ehre dem Präsidenten zu gefallen: so läßt sich denn wohl etwas ausrichten. Die nöthigen Kenntnisse haben Sie, das weiß ich. Bis dahin aber, daß Sie wirklicher Kammerrath sind, lieber Büchling, gehen wir mit einander um, wie zeither: vertraut und heiter. Nur noch Einmal sollen Sie mir sagen, daß Sie mich lieben; aber so, wie ich es verlangt habe."

Rudolph sagte, in großer Verlegenheit: ich liebe Sie. „Auch ich liebe Sie!" sagte Henriette, und ihre Lippen berührten die seinigen. Nun aber war sie auf einmal wieder die alte: sie scherzte, sie tanzte, sang ein lustiges Liedchen, und brachte so den armen Rudolph vollends um alle Besinnung. O Zauberin! sagte er; wie können Sie so mit meinem Herzen spielen!

Henriette legte ihm einen Finger auf den Mund. „Kein Wort eher, als bis ich Sie Herr Kammer- oder Herr Steuerrath nennen kann!"

17.

Das Dreiblatt.

Rudolph glaubte, Henriettens Kälte wäre erkünstelt, und würde wohl bald aufhören; doch, so oft nur seine Miene verrieth, daß er von seiner Liebe reden wollte, blickte sie ihn so ernsthaft an, daß er es nicht wagte, ein Wort hervorzubringen. That er es dennoch einmal, und warf ihr Unempfindlichkeit vor, so sah sie ihm scharf in die Augen, und erklärte ganz trocken, daß sie weder durch die Liebe, noch durch die Ehe eine Sklavin werden wolle. Zwar endigte sich eine solche Scene immer mit einer Versöhnung; Henriette hütete sich aber wohl, diese in das Zärtliche übergehen zu lassen. Kurz, sie unterjochte Rudolphen völlig, und zog ihn dabei immer fester an sich, da sie ihm, ob er ihr gleich kein Wort von Liebe sagen durfte, das höchste Vertrauen, die zärtlichste Freundschaft und sogar die festeste Treue zeigte. Mehrere liebenswürdige junge Männer mit Titeln, selbst einige von Adel, bewarben sich um die geistreiche und schöne muthmaßliche Erbin der Kammer-

räthin; und diese nahm sich sogar einiger von ihnen aus allen Kräften an, doch ohne dadurch etwas auszurichten. Henriette hatte nämlich auch ihre Tante zu unterjochen gewußt, ob sie gleich bei allen Gelegenheiten gelehrig und gehorsam zu seyn schien. Immer gab sie der Tante anfangs Recht; doch allmählich brachte sie dieselbe zu einer andern Meinung, und am Ende ging alles, so wie sie es wollte.

Rudolph war außer sich vor Entzücken, als Henriette sich von allen ihren bisherigen Liebhabern befreiet hatte, und er dankte ihr für diese so edelmüthige Treue. Sie wollte in ihrem Benehmen nichts Edelmüthiges finden, sondern sagte ihm lächelnd: „ich habe alle diese Herrn um meines eigenen Vortheils willen ausgeschlagen. Wäre einer unter ihnen liebenswürdiger gewesen, als Sie, mein Freund: wer weiß, was dann geschehen wäre!“ Henriette hatte übrigens alle diese Anträge auf eine so feine, artige, sogar schmeichelhafte Art zurückgewiesen, daß keiner von ihren Liebhabern sich beleidigt fand, und daß einige sogar ihre wirklichen Freunde wurden, und jetzt noch öfter zu der Tante kamen, als vorher.

Henriette wußte sehr wohl, daß sie das alles

ihrer Klugheit, ihrer Besonnenheit verdankte. Sie fühlte mit einem geheimen Triumphe, daß man von den Menschen fast alles erhalten kann, wenn man nur nichts von ihnen zu verlangen scheint, und daß sie mit ein Paar Schmeicheleien sehr leicht zu regieren sind. Von diesem Gedanken war es nicht weit zu dem Vorsatze, sie wirklich regieren zu wollen. Henriette stellte sehr mannigfaltige Versuche an, und es entging ihr nicht leicht ein Mensch, auf den sie es angelegt hatte, weil sie seine Schwäche bald ausfindig machte. Unter der Maske der unschuldigen Einfalt führte sie manche verwickelte Plane aus, und wurde dabei für das liebenswertheste, bescheidenste und anspruchsloseste Mädchen gehalten. Ihre Gewalt über die Herzen brauchte sie indeß nie zum Bösen, sondern immer zu mannigfaltigem Guten. Sie versöhnte z. B. Familien, erwarb einem verdienstvollen Unglücklichen die Unterstützung ihrer Freunde, und bewog besonders ihre Tante sehr oft, einem armen, verkannten oder bedrückten Menschen zu helfen. Bei dieser so vielfachen Thätigkeit war sie aber in Gesellschaften doch immer heiter, und sprach vom Putze, als ob nur der ihr wichtig sey, vom Spiel, als ob sie

nichts in der Welt mehr liebe; kurz, von allem, worüber sich jemand gern unterhielt, redete sie mit gleicher freundlicher Theilnahme.

Auch Rudolphs Beförderung wurde bald eingeleitet. Henriette bat, ohne sein Wissen, die Gräfin Langenau, sich für ihn zu verwenden; und sie selbst bewarb sich jetzt sehr angelegentlich um die Freundschaft des Präsidenten, besuchte dessen Töchter oft, und hatte jedes Mal das Vergnügen, daß er bis zum späten Abend in ihrer Gesellschaft blieb.

Eines Morgens fuhr Rudolph zu dem Präsidenten, den er in Henriettens Namen zu einer Lustpartie einladen sollte, und blieb eine halbe Stunde bei ihm. Als er wieder wegging, stand im Vorzimmer ein junger Mensch, dessen Gesicht ihm auffiel, und zu dem ein Bedienter gerade sagte: der Herr Präsident wird Sie morgen um zehn Uhr sprechen; heute kann er nicht. Der junge Mann ging mit einem finstern Gesichte hinter Büchling her aus dem Hause. So eben wollte der Letztere in den Wagen steigen, als er jenen wieder bemerkte und scharf ins Auge faßte. Auf einmal rief er: Wilhelm! ja, du bist es!

Bei diesem Ausruf erheiterte sich Wilhelms

Gesicht, und seine Augen funkelten. Nach der ersten Umarmung nahm Rudolph ihn in seine Miethskutsche, und Beide fragten einander, wie um die Wette, ohne vor Ungeduld die Antwort erwarten zu können. Erst auf Rudolphs Zimmer kam es zu einem etwas ruhigeren Gespräche. „Ich habe so lange nichts von dir gehört, Rudolph!" sagte Wilhelm. „Wo bist du gewesen? wie ist es dir gegangen?"

Rudolph erzählte: eine Unbesonnenheit habe ihn genöthigt, die Universität zu verlassen und nun seine Geschicklichkeit auf der Violine zu nützen. Er sey nach mehreren großen Städten gereist, habe überall gute Einnahme gehabt, und Gelegenheit gefunden, einem Großen in Rußland einen wichtigen Dienst zu leisten, wofür er nun eine Pension auf Lebenszeit bekomme. Endlich erwähnte er auch, daß Henriette Bellmann jetzt in der Residenz sey. — „Henriette?" fragte Wilhelm sehr lebhaft; „wie kommt die hieher!"

Rudolph erklärte ihm das Räthsel, und beschrieb ihm dann mit großem Feuer Henriettens Vollkommenheiten. Wilhelm! sagte er endlich; dir will ich gestehen, was noch nicht über meine Zunge gekommen ist. Ich liebe das herrliche

Mädchen, und werde wiedergeliebt. Die Tante verlangt, daß ich erst ein Amt oder vielmehr nur einen Titel haben soll. Ist es damit in Richtigkeit, dann hoffe ich, bald sagen zu können: ich bin der glücklichste Mensch auf der Erde!

„Wenn ich des Neides fähig wäre, guter Rudolph, so würde ich dich beneiden."

Nicht wahr? fragte Rudolph lächelnd, und blickte auf seine eleganten Möbel, die Wilhelm noch gar nicht bemerkt hatte. — Aber nun laß mich doch auch hören, wie du hieher gekommen bist. Was mir Henriette von deiner Entfernung aus des Einnehmers Hause erzählt hat, klingt so räthselhaft.

„Seine Enkelin Antonie liebte den jungen Riemann. Der alte Syndikus willigte in die Heirath, wenn Antonie die einzige Erbin der Familie werden sollte. Es gab eine Scene . . . Du kennst ja den Einnehmer! Er wünschte, sie glücklich zu machen, und wollte es doch nicht thun. Da packte ich meine Risse und eine Geldsumme ein, und ging in Gottes Namen. Anders war doch nicht zu helfen."

Rudolph schüttelte den Kopf. Antonie hat ja aber den jungen Riemann nicht geheirathet!

Viel=

Vielmehr ist der Syndikus seitdem der bitterste Feind des Einnehmers geworden.

„Wie? nicht geheirathet?“

Nein. Es ist nachher herausgekommen, daß Antonie den jungen Riemann gar nicht geliebt hat, sondern ... Die ganze Sache ist dunkel, sage ich dir. Henriette selbst weiß den Zusammenhang nicht recht. — Nun weiter! Du gingst also ...?

„Ich ging nach D***, von da nach B***, und dann nach H***. Ueberall bot ich meine Kenntnisse an, und überall wurde ich zurückgestoßen. Endlich kam ich hieher, und ließ mich von dem Oberbergrath G** prüfen, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Er schien mit mir zufrieden zu seyn, und gab mir den Rath, mich dem Präsidenten zu empfehlen, bei dem du mich gefunden hast. Du siehst, ich suche ein Amt wie du, oder fürs erste nur ein Aemtchen. Ich muß nur offen gestehen, daß ich die Menschen nicht kenne. Die Erfahrungen dieses Jahres haben mich davon überzeugt.“

Und wovon hast du so lange gelebt?

„Du wirst lachen; aber doch ist es wahr: meistens von meinen Arbeiten. In H*** wurde gerade ein Wasserbau vorgenommen. Ich be-

merkte Fehler über Fehler, da ich einige praktische Kenntnisse habe. Der Bauinspektor, dem ich das sagte, ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, entschuldigte sich damit, daß der Bau von seinem Vorgänger angefangen wäre, und bat mich zum Essen. Ich machte ihm Risse, die er mir sehr gut bezahlte. Von nun an führte ich selbst die Aufsicht, freilich nur unter der Hand, und stattete ihm am Abend Bericht ab. Ich bat ihn endlich, er möchte mich irgendwo anbringen; er zuckte aber die Achseln, und sagte, was auch wohl wahr seyn mochte, daß ich in H*** schwerlich mein Glück machen würde, wenn ich keine Connexionen hätte. Uebrigens sah er es, glaube ich, recht gern, daß ich nicht blieb; denn er hatte meine Risse für seine eigne Arbeit ausgegeben. Ich will nun hier mein Glück versuchen. Warten kann ich eine Weile; denn ich habe noch Geld genug."

Rudolph ließ sich die Summe nennen, die sein Freund noch hatte, und lächelte halb mitleidig, halb spottend darüber, daß sie so klein war. Ja, sagte er, die Menschen kennst du freilich nicht, mein alter ehrlicher Wilhelm; auf die verstehe ich mich besser! Nun schilderte er die glänzende Lage, in der er sich jetzt be-

finde, und gab seinem Freunde die ein wenig eitle, aber doch gutherzige Versicherung, daß er wohl im Stande seyn werde, ihm durch seine Bekanntschaften zu helfen.

Wilhelm hörte ruhig zu, und schon nach einer Stunde sprach er mit Rudolph wieder in dem alten, etwas gebieterischen Tone. Ohne darauf zu achten, daß dieser wirklich eitel genug war, den Vornehmen spielen zu wollen, sagte Wilhelm: Was du mir da hernennst, mag recht gut seyn, wenn man es nöthig hat; aber wie kann zwischen mir und dir nur die Rede davon seyn!"

Rudolph dachte — denn zu sagen getrauete er es sich nicht —: noch immer ist er doch der alte Wilhelm! Er wird aber endlich einmal wohl lernen, daß die Welt etwas anders ist, als das Haus des Einnehmers!

Schon diesen Mittag erzählte er Henrietten, er habe seinen Freund Wilhelm Krause im Vorzimmer des Präsidenten angetroffen. Sie war noch jetzt ein wenig beleidigt, daß Wilhelm sie in eben dem Augenblicke, da er ihre Hand bekommen sollte, so schnell verlassen hatte; indeß hörte sie die Neuigkeit sehr ruhig an, ohne mehr nicht als ein kaltes „So?" zu erwiedern.

Ich glaubte, sagte Rudolph, die Nachricht, daß ich den treuesten Freund meiner Jugend wieder gefunden habe, würde Sie intereßiren. Noch mehr! Ich hoffte schon, er sollte Ihnen sein Glück verdanken.

„Ich fürchte, Ihr Freund wird seine alte Rolle auch hier spielen. Gewiß taugt er nicht zu Ihnen. Sie sind vorgerückt, er ist zurückgeblieben; und dennoch wird er Sie beherrschen wollen, wie er das immer gethan hat."

Gethan hat? fragte Rudolph ein wenig empfindlich.

„Ja! Er hat dieselbe Rauheit des Charakters, wie seine Erzieher, und wird Ihnen unangenehme Stunden genug machen. Aber helfen müssen wir ihm, das versteht sich. Morgen will ich ihn der Tante vorstellen; dann wird sich ja zeigen, was zu thun ist. Ich sehe aber voraus, weit wird er es bei seinem Eigensinn nicht bringen."

Freilich wohl! Aber, liebe Henriette, sagen Sie, was Sie wollen: sein Eigensinn ist doch oft so edel, so groß!

„Eigensinn kann nie eine Tugend seyn; er ist nicht Standhaftigkeit, nicht Festigkeit. Doch, wie gesagt, Sie mögen ihn bringen. Vielleicht

thut es schon eine gute Wirkung auf ihn, daß der Präsident sich lange mit Ihnen unterhalten hat, während er demüthig im Vorzimmer stehen mußte?"

Demüthig? Er stand so stolz da, als wäre er in seinem Eigenthum.

„Bringen Sie ihn morgen. Es soll mir lieb seyn, wenn er sein Glück nicht von sich stößt."

18.

Fortsetzung.

Wilhelm gieng wieder in das enge Dachstübchen, das er sich gemiethet hatte. „Rudolph hier?“ dachte er; „Henriette hier, und seine Geliebte? Antonie noch nicht verheirathet? und Riemann des guten Einnehmers Feind? . . . Das Schicksal spielt mir seltsam mit! Wenn ich des Einnehmers Haus nicht so schnell verließ — und was hat es denn nun geholfen? — so wäre Henriette vielleicht meine Frau, und ich der glücklichste Mensch auf der Erde. Doch jetzt? Ich muß der Zeuge von dem unbeschreiblichen Glücke eines Andern seyn. Eines Andern? — Wie kann ich meinen Rudolph so nennen! — Meines Freundes!“

Er sann über sein Schicksal nach, und überzeugte sich zu seiner Beruhigung immer stärker, daß es nicht anders habe seyn können. „Hatte ich denn nicht,“ dachte er, „Henrietten schon aufgegeben? Daß ich sie hier wiederfinde, kann das, soll das etwas ändern? Davor behüte mich der Genius der Gerechtigkeit und der

Freundschaft! Ich darf ja nur schweigen, und, wenn es nicht über meine Kräfte geht, lächeln. Der Einnehmer hat Recht: Schmerz ist meistens weiter nichts, als Furcht vor dem Schmerze, als Weichlichkeit. Leiden der Seele! Kann die nicht ein starker Zahnschmerz besiegen? Und was ein Zahnschmerz kann, sollte das nicht auch ein starker Entschluß können?" — Unter diesen und ähnlichen Gedanken schlief er endlich am Abend ein.

Am folgenden Morgen kämpfte er noch mit sich selbst, als er ein Billet von Rudolph erhielt, worin es hieß: er möchte den Präsidenten nicht besuchen, und diesen Abend mit ihm zu Henrietten gehen, die ihn ausdrücklich einladen lasse.

„Das fehlte noch!" dachte Wilhelm. „Aber ihr Gesicht soll mir wahrhaftig nichts mehr seyn, als der Kopf einer Madonna von Raphael; denn sie ist die Geliebte meines Freundes." Mit diesem Entschlusse setzte er sich an seinen Tisch, und bot alle seine Kräfte auf, eine angefangene Zeichnung zu vollenden.

Rudolph kam schon den Nachmittag. Er sah Wilhelms Papiere und Zeichnungen durch und schickte die vorzüglichsten an Henrietten

weil sie vielleicht zu brauchen waren. Dann sagte er seinem Freunde, welche Menschen er heute sehen würde, und gab ihm einige Regeln über sein Benehmen. Wilhelm lächelte; er wußte, daß er in Gesellschaft nicht blöde, obgleich wortarm, war.

Endlich schlug die Stunde, die Henriette zu Wilhelms Empfang bestimmt hatte; und er ging, zwar mit lautem Herzpochen, doch mit einem ruhigen Gesichte. Henriette wollte Wilhelmen, um ihn zu bestrafen, ein wenig imponiren, und ihn fühlen lassen, welch ein Glück er verscherzt hätte; deshalb erwartete sie ihn und seinen Freund in ihrem reitzendsten Anzuge. Ein Bedienter führte sie beide die schöne Treppe hinan, ließ sie durch ein prächtiges Zimmer gehen, und öffnete ihnen die Thür eines andern. Henriette stand auf, ging dem Flüchtling entgegen, und bewillkommte ihn mit einem bezaubernden Lächeln.

Sie erreichte ihren Endzweck wirklich: Wilhelm stand bestürzt vor ihr da. Er hatte sich Henrietten noch immer in ganz einfacher Kleidung gedacht; und jetzt sah er sie wie eine Fürstin vor sich. Sie that alles, was sie nur konnte, um ihn in dieser Bestürzung zu er-

halten, so zutraulich sie auch wurde. Er mußte sich zu ihr setzen; und nun erzählte sie ihm von dem Einnehmer und von ihren Eltern, legte dabei ihre Hand auf seinen Arm, und rückte immer näher an ihn. Sie erinnerte sich ihrer Kindheit, wurde bis zum Muthwillen lustig, wollte sich ausschütten vor Lachen über ihren ehemaligen Tanzmeister, den Husaren, und fing sogleich an zu tanzen, damit Wilhelm ihre schöne, edle Figur in den reitzendsten Stellungen sehen sollte.

Mit unnachahmlicher Grazie wurde sie dann wieder ernster, erkundigte sich mit vieler Güte nach Wilhelms Schicksalen, nach seinen Wünschen und Planen, hatte dabei die schönen, großen Augen mit solcher Theilnahme auf ihn geheftet, und machte ihm so süße Hoffnungen, daß er wie bezaubert war, und daß er zitterte, als sie seinen Arm nahm, und ihn zu der Tante führte.

„Sehen Sie, liebe Tante,“ sagte sie angenehm scherzend; „hier bringe ich Ihnen noch einen Freund meiner Jugend, Herrn Krause, einen wahren Ritter ohne Furcht und Tadel. Die Zeichnungen, die da vor Ihnen liegen, sind von ihm.“ Aus der Anrede und dem

Betragen der Kammerräthin sah Wilhelm deutlich, daß Henriette alles gethan hatte, ihm eine gute Aufnahme zu verschaffen; und schon nach einer halben Stunde war er hier wie zu Hause. Nun beobachtete er Henriettens Blicke und Worte so genau als möglich; doch nie konnte er bemerken, daß sie Rudolphen auszeichnete, ob sie gleich sehr zutraulich mit demselben umging.

Als sich nach und nach die Gesellschaft sammelte, stellte Henriette den Fremden als ihren Landsmann vor, verwickelte ihn bald in ein interessantes Gespräch mit dem Präsidenten, und war nach wenigen Minuten mit einer guten Wendung bei Wilhelms Zeichnungen. Der Präsident, ein wirklicher Kenner, wünschte sie zu sehen, fand sie ausgezeichnet gut, und sagte zu Wilhelm: Herr Krause, Sie müssen bei uns bleiben. Kommen Sie morgen zu mir, und bringen Sie mir auch einige von Ihren Aufsätzen mit.

Als Wilhelm wieder zu Hause war, übersann er den heutigen Tag, der ihm wie ein Zauberwerk vorkam. Nichts hatte für ihn eine feste Gestalt, und er war seiner Empfindungen nicht einmal gewiß. Henriette, so schön, so gut,

Rudolphs Geliebte; und doch so zuvorkommend, so gütig, so vertraut mit ihm selbst! — Nach einigen Tagen, als er Henrietten öfter gesehen hatte, wurde er wieder ruhiger. Er befragte seinen Freund um dessen Verhältnisse mit ihr, gab nun alle Hoffnungen auf, und suchte in die Stimmung der leidenschaftlosen Freundschaft zu kommen. Je mehr es ihn schmerzte, seine Geliebte verloren zu haben, desto genauer beobachtete er sich selbst, desto besonnener suchte er sich zu benehmen, und desto öfter wiederholte er sich, zumal wenn er Henrietten besuchte, den Gedanken: sie ist das Eigenthum meines Freundes!

Henriette hatte Wilhelm imponiren wollen; sie erhielt aber einen schöneren Triumph über ihn, den sie eigentlich nicht erwartete. Er heftete die zärtlichsten, ehrerbietigsten Blicke auf sie, und näherte sich ihr — nicht mit scheuer Blödigkeit, was sie gewollt hatte, sondern mit inniger Sehnsucht, mit einem fast anbetenden Vertrauen. Denn hier, mitten unter solcher Pracht, mitten unter so vielen Anbetern, und bei allen Ansprüchen, die sie machen konnte, war sie so gütig, so bescheiden, so theilnehmend geblieben! Sie galt ihm jetzt für das Ideal der

weiblichen Vollkommenheit: jede seiner Bewegungen, jeder seiner Blicke, jede seiner Handlungen zeigte das; und in eben dem Verhältnisse, wie seine zarte Ehrerbietung, vermehrte sich auch sein Vertrauen: er sagte ihr ganz offen alle seine Wünsche, alle seine Plane mit der rührenden Unbefangenheit eines Kindes.

Henriette fühlte bald, daß Wilhelm ihr nicht gleichgültig war. Sie liebte Rudolphen, und hatte ihn schon als Kind geliebt; doch sie achtete ihn nicht vorzüglich, und behandelte ihn oft sehr gebieterisch, was sie gegen Wilhelmen nicht gewagt haben würde, auch wenn sie seine erklärte Geliebte gewesen wäre. Rudolph schien ihr ein liebenswürdiger Mensch, Wilhelm aber ein höheres Wesen, nach dessen Beifall und Achtung sie streben müsse. Er gewann ihre Hochachtung mit jedem Tage mehr, selbst durch sein Betragen in Gesellschaft. Sie hatte ihm z. B. nicht zugetrauet, daß er sich an den Umgang der großen Welt würde gewöhnen können; er betrug sich aber, obgleich nicht so gewandt wie Rudolph, doch mit der edelsten Freimüthigkeit. Zwar wußte er sich nicht in alle Verhältnisse zu finden; doch wurde er ihrer ganz augenscheinlich Herr, sobald er nur wollte. Was

Henriette erst durch mühsames Studium, und Rudolph durch lange Erfahrung gelernt hatten, das lernte Wilhelm wie im Spiel, weil er, wie der Einnehmer sehr oft von ihm sagte, ein ganzer Mensch war.

Es währte nicht lange, so behandelte Henriette ihn wieder mit eben der Auszeichnung, wie in ihrer Kindheit beim Tanzen. Dazu kam nun noch ein wichtiger Umstand: sie wußte, wie heiß er ße geliebt hatte; und daß er sie noch jetzt liebte, zeigten ihr seine brennenden Augen, die er, so oft er konnte, verstohlen auf sie richtete, und das Beben seiner Hand, wenn die ihrige sie von ungefähr berührte.

Rudolph erzählte ihr jetzt einmal, daß er Wilhelm sein Verhältniß mit ihr anvertrauet habe. Sie runzelte darüber die Stirne ein wenig.

Er ist mein Freund! sagte Rudolph.

„Nun, so mögen Sie Ihre Geheimnisse mit ihm theilen, wenn Sie wollen; aber nicht die meinigen. Uebrigens, Büchling, sollen Sie wissen: ein Mädchen sieht es nie gern, wenn irgend ein Mann weiß, daß es schon liebt; denn dieser Mann behandelt das Mädchen dann sogleich wie eine Matrone, wie eine Nonne:

mit Kälte, ich möchte bei nahe sagen mit halber Verachtung."

Henriette sah nun wohl, daß Wilhelm sich jetzt vorgenommen haben mußte, ihr seine Liebe zu verschweigen; daß er es aber können würde, schien ihr nicht glaublich, da sie jetzt so oft mit ihm allein war und sehr vertraut mit ihm sprach. Zwar hatte er seine erste Liebe verschwiegen; das konnte aber die Schüchternheit jeder ersten Liebe verursacht haben, zumal da er fast nie mit ihr unter vier Augen gewesen war. Jetzt verhielt es sich anders; und so – sie wünschte nicht, daß er ihr seine Liebe gestehen möchte, aber sie erwartete es doch.

Wilhelm schwieg; auch nicht die mindeste Aeußerung erlaubte er sich, selbst wenn ihm Henriette die beste Veranlassung dazu gab. Er stand, von seiner Leidenschaft getrieben, dicht an der Gränzlinie; da blieb er aber stehen, und durch kein Lächeln, keine Vertraulichkeit konnte Henriette ihn weiter vorwärts bringen. Eines Abends war sie wieder mit ihm ganz allein, und er mußte ihr Julie und Romeo vorlesen. Er schlug zuweilen das große Auge voll Thränen auf sie, und es brach ein funkelnder Blick der Liebe daraus hervor. Die Worte: „auf ewig

verbannt bin ich von der Geliebten!" las er mit zitternder Stimme, so daß Henriette ein kalter Schauder überlief. Dabei blieb es aber; er war bald wieder mit voller Seele beim Lesen, und vergaß über Juliens Leiden sein eignes. Henriette fing nun ein Gespräch mit ihm an, das noch gefährlicher war, als das Vorlesen; doch eben dabei erhielt er seine Kräfte wieder, und verließ Henrietten dann mit der Ruhe der Freundschaft.

Dieser Mensch ist ein wahres Phänomen! dachte sie. Ich gäbe viel darum, zu erfahren, ob er immer so stark ist, und seinen Leidenschaften immer so gebieten kann!

19.

Die Prüfung.

Henriette wollte zwar Wilhelms Stärke nicht auf die Probe stellen; sie that es aber dennoch, beinahe gegen ihren Willen. Eine Liebe, welche sich aus Ehrfurcht verbirgt, ist der höchste Triumph des weiblichen Herzens; sie soll aber nicht ewig verborgen bleiben, sondern endlich wie eine lange verhaltene Flamme hervorbrechen. Dieses Schauspiel erwartete Henriette mit immer größerer Sehnsucht, doch immer vergebens. Es verdroß sie ein wenig, daß ihre Reitze Wilhelms Vorsatz nicht erschüttern konnten. „Ich darf doch wenigstens wissen, ob er mich liebt!" dachte sie nach einiger Zeit; und so hatte sie eine Beschönigung ihres nunmehrigen Betragens gegen Wilhelm. Sie behandelte ihn jetzt mit einer sanften Zärtlichkeit, spielte, wenn sie mit ihm allein war, ein wenig die Schwärmerin, und glaubte zuweilen, es wirklich zu seyn. Wilhelm riß nämlich ihr Herz mit sich fort, entflammte ihre Phantasie, und betäubte sogar ihren Verstand, wenn er ihn auch nicht überzeugte.

Doch

Doch mitten in seiner Begeisterung vergaß er nie, daß er nur Henriettens Freund seyn konnte, wenn sie selbst, bei aller ihrer Kälte und Besonnenheit, zuweilen gar nicht mehr daran zu denken schien, daß sie Rudolphs Geliebte war.

In solchen Stunden der Begeisterung fühlte Henriette, daß der edle Schwärmer sie sonderbar intereßirte, und daß sie ihrem eignen Herzen nicht mehr trauen durfte. So oft sie in ruhigen Augenblicken über ihre Empfindungen nachdachte, lächelte sie freilich über ihre Furcht, und noch mehr über Rudolphs Eifersucht, die sich jezt zuweilen sehr deutlich äußerte. Anfangs hatte dieser ihr Beifall zugelächelt, wenn sie sagte: „ich muß Ihren Freund ein wenig zu bilden suchen; sonst springt er mir unversehens aus dem Gleise, und geht wieder in die Welt." — Doch in Kurzem schien es ihm, als ob Henriette mit Wilhems Bildung ein wenig zu weit ginge. Er konnte sich des Unmuths nicht erwehren, wenn er bemerkte, wie gern sie in Wilhelms Gesellschaft war, wie angelegentlich sie mit ihm sprach, und wie deutlich dann der bewegte Ton ihrer Stimme ein bewegtes Herz verrieth. Seine Eifersucht wurde bald sehr merklich; denn oft, wenn Wilhelm und er bei

Henrietten waren, stand er plötzlich auf, und ging zu der Kammerräthin, oder erlaubte sich auch wohl eine Bitterkeit.

„Büchling,“ sagte Henriette einmal: „Sie sind eifersüchtig. Das sehe ich nicht gern; denn Sie trauen mir also nicht.“

Ich? Henriette!

„Ja! Ich würde es noch weniger gern sehen, wenn Sie läugnen wollten. Sie sind sehr eifersüchtig?“

Nun ja, ich bin es, weil ich Sie unaussprechlich liebe. Ich beneide schon die Luft, die Ihre Wange berührt . . .

„Keine Thorheiten, Büchling! Ich mag die Poesie in der Liebe nicht. Lassen Sie uns ganz ruhig mit einander sprechen. Was fürchten Sie denn?“

Ich habe bemerkt, daß Krause Sie interessirt; ich . . .

„Ganz richtig! Er ist ein interessanter Kopf.“

Das ist er, und ich fürchte, Henriette, daß Sie ihn interessanter finden werden, als mich. Wenn ich sehe, mit welcher Innigkeit . . .

„Nun ja doch! Ich rede innig mit ihm, weil ihm das angenehm ist; muß ich ihn darum lieben?“

Kann aber nicht eine bloße Posse, eine nur erkünstelte Begeisterung endlich sehr weit führen?

„Sie haben einen schönen Begriff von mir! Ich war willens mit Ihnen zu schmälen; doch Ihre Furcht ist im Grunde so schmeichelhaft, daß . . . Verlangen Sie, daß ich den Umgang mit Krausen aufgeben, oder daß ich ihn auf einmal stolz und kalt behandeln soll?"

Beides nicht, liebe Henriette. Es würde mich schmerzen, wenn Sie nicht die Freundin meines Freundes wären. Aber es giebt eine Mittelstraße!

„Nein, wo die Eifersucht den Richter macht, gewiß nicht. Doch es ist wohl möglich, Sie zu beruhigen. Kommen Sie diesen Abend?" —

Rudolph fand, als er am Abend kam, Henrietten und Wilhelmen allein. Beide saßen vertraut auf dem Sofa, und waren in einem sehr eifrigen Gespräch über die Gränzen der Freundschaft.

Ja, sie muß ihre Gränzen haben! sagte Rudolph sehr bedeutend.

„Welche?" erwiederte Wilhelm. „Keine andern, als die das unendliche Herz giebt, und die Tugend."

Henriette hörte dem Streite erst ruhig zu;

dann machte sie den Einwurf: wenn nun aber der Freund mißtrauisch wäre?

„Mißtrauisch?" fragte Wilhelm. „Das heißt ja: wenn nun aber der Freund kein Freund wäre! . . . Rudolph, könntest du je mißtrauisch gegen mich seyn?"

Dir könnte ich trauen, antwortete Rudolph ernst; aber nicht der beschränkten menschlichen Natur.

„Versteh' ich dich, Rudolph?" fragte Wilhelm rasch.

Ich glaube ihn verstanden zu haben, nahm Henriette das Wort. Er meint, daß es noch stärkere Empfindungen giebt, als die Empfindung der Freundschaft; zum Beispiel die Liebe. Würde ein Freund, um der Freundschaft willen, die Liebe aufgeben wollen? Und wenn er es wollte, würde er es können?

„Wenn er es wüßte," antwortete Wilhelm, „so würde er es können, sogar für einen Fremden können!"

Rudolph drückte ihm die Hand, und sagte: dich meinte ich nicht, Wilhelm! wahrhaftig nicht!

Also mich! Da haben Sie aber Unrecht, lieber Büchling: denn Ihr Freund muß innig und

fest auch der meinige seyn, weil ich Sie liebe! Und auf einmal hing sie an Rudolphs Halse.

O, meine ewig geliebte, angebetete Henriette, sagte Rudolph, und drückte sie innig an seine Brust. — Als Wilhelm Beide in dieser Umarmung der Liebe sah, durchdrang seine Seele ein tiefer Schmerz: es war ihm, als ob er Henrietten erst jetzt verlöhre. Noch nie hatte er sich so verlassen gefühlt, wie in diesem Augenblick. —

Ja, sagte Rudolph; mein Freund muß ewig auch der Ihrige seyn, wie er der meinige ist! Mit diesen Worten führte er Henrietten zu Wilhelmen, und legte ihren Arm um dessen Nacken.

Henriette erholte sich von der Verlegenheit, in die sie seit langer Zeit zum erstenmal — gerathen war. Seyn Sie mein Freund! sagte sie in einem weit kälteren Tone, als Rudolph es erwartete; und dann hauchte sie einen Kuß auf Wilhelms Lippen. Sie mußte die Scene endigen, in der sie aufs neue verlegen wurde, als sie fühlte, wie heftig Wilhelm bei ihrem Kusse erbebte. Deshalb sagte sie: Büchling, lassen Sie Gläser bringen; das muß nach Deutscher Sitte mit Wein besiegelt werden!

Rudolph sprang hinaus. Lieber Krause! sagte Henriette nun mit einem sanften, süßen Tone: unsre Freundschaft sey stark wie die Liebe! Sie erschrack, als sie diese Unbesonnenheit gesagt hatte. Doch Wilhelm erwiederte ruhiger: Ja! meine Freundin, und meines Freundes Geliebte!

Henriette hatte es absichtlich auf diese Scene angelegt: sie wollte ihren Geliebten beruhigen, und Wilhelmen die Gränzen angeben, worin er bleiben sollte. Wirklich erreichte sie anfangs ihren Zweck vollkommen: Rudolph war außer sich vor Vergnügen, daß sie seinen Freund zum Zeugen ihrer Liebe gemacht hatte, und seine Eifersucht war auf einmal verschwunden. Das glaubte er Henrietten beweisen zu müssen. Er und Wilhelm wurden von ihr auf morgen in einen Garten eingeladen, den ihre Tante unweit der Stadt besaß, und dessen einsame dunkle Gebüsche, mit hundert Nachtigallen, und duftenden Frühlingsblüthen, ein Tempel der Liebe waren. Rudolph kam nicht, und ließ sich durch Wilhelm entschuldigen, ob er gleich wohl wußte, daß dieser nun fast den ganzen Tag mit seiner Geliebten allein seyn würde.

Auch bei Henrietten blieb die kleine Scene

nicht ohne Wirkung, und Rudolphs Zutrauen zu ihr verstärkte diese noch. Sie ließ Wilhelmen allein unter den Blüthen umher irren, spielte während dessen stundenlang Adagio's, die Rudolph ihr komponirt hatte, sprach dann mit Wilhelm fast nur von einem kleinen Tempel, den ihre Tante mitten im Gebüsche wolle bauen lassen, und ließ sich von ihm auf der Stelle mehrere Risse dazu entwerfen.

Wilhelm betrug sich gegen Henrietten nicht fremder, nicht kälter, doch ehrerbietiger. Bei jener Scene hatte er zum erstenmal recht lebendig daran gedacht, daß Henriette die Braut seines Freundes sey; und nun behandelte er sie wie eine Heilige, obgleich ihr Kuß noch immer auf seinen Lippen brannte. Er schwärmte gern allein in den stillen Gebüschen des Gartens umher, oder verweilte unter dem Fenster, neben welchem Henriette spielte; und ihre Adagio's erweckten in ihm eine süße Ahndung der Zukunft, beinahe so, wie ein Sterbender sie haben mag. Noch diesen Abend ging er zu Rudolph, und erzählte ihm, wie schön er, obgleich fast immer ganz allein, den Nachmittag zugebracht hätte; und Rudolph empfand eine

stolze Freude über das Betragen seiner Geliebten.

So wie heute, konnte es aber nicht immer gehen. Henriette, die in dem Garten ihrer Tante blieb, weil sie den Brunnen trinken wollte, saß an den folgenden Tagen oft an Wilhelms Seite, und horchte auf den Gesang der Nachtigallen. Rudolph überraschte sie einige Male so, und seine erste Miene sagte ihr, so wie ein leichtes Erröthen ihrer Wangen ihm, daß schon das ehemalige Verhältniß wieder da sey. Er fand, daß Henriette, trotz ihrem Geständnisse, seinen Freund dennoch lieben könne; Henriette fand, daß Wilhelm sich durch ihre Erklärung in allzu enge Gränzen habe zurückweisen lassen, und in ihrer Seele regte sich wieder der geheime Wunsch, zu erfahren, ob er wohl Stärke genug hätte, ihr seine Liebe auch dann, wenn er überrascht würde, zu verschweigen.

Sie fühlte jetzt das Gefährliche ihrer Lage, und dachte zuweilen: was soll am Ende daraus werden! Ich bildete mir ein, nie vor einem Manne zittern zu dürfen; und jetzt verberge ich mich vor Büchling, und erzähle ihm, daß ich seinen Freund nur im Vorübergehen

einen Augenblick gesprochen habe, wenn ich auch stundenlang nicht von seiner Seite gekommen bin! Ich hoffe doch, Krause wird ihm nicht das Gegentheil sagen?

Wilhelm war von dieser Seite völlig ruhig. Henriettens Erklärung, daß sie Rudolphen liebe, hatte alle seine geheimsten Hoffnungen — doch Hoffnungen waren nie in seiner Seele gewesen — alle seine geheimsten Träume vernichtet. In ihrem Betragen sah er nur Freundschaft; und schon diese galt ihm für das höchste Glück. Rudolphs Eifersucht bemerkte er gar nicht, weil er gewiß zu seyn glaubte, daß er dazu keine Veranlassung geben könne. Er war auch so offen, so unverstellt gegen Rudolph, daß dieser in ihn nicht das mindeste Mißtrauen setzte. Bisweilen erzählte er ganz unbefangen, daß er Eine oder mehrere Stunden mit Henrietten allein gewesen wäre, und daß sie alle Besuche hätte abweisen lassen. Eben diese offnen Erzählungen zeigten ihm aber, daß Henriette nicht aufrichtig gegen ihn war; denn sie hatte Wilhelmen immer nur im Vorbeigehn gesehn, und ihre Tante, oder sonst jemand, sollte zugegen gewesen seyn.

Sie bemerkte den Unmuth in Rudolphs Gesichte, und es kam zu einer Erklärung, wobei sie ihm ganz trocken sagte: mein Freund, Sie fangen sehr früh an, den Tyrannen zu spielen; ich werde mich aber nie tyrannisiren lassen! Er stand betroffen da, und fragte endlich: was soll ich denn aber machen? Ueber diese höchst naive Frage mußte sie lächeln, und nun sagte sie ganz sanft: „Gewiß, ich liebe Sie. Ihr Freund intereßirt mich nur, weil er ein seltsamer Kopf ist. Glauben Sie denn, ich würde, wenn ich ihn liebte, nicht Muth genug haben, es frei zu gestehen? Nein, wenn Sie mir Treulosigkeit zutrauen können, so halten Sie mich doch wenigstens nicht für eine Heuchlerin!"

Aber, sagt er, Sie verschweigen mir doch so viel, was ich nachher von Krausen erfahre! Henriette erwiederte lachend: „Sie examiniren mich oft so förmlich, daß ich wohl auf den Einfall kommen mußte, Sie ein wenig zu necken. Trauen Sie mir denn wirklich zu, ich hätte geglaubt, Krause würde von freien Stücken, mir zu Gefallen, eine Lüge sagen? Er, eine Lüge! . . . Wahrhaftig, die Eifersucht hält Andre für so blödsinnig, als sie selbst ist."

Rudolph ließ ihre Vertheidigung gelten; er blieb aber eifersüchtig, und nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit mit seinem Freunde zu sprechen.

20.

Wilhelm wird meineidig.

Wilhelm, sagte Rudolph; sey einmal ganz aufrichtig! Du scheinst seit einiger Zeit aus Henrietten mehr zu machen, als ehemals. Wilhelm wurde über diese Worte bestürzt, und wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte. Rudolph schloß aus dieser Bestürzung seines Freundes mehr, als er gesollt hätte. Er sagte bewegt: ich bitte dich, sey aufrichtig! Liebst du Henrietten?

„Ja, ich liebe sie mit einer heftigen, unendlichen Leidenschaft! . . . So ist es denn heraus, das einzige Geheimniß meines Lebens!"

O, das ist zu viel! Verrathen, betrogen von den beiden Menschen, die meinem Herzen die theuersten waren! Daß sie es konnte, traute ich ihr wohl zu. Aber du, Wilhelm, — daß du der Mörder meiner Glückseligkeit werden solltest . . .

„Unglücklicher!" rief Wilhelm: „das fürchtest du? das? Ich schwur dir ewige Freund-

schaft. Sieh!" (Er schlug seinen Aermel zurück, und zeigte das R über der Hand.)

Wenn du unschuldig bist, so rede! rede, lieber Krause!

„Nicht ein Wort! Dringst du darauf, daß ich mich vertheidigen soll, so ist es mit unserer Freundschaft zu Ende!"

Rudolph schwankte. Aber, sagte er dann auf einmal schnell: gestehst du nicht selbst, daß du sie liebst? Soll ich nun dazu lächeln, wenn du mir Gift in das Herz träufelst? wenn du ...

„Rudolph, besinne dich! Ich habe nie einen Menschen betrogen, auch nicht einmal einen mir gleichgültigen; und du bist mein Freund!"

Und sie ist meine Geliebte! ... Wilhelm, ich bitte dich, rede!

„Nein! Du sollst mir auf mein bloßes Wort glauben, daß ich dich nicht betrogen habe, und nicht betriegen kann!"

Mit unserer Freundschaft ist es aus!

„Das ist es!" sagte Wilhelm wehmüthig; „und darum will ich nun reden. Ich liebe Henrietten schon seit meiner Kindheit, beinahe so lange, wie du selbst. Heute kommt dies Geständniß zum erstenmal über meine Zunge."

Und Henriette wüßte nicht, daß du sie liebst? fragte Rudolph etwas sanfter.

„Ich glaube, sie weiß es.“ (Er dachte daran, daß sie doch wohl etwas von seinem Aufsatze erfahren haben könnte.)

Du glaubst es? Nun, so ist es ja klar! Oder meinst du, daß ich noch der Freundschaft trauen soll?

„Ja, das solltest du. Henriette weiß vielleicht, daß ich sie liebe; aber daß sie es weiß, ist nicht meine Schuld. Ich habe ihr nie ein Wort von meiner Liebe gesagt; und am wenigsten hier.“

Elender Lügner! Du verwickelst dich in deinen eigenen Netzen.

„Es ist vorbei!“ sagte Wilhelm heftig; „wir sehen einander nicht wieder!“

Rudolph verließ ihn mit einer Drohung: Wage es nicht, meine Geliebte noch einmal wieder zu besuchen; oder ich stehe nicht für die Folgen!

Wilhelm dachte mit tiefem Schmerze darüber nach, daß nun alles für ihn verloren war: seine väterlichen Freunde, seine Geliebte, und der einzige Freund seiner Jugend. Er hatte schon beschlossen, der Freundschaft auch das

letzte Opfer zu bringen, und Henrietten nicht wieder zu sehen: doch auf einmal drang sich ihm der Gedanke auf: Rudolph war in einer unglücklichen Stunde außer sich, und redete in der verwirrenden Hitze eines heftigen Fiebers; er wird sich aber besinnen, und sein Unrecht bereuen. Nein, ich will gar nichts thun, ihn zu versöhnen; ich will das Gefühl der Beschämung, das ihn bald drücken wird, nicht vergrößern.

Er ging, wie seit einigen Wochen täglich, zu Henrietten. Unterweges fragte er sich selbst: bin ich denn aber meiner auch gewiß? werde ich auch nichts thun, oder sagen, was meinen Freund zu Vorwürfen berechtigen könnte? Nein! nichts in der Welt soll mich dahin bringen, meine Leidenschaft zu verrathen! — In diesem Augenblicke trat Rudolph aus einer Allee hervor, und fragte wehmüthig: wohin willst du?

„Zu Henrietten!" antwortete Wilhelm sanft und ernst.

Ich bitte dich, geh nicht! Du liebst sie; und sie ist mein! Geh nicht!

„Ich muß gehen. Du selbst wirst einmal sagen: ja, es war recht, daß du gingest!"

Rudolph drückte den Hut tief in die Augen,

sagte bitter: so geh denn! und entfernte sich auf einem Seitenwege. Wilhelm blieb eine Weile nachsinnend stehen. Endlich dachte er: ja, er muß mir blindlings glauben! und setzte seinen Weg nach dem Garten der Kammeräthin fort.

Da er beim Eingange erfuhr, daß Henriette Gesellschaft hatte, so ging er in das Bosket, warf sich auf einen Rasensitz unter einer blühenden Akazie, und versank in wehmüthige Träume von einer bessern Welt voll Tugend und voll Glaubens an die Tugend. „Ach!" sagte er mit leiser Stimme: „warum ist diese Welt nur in meinen Träumen? Warum dürfte ich Henrietten nicht lieben? Warum nicht sie mich? Ist Liebe ein Verbrechen? Wie konnte Rudolph mir Vorwürfe machen! Glaubt er vielleicht, ich liebe Henriettens schönen Körper, ich sehne mich nach ihren Umarmungen, nach ihren Küssen? O, meine Liebe ist rein, wie ein Gedanke in ihrer reinen Seele! Ich liebe sie; aber nie soll sie das Wort Liebe von mir hören; nie soll, das schwöre ich mir selbst, die leiseste Begierde sich in meinem Herzen regen. Ja, schweigen und sterben!" – Jetzt träumte er sich tief in die Zukunft. Er sah,

Hen-

Henrietten als die Gattin seines Freundes, wohnte mit ihr unter Einem Dache, war ihr Freund, ihr Bruder, und der Lehrer, der Erzieher, der Wohlthäter ihrer Kinder. Alle liebten ihn; denn er war die Seele der Familie, die mitten im schönsten häuslichen Glücke lebte. „Ach!" rief er, von diesen schönen Träumen entzückt: „warum wäre denn dieser Traum nicht möglich? O, geliebte Henriette, warum nicht?"

Mit Thränen in den Augen und hoch klopfender Brust breitete er die Arme aus; und Henriette – kein Traumbild, die lebende Henriette — sank hinein, und sagte: mein edler Freund! der Traum, den Sie jetzt träumen, muß wirklich werden! —

Sie wartete, als ihr Besuch sie verlassen hatte, noch eine Viertelstunde auf Wilhelm, und glaubte dann, er würde heute nicht kommen. Nun ließ sie den Garten verschließen, und ging in einer leichten Sommerkleidung nach dem Boskett, um sich von den Liedern der Nachtigallen in süße Phantasien einwiegen zu lassen, die sie jetzt anfing zu lieben. Sie hörte in dem Gebüsche seufzen, und näherte sich nun sehr vorsichtig. Wilhelm hatte die eine Hand

über die Augen gelegt, um nicht durch äußere Gegenstände in seinem Traume gestört zu werden. Henriette trat ganz leise näher zu ihm hinan, und wollte ihn mit einem lauten Gelächter aus seiner Schwärmerei erwecken; aber jetzt sah sie Thränen unter seiner Hand hervorrollen, und hörte von ihm Seufzer, einzelne Worte, und sogar auch ihren Namen. Was konnte er denken? wovon träumen? worüber Thränen vergießen? Sie selbst versank in einen Traum, und ihre Empfindungen wurden mit jeder Minute lebendiger. Des edlen Jünglings stille, verborgene Liebe erregte in ihrem Herzen Mitleiden, und, noch mehr als das, eine zärtliche Bewunderung. Gerade in diesem Augenblick breitete er die Arme aus, und rief: „o geliebte Henriette!" Von ihren Empfindungen hingerissen, sank sie halb unwillkührlich in seine offnen Arme. Fast in demselben Momente fühlte sie, daß sie zu weit gegangen war. Sie wollte sich los machen, und sagte dabei scherzend: aber, in aller Welt, was träumten Sie denn?

Wilhelm hörte nicht; es war ihm, als wäre die Erde unter ihm verschwunden, als erwachte er in einer andern Welt. Er schlang die Arme fest um Henrietten, und drückte die heißen Lip-

pen auf ihren Mund. Wilder, unbändiger Mensch! sagte sie endlich, und machte sich von ihm los; wie kommen Sie so spät in den Garten? — Diese Frage gab ihm seine Besinnung wieder. „Kaum weiß ich es selbst," erwiederte er erröthend und ängstlich. Er erzählte stockend. Henriette gab ihm lächelnd die Hand, und eilte, mit ihm aus dem dunkeln Boskel zu kommen.

Sie hatte nichts zu fürchten; denn Wilhelm dachte schon mit dem Gefühle der tiefsten Scham an das, was er gethan hatte. „Ich brauche," sagte er zu Henrietten in einem sehr ungewöhnlichen Tone, „ein Paar Augenblicke Erholung; erlauben Sie mir, ein wenig umher zu gehen." Er fühlte Henriettens Küsse wie brennde Flammen auf seinen Lippen; denn der Eid war gebrochen, den er sich selbst und seinem Freunde geschworen hatte. Noch heute konnte er diesem trotzen; und jetzt?

Er folgte dem Bedienten, der ihn zum Essen rief, gedankenlos nach. Henriette, die einen kleinen Tisch unter den Kastanienbäumen vor dem Hause hatte decken lassen, wollte das vorige Verhältniß einer heiteren Freundschaft wieder herstellen; Wilhelm saß aber so zerstreuet

ihr gegenüber, daß er ihr bald ein wenig lächerlich wurde. Er aß und trank nur, wenn sie ihn daran erinnerte; dies that sie aber so oft, daß er bei weitem mehr Wein trank, als er gewohnt war.

Nach dem Essen bot sie ihm den Arm zu einem Spaziergange, und fragte ihn dabei: aber was träumten Sie denn vorhin, Sie ewiger Träumer? Wilhelm nahm sich vor, in seiner Erzählung das Verhältniß mit ihr so kalt als möglich anzugeben; doch mit jeder Minute wurden die Farben heller, und am Ende schilderte er, ohne es zu bemerken, sehr reitzend und sogar ein wenig üppig. Dabei küßte er einmal über das andere Henriettens Hand. So angenehm, so heiter, so dreist hatte sie ihn noch nie gesehen; sie sagte ihm das ganz offen, und nun wurde er noch kühner: er legte liebkosend seinen Arm um ihren Leib, mahlte ihr seinen Traum mit glühenden Farben, warf sich endlich zu ihren Füßen nieder, und gestand ihr in den rührendsten Worten, mit dem rührendsten Tone, daß er sie unaussprechlich liebe.

Henriette triumphirte, daß sie ihn doch endlich dahin gebracht hatte, ihr sein Herz zu eröffnen. Sie sagte mit bewegter Stimme und

lächelnd: Ihr Traum ist schön, aber ein wenig zu poetisch. Sie vermischen ihn wohl mit der Wirklichkeit! Am Ende könnten Sie mich armes Mädchen so verwirrt machen, daß ich glaubte, Sie knieeten hier nur im Traume.

„O!“ sagte Wilhelm, und drückte ihre Hand an seine Lippen: „ich will, ich kann nicht länger schweigen! Einmal muß ich Ihnen sagen, was ich seit Jahren empfinde! Nur Einmal! Dann will ich sterben, wenn Sie mich von sich stoßen!“

Fürchten Sie das nicht! sagte Henriette mit liebkosender Stimme. Ich verspreche Ihnen die treueste, vertrauensvollste und zärtlichste Freundschaft. — Sie hob ihn auf, legte die Hand auf seine fliegende Brust, und sagte: wann wird dies Herz doch endlich einmal ruhiger schlagen! — In diesem Augenblick umfaßte er sie, und drückte glühende Küsse auf ihre Lippen. Sie bedenken nicht . . . sagte Henriette, bald seinen Küssen ausweichend, bald sich ihnen überlassend; ich gerathe durch Sie in einen Abgrund. . . . Fühlen Sie denn wirklich nicht, daß Sie mich beleidigen? — Ihr Ton bei diesen Worten war so ernst, daß Wilhelm sie aus seinen Armen ließ. Unser Verhältniß, fuhr sie

milder fort, ist so zart, daß . . . daß die feinste Lebensklugheit dazu gehört, es aufzulösen. Wir werden ruhiger darüber sprechen können, lieber Krause. Jetzt ist ihr Herz zu voll.

„Sie spotten, Henriette! Muß denn ein Herz leer seyn, um zu lieben, O, könnte ich Ihnen doch sagen, wie ich Sie liebe! In Flammen und in einen Abgrund würde ich mich stürzen, um Ihnen ein Lächeln abzugewinnen. Ich selbst bin mir nichts; denn Sie sind mir alles: mein Daseyn, meine ganze Welt!" — Henriettens Herz wurde immer weicher, als er sie jetzt aufs neue umfaßte. Sie drückte ihn an ihre Brust, und gab ihm seine Küsse heiß zurück. Doch auf einmal bog sie sich von ihm ab, und seufzte: o Gott! ich bin ja die Braut Ihres Freundes!

Wie von einem Blitze getroffen, stürzte Wilhelm mit rollenden Augen aus ihren Armen, und stand da, gleich einem Bilde der Verzweiflung. Endlich sagte er leise, aber gräßlich: „ich Elender! wo soll ich mich verbergen! Sein Blick — mag er wehmüthig oder verwerfend, mild oder zürnend seyn — wird mich vernichten! O, es ist vorbei!"

Wilder, Guter! sagte Henriette und ergriff

seine Hand. Sie thaten Unrecht; aber warum verzweifeln Sie? Weiß es denn Rudolph? Ich verspreche Ihnen, er soll von mir kein Wort erfahren.

Wilhelm starrte sie an, und blickte dann wieder zu Boden. „Verzeihen Sie mir,“ sagte er; „ich bin . . . ich war . . . berauscht. O, ich Unglücklicher! es ist auf immer vorbei! Leben Sie wohl!“ Er stürzte aus dem Bosket und aus dem Garten.

Henriette begriff diese seltsame Wildheit nicht. Ich wollte, sagte sie endlich, er käme nicht wieder. Denn was läßt sich mit einem Menschen anfangen, der jedem Gefühle blindlings folgt? Ist es denn ein Verbrechen zu sagen: ich liebe? Wie oft hat mir das schon ein Mann gesagt!... Freilich habe ich es nie mit einem so stolzen Selbstbewußtseyn gehört, wie von diesem wilden Menschen. Ich glaube, am Ende wäre er mir mit seiner Seltsamkeit doch wohl gefährlich geworden. — Sie ging unruhig, aber sehr angenehm bewegt, in das Haus, und träumte schlafend dasselbe, was Wilhelm wachend geträumt hatte.

21.

Die Reue.

Wilhelm blieb diese Nacht außerhalb der Stadt. Am folgenden Morgen fand er ein Billet von Rudolph, das ihn zu einer Unterredung in einem nahen, aber wenig besuchten, Wäldchen einlud. Rudolph, der ihn unweit des Thores erwartete, führte ihn schweigend und ein wenig verstört zu der einsamsten Stelle des Wäldchens, und sagte dann sehr ernst und kalt: ich habe gestern Abend gesehen, daß du Henrietten umarmt, und mich also auf die schändlichste Weise hintergangen hast. Du selbst wirst dir, hoffe ich, sagen, was ich dir nicht sagen mag. Hier! — (Er drang Wilhelmen eine Pistole auf.) — Zittre nicht! Du hast mir mehr als das Leben genommen: das Glück meines Lebens, und den Glauben an Freundschaft und Treue. Sieh, dieser Zettel von meiner Hand sichert dich vor allem Verdachte. Ich sage darin, daß ich mich selbst erschießen will.

Mit kaltem Ernste ging Rudolph vier Schritte von Wilhelm weg, stellte sich vor ihn hin, und sagte: schieß! (Wilhelm wurde immer bläßer.) Schieß, du elender, verächtlicher Heuch-

ler! oder ich schieße! — Wilhelm wendete ihm gie ganze Brust zu, und Rudolph legte die Pistole an. Ohne seine Stellung zu verändern, sagte Wilhelm mit Thränen, die langsam über seine bleichen Wangen rollten: „sey glücklich, Rudolph!“

Meinst du, Elender, ich werde mich noch einmal betrigen lassen?

„Ja, ich habe dich betrogen; und du weißt nicht einmal, wie sehr! Ich gestand ihr meine Liebe, faßte sie in meine Arme, und drückte heiße Küsse auf ihren Mund. Sie sträubte sich, und wollte mich zurückstoßen; ich ließ sie aber nicht los, bis sie sich endlich aus meinen Armen riß, und einen Fluch über mich aussprach — o! einen Fluch . . . ! Ja, ich habe dich betrogen und deine Geliebte unversöhnlich beleidigt! . . . Sieh, ich liebe sie noch, und werde sie ewig lieben! Du bist ihres Besitzes nicht eher sicher, als bis ich nicht mehr lebe.“

Rudolph stand schweigend da. Krause! rief er endlich, und setzte seine Pistole an die Stirn. Wilhelm sprang hinzu, und schleuderte sie in das Gebüsch. Auf einmal hielten sich Beide fest umarmt, und weinten. Krause, sagte Rudolph, wie konntest du mich so betriegen?

„Nein! nicht dich; ich habe mich selbst betrogen?

Du liebst Henrietten? Wie lange schon? Sagtest du gestern nicht, sie kennete deine Leidenschaft?

Wilhelm erzählte, daß Antonie seine Liebe entdeckt, und vielleicht das Blatt von seiner Hand Henrietten gezeigt habe. Rudolph unterbrach ihn. Das Uebrige weiß ich. Du kamst hieher; deine Liebe erwachte wieder; du gestandest sie Henrietten, und warest glücklich.

„Nein, Rudolph. So hätte ein Bösewicht gehandelt. Ich liebte, und schwieg — bis gestern."

Nicht möglich! Du schwiegst? Wilhelm, ich habe dich beleidigt; aber deine Rache ist grausam, tausendmal härter als die Beleidigung. Ich rief deine Freundschaft auf, und gerade nun erst entdecktest du Henrietten deine Liebe!

„Du verkennst mich noch immer. Als du mich gestern verlassen hattest, schwur ich dir und mir, zu schweigen und zu sterben. O, nun erst habe ich gelernt, daß ich nicht hätte schwören, daß ich das allzureitzende Mädchen schon längst hätte fliehen sollen! . . . Ich ging mit unvernünftigem Stolze zu ihr. Ein Zufall . . .

Ich trank mehr Wein als gewöhnlich. Der schnellere Umlauf meines Bluts entriß mir mein Geheimniß, und machte mich zu einem Verbrecher. Ich warf mich in der Trunkenheit aller meiner Sinne vor ihr nieder . . ."

Früh oder spät! am Ende hätte es dennoch so kommen müssen! . . . Und da gestand sie, daß sie dich liebte?

„Rudolph, wie kannst du auch Henrietten so verkennen! Sie behandelte mich anfangs scherzend, dann mit gütiger Schonung. Als ich nicht hörte, riß sie sich aus meinen Armen, und vernichtete mich mit den Worten: ich bin die Braut Ihres Freundes!"

Wilhelm, das sagte sie dir? dieselben Worte?

Wilhelm versicherte es, und nun war der Friede mit Rudolph hergestellt, doch nicht die Ruhe in seiner Seele. Rudolph wünschte, was er nicht zu sagen wagte: daß Wilhelm sich entschließen möchte, Henrietten nicht wieder zu sehen. Sein Freund kam selbst auf diesen Gedanken, und nun stellte Rudolph ihm vor, daß er ihr schreiben müsse, weil er ihr doch eine Erklärung über sein Wegbleiben schuldig sey. Wilhelm schrieb einige Worte; Rudolph war aber

nicht damit zufrieden, und diktirte ihm etwas Anders. „Wo denkst du hin!“ sagte Wilhelm. „Das klingt ja, als hätte sie mir ihre Liebe angetragen, und ich schlüge sie aus, ich wiese sie ab!“

Ich bitte dich, Wilhelm. Es soll mir zum Beweise unsrer gänzlichen Versöhnung dienen.

Wilhelm milderte nur ein Paar Ausdrücke; sonst schrieb er, was sein Freund verlangte.

Rudolph wußte sehr wohl, war er forderte. Henriette war in seinen Augen nicht so ganz unschuldig, als Wilhelms Erzählung sie vorstellte; vielmehr glaubte er, sie habe die ganze Scene planmäßig eingeleitet. Ja, es konnte sogar möglich seyn, daß sie Wilhelmen liebte; denn ihre Eitelkeit war mit ihm beschäftigt gewesen, und diese Leidenschaft führt oft sehr weit. Wenn nun Wilhelm gänzlich von Henrietten getrennt werden sollte, so mußte er ihre Eitelkeit beleidigen; und das sollte er durch sein Billet an sie thun. Der arglose Wilhelm glaubte, Rudolphs Ausdrücke hinlänglich gemildert zu haben, und merkte nichts von dem Gifte, das in einigen andern versteckt lag; so ließ er es denn ganz unbesorgt an Henrietten abgehen.

Eine halbe Stunde nachher ging Rudolph

weg, um Henrietten zu besuchen. Jetzt erinnerte sich Wilhelm, daß Henriette ihm gesagt hatte, Rudolph solle nichts erfahren. Auf einmal sah er nun ihr ganzes Betragen in einem andern Lichte. Er hielt einzelne Umstände gegen einander, und brachte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit heraus, daß er Henrietten wohl nicht völlig gleichgültig seyn könne. Je mehr ihm das gewiß zu werden schien, in desto grössere Unruhe gerieth er, und desto weniger wußte er, was er denken sollte.

Sobald Henriette Wilhelms Billet gelesen hatte, schickte sie des Gärtners Burschen nach Wilhelms Wohnung, um sich erkundigen zu lassen, ob Rudolph dort gewesen sey. Der Bursche kam schnell zurück, und sagte: so eben komme Herr Büchling von dort her.

Rudolph fand Henrietten beim Stickrahmen. Sie konnte leicht vermuthen, daß eine Erklärung zwischen beiden Freunden vorgefallen sey, da ihr des Gärtners Mädchen gesagt hatte, Herr Büchling habe sich gestern Abend im Garten versteckt, und sehr böse ausgesehen. Er brachte das Gespräch auf Wilhelm, und sie arbeitete lächelnd fort. Endlich sagte sie: Ihr Freund ist ein seltsamer Kopf. Gestern kommt

er sehr zerstreuet und träumend zu mir. Ich behalte ihn zum Essen, und in seiner Zerstreuung trinkt er, glaube ich, zu viel Wein. Nach Tische gehen wir noch im Garten umher; und, siehe da! dieser Held ohne Tadel macht mir in bester Form eine Liebeserklärung, und zwar mit so heftiger wilder Leidenschaft, daß es mir in der That einige Mühe kostete, Besonnenheit zu behalten. Seine Liebeserklärung war einzig; ein Billet aber, das ich heute von ihm bekommen habe, und worin er die Liebeserklärung von gestern wieder zurücknimmt, ist wohl noch seltsamer. Er hat auf ewig von mir Abschied genommen. — Mit diesen Worten blickte sie lächelnd von ihrer Arbeit zu Rudolph auf.

Es war doch wohl ein kleiner Triumph für Sie, den Schwärmer zu Ihren Füßen zu sehen?

Ja, ich habe zu erfahren gewünscht, mit welchen Augen ein solcher Mensch die Worte: ich liebe! aussprechen würde.

Nun?

Er sagte sie gerade, wie jeder andere Erdensohn: recht süß und ein wenig albern. Hätte ich das Experiment absichtlich gemacht, es wäre der aufgewendeten Mühe nicht werth gewesen: so ganz alltäglich war der Erfolg!

Henriette blieb in ihrer heitern Stimmung, und zeigte ihrem Liebhaber Wilhelms Billet, das er zu sehen wünschte, lächelnd. Er machte sie aufmerksam auf die Härte einiger Ausdrücke; doch sie erwiederte: „über Worte muß man mit Ihrem Freunde nicht zürnen. Es wäre ein Anders, wenn Sie mir so etwas geschrieben hätten. Für ihn ist dieser Abschied noch immer sehr höflich; und träte er jetzt in das Zimmer, ich würde ihn empfangen, als wenn er mir kein Wort geschrieben hätte."

Sie haben eine sehr großmüthige Vorliebe für meinen Freund!

„Das gestehe ich zu. Ich mag es wohl leiden, wenn ein Mann den Muth hat, das Liebste aufzuopfern, sollte auch ich selbst das Opfer seyn."

So quälte Henriette den armen Rudolph. Es verdroß sie, daß er sie überlisten wollte; denn daß er von Wilhelmen alles wußte, hatte er selbst im Gange der Unterredung verrathen. Schon vorher vermuthete sie, daß einige harte Ausdrücke in dem Billet von ihm herrührten; diese Vermuthung wurde aber zur Gewißheit, als er gerade diese Ausdrücke beim Vorlesen stark betonte. Anstatt sich nun von ihm gegen Wil-

helm aufbringen zu lassen, lobte sie diesen zu seinem Verdrusse.

Sie war allerdings ein wenig durch Wilhelms Billet beleidigt; nicht eben darüber, daß er den Umgang mit ihr aufgab; denn seitdem er ihr seine Liebe gestanden hatte, war er ihr um vieles gleichgültiger geworden: sondern, weil durch seine Schuld Rudolph den Triumph gehabt hatte, ihn von ihr zu trennen, ohne daß sie es gerade wollte. Sie hoffte indeß, den Schwärmer bald wieder zu sehen: denn, dachte sie, die Männer sind wahre Kinder. Sie schlagen die Hand, die sie noch den Augenblick vorher mit Entzücken küßten, und glauben frei zu seyn, weil sie ihre Ketten nicht mehr fühlen. Doch, ehe sie es merken, sind sie wieder gefesselt. Wilhelm war aber auch hier eine Ausnahme von der Regel: er kehrte nicht zurück, und vermied sogar jede Gelegenheit, Henrietten zu sehen, mit der äußersten Vorsicht. Sie gieng an öffentliche Orte und in Gesellschaften, wo sie ihn zu finden hoffen durfte; und nirgends war er. Es fehlte endlich nicht viel, daß sie ihn vergaß, und schon fing er an, ihr weniger interessant zu werden,

als

als Rudolph; doch — es verdroß sie, daß dieser so völlig unverhohlen triumphirte.

Krause ist ein Mann, liebe Henriette! sagte er zuweilen lächelnd: ein wahrer Mann! Ich bin überzeugt, daß er Sie leidenschaftlich liebt; und dennoch — wenn Sie mit der Sonne am Himmel gingen, so würde er seine Geschäfte die Nacht hindurch treiben. Ungeachtet dieses Spottes war er indeß überzeugt, daß Henriette Wilhelmen entweder gar nicht geliebt, oder doch nur eine sehr flüchtige und schwache Neigung zu ihm gehabt hätte; daher war sein Spott im Grunde nur scherzend. Henriette antwortete ihm in demselben Tone; sie sah ihn lachend an, und sang:

Die Männer sind die trotzigsten Maschinen,
Und dennoch müssen sie uns dienen.

Es entstand nun gleichsam ein Wettstreit zwischen Beiden; und je länger Wilhelm sich nicht vor Henrietten sehen ließ, desto empfindlicher wurde sie über Rudolphs triumphirende Miene. Rudolphs Absicht war eigentlich, Henrietten gegen Wilhelm aufzubringen, dessen heftige Leidenschaft er noch immer fürchtete; sie merkte aber, was er wollte, und betrug sich nun, als ob er seinen Zweck erreichte. Sie

schien empfindlich über Wilhelm zu seyn, und sprach von ihm mit Bitterkeit, dann mit höhnischen Seitenblicken, dann mit einer an Verachtung gränzenden Kälte. Doch ihren Plan gab sie deshalb nicht auf, sondern nahm sich vor, ihn, was es auch kostete, durchzusetzen. An Wilhelmen lag ihr eben nicht viel, desto mehr aber an Rudolphs Demüthigung. Ich will ihm dachte sie, wohl zeigen, daß einem liebenswürdigen und klugen Mädchen alles möglich ist!

22.

Die Maskerade.

Henriette liebte die Maskeraden nicht, weil sie auf der ersten, die sie besucht hatte, von einem Unverschämten beleidigt worden war. Jetzt sollte nächstens wieder eine seyn; sie sagte aber zu Rudolph, daß sie auf einige Tage verreisen wollte, — eben darum, weil jetzt immer und ewig von der leidigen Lustbarkeit gesprochen würde. Wilhelm hingegen hielt eine Maskerade für das feinste Vergnügen, das die große Welt sich machen könnte, wenn sie nur Witz hätte, oder ihn wenigstens verstände. „Da geht," sagte er in einer Gesellschaft von fröhlichen jungen Männern, „alles, was sich zur feinen Welt rechnet, in einem Domino, mit einer Maske, die nichts sagt und nichts verbirgt; so muß denn aus dem witzigsten Spiele wohl eine langweilige Stunde werden. Eine Maskerade kommt mir vor, wie die allgemeine Auferstehung, wo aller Rang aufhört, und alle Gewalt ein Ende hat; wo der Bettler kühn neben dem Kaiser steht, der Negersklav ohne Zittern vor einen

Lord von der Admiralität tritt, und der dumme Pescherä den großen Newton Bruder nennt. Sie ist ein Traum, eine Zauberwelt, eine Scene aus dem Orlando furioso, wo Apoll unter den Heiligen geht, und Amor seine Binde einer Vestalin zum priesterlichen Schmuck anbietet. Was könnte aus einer Maskerade werden, wenn der Hof sich in zwei Quadrillen theilte, und die Stadt in zehn andere! In einigen Abenden ließe sich die ganze Weltgeschichte aufführen!"

Seine Ideen gefielen, und es wurde ein Plan entworfen. Etwa zwanzig Familien verabredeten mit einander, daß sie, jede für sich, oder mit einer andern zusammen, eine Gruppe von Charaktermasken bilden wollten.

Henriette verreiste wirklich, kam aber an dem Maskeradenabend wieder. Sie hatte herauszubringen gewußt, daß Wilhelm einen Wahrsager machte, und wollte als Zauberin in einem fürchterlich schönen Anzuge mit ihm zusammen treffen. Die Masken fanden größtentheils nicht das erwartete Vergnügen, weil sie nicht Muth, oder nicht Witz genug hatten, ihre Rolle durchzusetzen. Der Wahrsager that dies, und eben so die Zauberin, die Niemand kannte, und die

dennoch in alle Familienverhältnisse eingeweihet zu seyn schien.

Endlich traf der Wahrsager auf die Zauberin, und es erhob sich zwischen Beiden ein Spiel des Witzes, wodurch die Umstehenden eine Viertelstunde lang sehr angenehm unterhalten wurden. Sagst du schon lange wahr? fragte die Zauberin endlich, indem sie mit ihm den Saal hinunter ging. — „Von meiner Kindheit an." — Und du siehst nicht, daß du hier, in diesem Saale der Freude, vielleicht der einzige Unglückliche bist? du fühlst nicht, daß diese seltsame Kleidung ein Herz voll Verzweiflung bedeckt? Ohne Verwandte, — ohne Freund (dein einziger verstieß dich!) — ohne Geliebte (du verstießest sie!) bist du hier allein! Deine Kindheit verfloß in einer Zauberwelt, deine Jugend in geheimen, vergeblichen Wünschen. Geliebt von Allen, flohest du Alle, und zerbrachest Herzen, weil das deinige zerbrach! Sage dir selbst wahr, Betriegst du dich nicht um dein Leben, weil du mehr seyn willst, als der Mensch seyn kann?

Diese langsam, feierlich und in Absätzen gesprochenen Worte drangen wie Pfeile in Wilhelms Seele. Er bebte, und schwieg eine halbe

Minute. Endlich fragte er: „Maske, wer sind Sie?"

Das weißt du nicht, Wahrsager? Wer meinst du wohl, daß ich seyn könnte? Eine Bekannte, weil mir deine Geheimnisse nicht verborgen sind? Ich kenne dich, aber du mich nicht. Wann warest du glücklich? Nur in den flüchtigen Stunden, als die tugendvollen Mährchen der Kindheit dir noch für wahr galten. Nachher flohest du das Glück, nicht das Glück dich. — Langer Gram erbittert das Herz. Ein guter Mensch bedarf der Freundschaft und der Liebe, um gut zu bleiben. Du stehst allein! Und warum wolltest du so stehen?

„Ich mußte!"

Du mußtest! Aber mußtest du auch alle Hoffnung mit zerstören, die der Himmel keinem Menschen nimmt? Ist denn dein Schicksal allein unveränderlich? Bewegen sich nicht selbst die ewigen Sterne des Himmels? Können Menschen nicht sterben? kann ihre Leidenschaft nicht aufhören? . . . Alle Hoffnungen fassen, ist Uebermuth, seine einzige Hoffnung aufgeben, ist Feigheit, ist Verzweiflung am Leben, an der Tugend, an der Vorsehung.

„Schöne Zauberin!" sagte Wilhelm jetzt in

einem heitern Tone; „soll auch ich dir nun wahrsagen? Wir kennen einander Beide.“

Du kennst mich nicht! erwiederte sie sehr ernst. Am Eingange des Saales, wo sie jetzt stand, nahm sie die Maske ab; und Wilhelm sah ein ernstes, schönes Gesicht, aber das Gesicht einer Leiche, so gänzlich ohne eine Spur von Leidenschaft, ohne eine Spur von Leben, als wäre es aus Marmor gehauen. Er erschrack so heftig, daß er zurückfuhr. In diesem Augenblick drängten sich einige Masken zwischen ihn und die Zauberin. Nach einigen Sekunden wollte er wieder zu ihr hinan; doch sie war auf einmal verschwunden, und er fand sie nicht wieder.

Am Eingange des Saales stand Henriettens Bedienter, der einzige Vertraute ihres Geheimnisses, auch in einer Maske. Er warf ihr, als sich Masken zwischen sie und den Wahrsager drängten, auf einen Wink, den sie ihm gab, einen weiten schwarzen Mantel um. Sie nahm seinen Arm, und eilte aus dem Saale. — Das Gesicht, welches sie Wilhelm gezeigt hatte, war eine schöne Wachsmaske: das Bildniß einer verstorbenen Jugendfreundin von der Kammerräthin. Sie wollte dadurch einen ungewöhn-

lichen Eindruck auf die Phantasie des Schwärmers machen; und diese Absicht erreichte sie vollkommen.

„Ist Henriette hier?" das war Wilhelms erste Frage, sobald er seinen Freund Rudolph wieder erblickte. — Nein; sie ist verreist. — „Ich wollte darauf schwören, daß sie hier seyn müßte." Er wiederholte seine Behauptung: „sie muß hier seyn!" so oft und so bedeutend, daß Rudolph endlich besorgt wurde, und nach dem Hause der Kammerräthin fuhr. Hier klopfte Rudolph jemand heraus, erkundigte sich unter einem wahrscheinlichen Vorwande nach etwas, und erfuhr dabei ganz bestimmt, daß Henriette nicht hier gewesen war. Nun ging er nach dem Garten; doch auch da fand er alles still.

Wilhelm blieb bei seiner Behauptung: Henriette sey auf der Maskerade gewesen, oder sey noch jetzt darauf. Rudolph sagte endlich: nun, so will ich doch erfahren, ob du Recht hast, oder nicht! — Beide ritten noch in der Nacht die drei Meilen bis zu dem Orte, wohin Henriette gereist war. Rudolph machte ihr am Morgen einen Besuch, erkundigte sich, und erfuhr: sie wäre gestern Abend um sechs Uhr von einem Spaziergange mit der Tante zu Hause gekom-

men, habe sich nicht wohl befunden, und sey sogleich zu Bett gegangen.

Du hast dich geirrt, sagte Rudolph, als er wieder zu seinem Freunde kam; Henriette hat gestern Abend schon vor sieben Uhr im Bette gelegen. Jetzt erst glaubte Wilhelm, die Zauberin sey nicht Henriette gewesen; doch um so unbegreiflicher war ihm die Maske. Er erzählte Rudolphen die Scene, freilich mit einigen Auslassungen. Das bleiche schöne Gesicht blieb ihm unvergeßlich, und vorzüglich oft beschäftigten ihn die Worte der Unbekannten: ist dein Schicksal allein unveränderlich? Seine Phantasie träumte sich tausend Möglichkeiten, wie Rudolphs Verbindung mit Henrietten wieder, und zwar auf ewig, zerrissen werden könnte.

Mit Rudolphs Beförderung zu einem Amte ging es doch nicht so leicht, als er es sich gedacht hatte; ja, er sprach zuweilen davon, daß er wieder nach Rußland reisen würde, wenn er nicht bald eine Stelle bekäme. Der Grund zu diesem Entschlusse lag eigentlich darin, daß sein Aufwand für seine Umstände zu groß war, und daß er aus falscher Scham ihn nicht vermindern wollte.

Wilhelm konnte mit großer Wahrscheinlich-

keit glauben, daß nur Rudolph seinem Glücke im Wege stände; doch er blieb bei diesem Gedanken vollkommen unthätig. Damit war aber Henriette gar nicht zufrieden. Es galt ihr gleich, auf welche Weise er sich die Zauberin-Maske erklärte; in jedem Falle sollte er aber allmählig ihren Umgang wieder suchen. Sie konnte nicht zweifeln, daß sie noch von ihm geliebt würde; also brauchte er, meinte sie, nur einen kleinen Strahl von Hoffnung zu erblicken, um wieder in ihren Fesseln zu seyn.

Wilhelm kam nicht. Er vermied jede Gelegenheit, sie zu sehen, mit der vorigen Behutsamkeit; ja es schien ihr, als ob er jetzt noch ängstlicher geworden wäre, als vorher. So verhielt es sich auch wirklich; denn die Zauberin — mochte sie seyn, wer sie wollte — hatte neue Träume voll Hoffnungen bei ihm geweckt; und nun trauete er sich selbst noch weniger, als vorher bei gänzlicher Hoffnungslosigkeit.

Henriette verlohr jetzt den Muth, ihre Absicht zu erreichen, und fing an, sich alles dessen, was sie bisher gethan hatte, zu schämen. Daß sie sich gedemüthigt fühlte, vermehrte ihre Anhänglichkeit für Rudolph; und es wäre alles in ein gutes Geleis gekommen, wenn nicht dieser

durch Unvorsichtigkeit gestört hätte, was die Zeit schon ordnete.

In einer kleinen Gesellschaft kam das Gespräch auf die Gewalt der Leidenschaften, besonders der Liebe. Rudolph äußerte mit völliger Ruhe, ohne alle Seitenblicke: mit einem festen Entschlusse sey auch die heftigste Leidenschaft zu beherrschen. Man widersprach ihm; nun sagte er: Ich kenne einen jungen Mann, der über alle Beschreibung heftig liebte, und dennoch Herr seiner Leidenschaft war.

Es ist ein wenig gewagt, antwortete jemand, von einem Andern so etwas zu behaupten.

Von diesem Manne behaupte ich es unbedenklich. Mademoiselle Bellmann wird mir bezeugen, daß ich von ihm wissen kann, wessen er fähig ist, und was er gethan hat.

„Hm! ja!" sagte Henriette mit einem flüchtigen Erröthen: „Sie kennen ihn genug, um richtig über ihn zu urtheilen. Nur vergessen Sie, daß Ihr Held dennoch einmal eine schwache Stunde hatte, und dem Mädchen, welches er liebte, seine Leidenschaft gestand, ob er gleich fest entschlossen gewesen war, zu schweigen."

Ja, das hatte ich in der That vergessen. Er war einmal schwach; doch seit diesem Augen-

blicke, den überdies nur ein Zufall herbeiführte, zeigte er mehr Stärke, als Sie und ich ihm zutraueten. Rudolph sagte das ohne alles Arg; Henriette glaubte aber in seinem Gesichte einen spottenden Triumph über sie zu sehen. Sie wurde hochroth, und sagte empfindlich: als ich glaubte? Sie halten etwas voreilig Ihre Meinung für die meinige. Ihres Freundes Stärke ist erst ein einziges Mal geprüft, und zwar durch einen Zufall. Da war denn aber die Stärke so groß eben nicht!

Rudolph widersprach, nach seiner Gewohnheit, sehr höflich und mit einer freundlichen Verbeugung. Henriette hielt das für eine spöttische Herausforderung, und beschloß nun, ihm zu zeigen, was sie vermöchte.

23.

Der Zank.

Als Rudolph sie am folgenden Tage besuchte, hatte sie üble Laune, befand sich nicht wohl, gab ihm einsylbige Antworten, und erklärte ihm endlich rund heraus, sie würde sich mit ihm zanken, wenn er länger bliebe. Eben so machte sie es an den beiden folgenden Tagen. Sie sagte ihm nichts Hartes; vielmehr war sie nie so zärtlich, so innig gewesen, wie jetzt: doch schon ein Wort, oder wohl gar eine Miene, konnte sie beleidigen. Sie trieb das so weit, daß Rudolph endlich die Geduld verlieren mußte. Nun war sie, ohne ihr Unrecht geradehin zu gestehen, äußerst demüthig, gab ihm nach, ertrug seine Vorwürfe geduldig, versprach sich zu ändern, und hielt wirklich ein Paar Tage Wort, ob es ihr gleich nicht wenig Mühe kostete.

Rudolph bemerkte auf einmal, daß er viel Gewalt über Henrietten hatte; und seine Entdeckung war ihm um so angenehmer, da ihm gerade diese Gewalt so wohl zu Statten kam, um dem eigensinnigen Mädchen den Kopf zu-

recht zu setzen. Von nun an machte er oft Gebrauch von dem Ansehen, das er — ohne zu wissen, wie — über Henrietten erlangt hatte; und das Mittel half vortrefflich. Sie war nur so lange übler Laune, bis er selbst es wurde; dann bat sie ihn um Verzeihung, bedauerte es schmerzlich, daß sie jetzt so oft das Unglück hätte, ihm zu mißfallen, und hörte nicht eher auf zu bitten, als bis er sich wieder mit ihr versöhnte. Die Stolze, Gebieterische war nun so unterwürfig, so nachgebend, so lenksam! Aber dennoch gab es am folgenden Tage eine ähnliche Scene, die sich wieder mit Henriettens Unterwürfigkeit und einer Versöhnung endigte. Sie haben üble Laune! sagte Rudolph. — „Ganz und gar nicht," erwiederte Henriette; „Sie machen mir üble Laune; denn Sie lieben mich nicht mehr. Als Sie mich noch liebten, behandelten Sie mich nicht so, wie jetzt! Ich habe Ihnen meine Liebe gestanden; und nun mißbrauchen Sie Ihren Triumph über mich!"

Rudolph wußte oft nicht, woran er mit dem seltsamen Mädchen war. Nie hatte sie ihm ihre Liebe so unverhohlen, so innig gezeigt, wie jetzt; aber auch nie so viel gethan, ihn ungeduldig zu machen. Das wirksamste Mittel,

ihr die üble Laune zu vertreiben, war Kälte, und die Drohung, daß er sich ganz von ihr zurückziehen würde. Da sie, wenn er in einem solchen Tone redete, immer nachgab, so erklärte er endlich, im Vertrauen auf sein Ansehen: er sey es überdrüßig, noch länger zum Spiel ihrer Launen zu dienen. — Die Furchtsamkeit, mit der sie nun zu ihm aufblickte, die Angst, die sich in ihren Mienen zeigte, machte ihn noch stolzer, und bestärkte ihn in dem Entschlusse, sie ein- für allemal einzuschüchtern. Mit offenbarer Angst machte sie ihm wieder den Vorwurf, daß er sie nicht liebe. — Sie können es noch dahin bringen, antwortete er kalt; und ich muß Ihnen sagen, daß ich zum letzten Mal eine solche Scene mit Ihnen gehabt haben will. Es kann nicht so bleiben, wie es ist.

„Nun wohl denn!" erwiederte Henriette, mit ganz verändertem Ton und Gesichte. „Ich will Ihnen die Mühe ersparen, mir zu erklären, daß Sie mich nicht mehr lieben, und daß Sie überdrüßig sind mich zu sehen. Sie hätten alle diese Umwege nicht nöthig gehabt; denn ich bin ja keine empfindsame Schäferin, und werde nicht in Thränen darüber zerfließen, daß Sie mir ungetreu sind. Lange genug habe ich

Ihre Vorwürfe ertragen, und mich von Ihnen behandeln lassen, als ob ich Ihre Sklavin wäre. Ich wollte doch sehen, wie weit Sie es treiben könnten! Jetzt habe ich es gesehen, und finde nun für gut, das bisherige Verhältniß mit Ihnen aufzugeben. — Sie verbeugte sich ein wenig spöttisch, und ging in ein andres Zimmer.

Rudolph stand in großer Bestürzung da. Er hoffte, Henriette würde bald, in Thränen schwimmend, zurückkommen; aber — sie kam nicht, und er mußte sich endlich entschließen, ihr zu folgen. Kaum fing er an zu reden, so unterbrach ihn Henriette. Fühlen Sie denn nicht, Herr Büchling, daß eine Erörterung über unser Verhältniß mich nur erbittern würde? Sie haben sich Drohungen erlaubt. Ich müßte seltsame Begriffe von der weiblichen Würde haben, wenn ich Sie bäte, mich nicht zu verlassen. Gehen Sie, mein Herr! Sie wollen unschuldig an unserm Bruche scheinen. Wohl denn! die Schuld soll an mir liegen; nur lassen Sie mich kein Wort mehr darüber hören!

Rudolph betheuerte ihr seine heiße, unveränderte Liebe. Desto schlimmer! erwiederte sie ganz ruhig; desto schlimmer, wenn Sie mich

lieben

lieben und mich dennoch so gebieterisch behandelten! Genug, ich lasse mir nur Einmal drohen. — Bei allen seinen Betheurungen blieb Henriette so ruhig, daß er endlich in den heftigsten Zorn gerieth, und ihr die bittersten Vorwürfe machte. Ganz kalt wiederholte sie endlich alle Beleidigungen, die er im Zorn gegen sie ausgestoßen hatte, und setzte lächelnd hinzu: Sie wollen mich lieben, und sagen mir solche Dinge? Diese unüberwindliche Kälte brachte ihn so außer sich, daß er sie endlich mit unterdrückter Wuth verließ.

So weit wären wir denn! dachte Henriette, etwas höhnisch lächelnd, sobald Rudolph das Zimmer verlassen hatte. Jetzt bin ich frei, und ich will doch sehen, ob das seinen Helden nicht wieder zu mir bringen wird! — Trotz dem allen schlug ihr aber das Herz bei dem Gedanken an das sehr gewagte Spiel, mit einem Geliebten bloß deshalb zu brechen, damit er sehen solle, daß sein Freund so stark nicht sey, als er sich einbilde. Auch machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie einen jungen Menschen an sich locken, und die zerstörende Leidenschaft in seiner Brust noch stärker aufreitzen wollte. Doch bald dachte sie: „Leidenschaft! ein vergänglicher

Naturtrieb, den eine Trennung von einem halben Jahre zerstört! ein Spiel der jugendlichen Phantasie! Weiter ist ja die Liebe nichts, die glückliche, wie die unglückliche. Was thu' ich denn? Ich gebe meinem künftigen Manne die heilsame Lehre, daß er es sich nie soll einfallen lassen, meinen Tyrannen spielen zu wollen. Auch der Schwärmer soll etwas Nützliches lernen: daß sein Stolz auf seine Tugend eine Prahlerei, und daß seine ewige Liebe eine Thorheit ist. Am Ende werden wir noch Alle über die Posse eines jugendlichen Muthwillens lachen."

So vertheidigte Henriette den Plan ihrer beleidigten Eitelkeit gegen die geheimen Vorwürfe ihres Herzens, und ihre Phantasie beschäftigte sich nun auf eine sehr angenehme Weise mit dieser Intrigue, die sie einen Triumph über die Männer nannte. „Welche Kinder," dachte sie, „sind diese so genannten Herren der Schöpfung! Gefällig, einschmeichelnd, unterwürfig, kriechend, so lange wir die Grausamen spielen; kalt, stolz und herrisch, sobald sie uns erobert zu haben glauben." Von diesem Charakter der gewöhnlichen Männer — oder richtiger, der gewöhnlichen Menschen — war in ihren Augen Wilhelm die einzige Ausnahme. Seine Liebe

machte ihn ehrerbietig, ließ ihm aber seinen ganzen Stolz. Sie war darüber empfindlich, daß er sich nun zweimal von ihr losgerissen hatte; doch ihre Achtung konnte sie ihm nicht versagen. Ob sie gleich Rudolphen mehr liebte, so war doch der Gedanke, auf immer von jenem getrennt zu seyn, ihr sehr unangenehm.

Diese geheime Anhänglichkeit an Wilhelm war, ohne daß sie selbst es wußte, ein mächtiger Antrieb zu ihrer jetzigen Intrigue: sie wollte sich, was es auch kostete, des edeln Jünglings wieder bemächtigen, und hatte schon im Voraus Plane entworfen, wie sie seine Liebe in Freundschaft verwandeln könnte, um dann an seiner und Rudolphs Seite das glücklichste Leben zu führen.

Rudolph, der von Henriettens geheimen Planen nichts wußte, verließ sich auf ihre so zärtliche Liebe, und glaubte, sie bald wieder versöhnen zu können. Um sie zu quälen, ging er einige Tage nicht zu ihr; dann besuchte er sie zu einer Zeit, wo sie, wie er wußte, Gesellschaft bei sich hatte. Sie empfing ihn höflich, mit Gefälligkeit, und er glaubte nun schon gesiegt zu haben. Die Gesellschaft verlor sich, und Henriette ließ ihn mit ihrer Tante allein.

Er fragte nach ihr, und bekam zur Antwort, daß sie zu einer Freundin gegangen wäre.

So wußte sie alle seine Versuche, sie ohne Zeugen zu sprechen, zu vereiteln; und konnte sie ihm in Gesellschaft nicht entgehen, so war sie höflich gegen ihn, doch weiter nichts. Er suchte durch die größten Demüthigungen wieder in das vorige Verhältniß mit ihr zu kommen; doch eben dadurch verderbte er sich das Spiel. Hätte er männlich-stolz den Ausgang erwartet, so würde alles glücklich gegangen seyn: denn Henriette war schon einigemal willens gewesen, wieder einzulenken, und ihren eiteln Plan ganz aufzugeben; doch Rudolphs Unterwürfigkeit machte ihr aufs neue Lust, noch weiter zu gehen. Er schrieb ihr einen Brief voll der demüthigsten Reue; sie antwortete ihm höflich, doch kalt. Nun ging er zu ihr; sie wollte aber sehen, wie weit ein Mann sich treiben ließe, und behandelte ihn deshalb mit weiblicher Eitelkeit, und mit lachendem, höhnendem Spotte. Rudolph hatte alles ertragen; doch dieser Hohn empörte ihn. Er verließ sie schweigend, bat Wilhelmen in einem Billet, zu ihm zu kommen, gab ihm einige Aufträge und Papiere, und ließ unterdessen einen Koffer packen.

Ich gehe nach Rußland, sagte er; meine Verbindung mit der Bellmann ist zerrissen!

„Zerrissen? Nimmermehr!" — Rudolph erzählte, und Wilhelm begriff den Zusammenhang nicht. Ich begreife ihn eben so wenig, sagte jener. Fast muß ich glauben, daß wir Beide das Mädchen für besser hielten, als es wirklich ist. — Wilhelm stellte ihm vor, daß Henriette durch sein herrisches Betragen in der letzten Zeit wohl habe beleidigt werden müssen. Rudolph schwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: du liebst sie, und wirst sie sehen.

„Nein, Rudolph; ich sehe sie nicht."

Ich bitte dich darum. Du wirst bald bemerken, ob sie mich noch liebt; und dann komme ich zurück. Doch ich fürchte, sie hat immer nur ihr Spiel mit mir getrieben. . . . Ich muß dir Alles sagen. Du bist ihr einmal nicht gleichgültig gewesen, und ich bin schon öfters auf den Gedanken gekommen, daß sie mit mir darum gebrochen hat, weil sie dich liebt.

„Nimmermehr!" sagte Wilhelm mit Schrekken, und doch mit einer geheimen Empfindung, die nahe an Vergnügen gränzte.

Ich kann mich irren. Eben darum bitte ich dich, sie zu beobachten. Geh zu ihr, wie du

willst: als Bekannter, als Freund, als Liebhaber. Wilhelm, ich vertraue dir viel! sehr viel! Bin ich ihr nicht gleichgültig, so schreibst du mir, und ich eile zurück. Ist noch ein Funke von Liebe für mich in ihrem Herzen, so lösch ihn nicht aus, so . . . Wilhelm, sey mein Freund! Liebt sie aber dich, so sey glücklich! Ich werde dich beneiden, doch nicht aufhören dich zu lieben.

Wilhelm suchte seinen Freund zu bereden, daß er nicht wegreisen möchte. Als das nichts half, wiederholte er die Versicherung, Henrietten nicht sehen zu wollen. Du mußt! sagte Rudolph mit einer bittern Freundlichkeit. Einer von uns Beiden kann glücklich werden; warum soll er es nicht! — Wilhelm mußte ihm endlich versprechen, was er verlangte. Er begleitete seinen Freund bis auf die nächste Station; und dieser wiederholte beim Abschiede: Wilhelm, ich vertraue dir viel! Sey mein Freund!

24.
Der Besuch.

Am folgenden Morgen saß Henriette um die Zeit, da Rudolph zu kommen pflegte, sehr reitzend gekleidet, und mit allem geputzt, was er ihr seit einiger Zeit geschenkt hatte, auf dem Sofa, weil sie sich heute förmlich mit ihm versöhnen wollte. Jetzt wurde, anstatt Rudolphs, Wilhelm gemeldet. Er trat erröthend, sehr verlegen in das Zimmer, und sagte: Büchling habe ihm bei seiner nothwendigen und schnellen Abreise nach Rußland den Auftrag gegeben, ihn seinen Freunden zu empfehlen. Bei diesen Worten erschrack Henriette, und wurde blaß. Hätte Wilhelm sie angesehen, so müßte er bemerkt haben, daß Rudolph ihr gewiß nicht gleichgültig seyn konnte. Er selbst war aber zu bestürzt, um einen Blick auf sie werfen zu können; und schon nach einigen Augenblicken hatte Henriette sich wieder gefaßt. Es fiel ihr ein, daß Rudolph sich, um sie in Angst zu setzen, vielleicht nur so stelle, als wolle er nach Rußland reisen. Sie antwortete daher ganz ruhig: nicht

einmal so viel Zeit hatte er, daß er wenigstens eine Karte schreiben konnte? Und nun erkundigte sie sich nach Wilhelms Befinden, fragte ihn: ob er noch keine sichre Aussicht zu einem Amte habe, erzählte ihm einiges von ihrem beiderseitigen Geburtsorte, und versicherte ihm, daß ihre Eltern, so wie der Einnehmer, noch immer nicht wüßten, wo er geblieben wäre. (Er hatte nämlich sie und Rudolph gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit ihnen sehr dringend gebeten, nicht nach Hause zu schreiben, daß er jetzt in der Residenz lebe, weil es nun einmal sein fester Entschluß sey, nicht eher wieder etwas von sich hören zu lassen, als bis er durch ein Amt, oder doch durch immerwährende Arbeit, einen sichern Unterhalt habe.)

So oft auch Wilhelm wieder auf Rudolphs Abreise zu kommen suchte, so wußte doch Henriette diesem Gespräche immer auszuweichen. Endlich trat die Tante in das Zimmer, und auf ein Paar Worte von Henrietten wurde Wilhelm für den nächsten Mittag zum Essen eingeladen. Sobald er weggegangen war, schickte Henriette nach Rudolphs Wohnung, um sich erkundigen zu lassen, ob er wirklich abgereist wäre. Ihre Anfrage wurde bejahet, doch mit

dem Zusatze, daß er nur einen kleinen Koffer mitgenommen, und daß er seine meisten Sachen zurückgelassen hätte. Nun glaubte sie schon, richtig vermuthet zu haben; doch am folgenden Tage erfuhr sie von Wilhelmen sehr bestimmt, daß es mit der Reise nach Rußland wirklich Ernst sey. Wann kommt er wieder? fragte sie leicht. Wilhelm, der durchaus keine Lügen sagen konnte, antwortete erröthend: „das hängt von den Nachrichten ab, die ich ihm werde geben können."

Also haben Sie die Dauer seiner Abwesenheit in Ihrer Gewalt?

„Nicht ich," antwortete ihr Wilhelm bedeutend, und hielt nun seinem Freunde eine Lobrede. Sie hörte ihm ruhig zu, ohne durch eine Sylbe oder Miene Liebe zu Rudolph zu äußern, und bat ihn endlich nur, Herrn Büchlings Stelle zu ersetzen, und sie recht oft zu besuchen.

Ein Paar seltsame Menschen! dachte Henriette, als Wilhelm sie verlassen hatte. Der eine vertrauet dem andern seine Geliebte an; und dieser, der die Geliebte selbst nicht wenig liebt, spricht nicht für sich, sondern für seinen Freund! . . . Büchlings Vertrauen auf Krausen und auf mich ist in der That so edel, daß

ich ihn beinahe sogleich zurückrufen könnte. Ich muß doch aber sehen, wie weit wohl Krause seinen Edelmuth treiben wird. Lange kann es damit gewiß nicht währen!

Sie irrte sich. Wilhelm kam oft zu ihr, und immer redete er von Rudolph und von dessen treuer Liebe; nie sprach er für sich selbst, so viele Veranlassung sie ihm auch dazu gab, sondern immer nur für seinen Freund, dessen Verzweiflung er sehr rührend schilderte. Dieser unverstellte Edelmuth that große Wirkung auf Henrietten, die eine solche Art zu denken und zu handeln bisher für unmöglich gehalten hatte. Sie schwankte zwischen ihrer Neigung zu Rudolph, und dem stolzen Gefühle, von einem so edlen Manne geliebt zu werden; ja, bald wurde es ihr zweifelhaft, welchen von Beiden sie mehr liebe, weil für Beide ihr Verstand sprach, und ihr Herz sie zu Beiden hinzog. Da sie gewohnt war, über alles zu vernünfteln und ihr Herz dem Urtheile ihres Kopfes zu unterwerfen, so entstand jetzt in ihrer Seele ein Gewirre von Empfindungen und Gedanken, das sie nicht aufzulösen wußte. Doch endlich bat sie Wilhelmen, nicht mehr für Büchling zu reden. Sie sagte das so ernstlich und so bestimmt, daß

er nun alle Hoffnung, seinem Freunde nützlich seyn zu können, aufgab. Er sprach wirklich nicht länger von Rudolphs Leidenschaft, doch eben so wenig von seiner eignen, ob er gleich die geliebte Henriette von jetzt an noch öfter besuchte, an sie wie fest gezaubert war, alle ihre Bewegungen mit seinen Blicken verfolgte, und mit solcher Innigkeit an ihr hing, daß jeder im Hause mit ihr von seiner Liebe sprach, nur er selbst nicht.

Henriette blieb bei diesen unverkennbaren Zeichen der ehrfurchtsvollsten Liebe nicht gleichgültig, und nach einigen Monaten war sie fest entschlossen, den edlen jungen Mann dafür zu belohnen. Je mehr aber ihre Neigung für ihn zunahm, desto stärker fühlte sie, daß sie ihn nicht eben so, wie einen Mann von gewöhnlicher Art, behandeln dürfe. Sie dachte mit Ernst über die Mittel nach, auch als seine Gattin seine Liebe zu behalten, und sie fand mit Unruhe, daß alsdann seine Liebe sich auf Achtung für ihren Charakter gründen müsse, und daß ein Spiel, wie sie es mit Rudolphen getrieben hatte, ihn auf ewig von ihr entfernen würde. Mit Aengstlichkeit befürchtete sie, daß er seine Leidenschaft vielleicht nur darum ver-

schweige, weil er glaube, sie habe Rudolphen betrogen — um seinetwillen betrogen; und mit noch größerer Aengstlichkeit erinnerte sie sich ihrer Rolle als Zauberin auf der Maskerade.

So bald sie beschlossen hatte, daß Wilhelm ihre Hand bekommen sollte, war sie ruhiger, einfacher und ernster in ihrem Wesen. Sie verbarg ihm ihre Neigung mit der größten Vorsicht, und zeigte ihm nur ein herzliches Vertrauen. Jetzt vermied sie alles, was ihm hätte Gelegenheit geben können, ihr seine Liebe zu erklären. Sie trat mit ihm in das Verhältniß einer ruhigen Geschwisterliebe, sprach von ihrer jugendlichen Liebe zu Rudolph mit einer zärtlichen Erinnerung, setzte aber jedes Mal hinzu, daß wahrscheinlich sie und Rudolph einander würden unglücklich gemacht haben. Von Zeit zu Zeit erzählte sie ihm einige Auftritte mit diesem, und, so wie sie alles vorstellte, mußte er zugeben, daß sie an dem Bruche nicht Schuld sey. Sie zeigte ihm sogar, doch nur selten, noch Spuren von ihrer ehemaligen Liebe zu seinem Freunde; dabei versicherte sie aber, daß die zerrissene Verbindung nie wieder angeknüpft werden könnte.

Wilhelm wurde endlich durch Henriettens

Ruhe überzeugt, daß sein Freund nichts mehr zu hoffen habe Um eben diese Zeit wurden auch Rudolphs Briefe, die anfangs voll Verzweiflung gewesen waren, allmählig ruhiger. Er erzählte jetzt schon von seinem angenehmen Leben in Rußland, und fragte sogar einmal scherzend, wie weit er denn mit Henrietten wäre. Jetzt sah Wilhelm mit froher Hoffnung dem Tage entgegen, wo er Henrietten ohne Bedenken würde sagen dürfen: ich liebe dich!

Alles traf zusammen, den heißesten Wunsch seines Lebens zu erfüllen. Er war bei dem Bergwesen als Sekretair angestellt worden, und erwarb sich durch seinen Fleiß, und seine Kenntnisse, mit Erfahrung verbunden, in Kurzem die ausgezeichnetste Achtung. Eine kleine Schrift von ihm würde einem benachbarten Hofe bekannt, und er erhielt von demselben einen vortheilhaften Antrag. Doch als er dies seinen Vorgesetzten anzeigte, wollte man einen so vorzüglich guten Kopf nicht fahren lassen, und versprach ihm eine baldige Beförderung.

Auch die Kammeräthin war jetzt seine große Gönnerin. Sie hatte einen sehr unruhigen Geist, und wurde aller Dinge, wenn sie auch noch so schön waren, leicht überdrüßig.

Die Sucht, ihre Tapeten, ihre Möbel und Gemählde zu verändern, kostete ihr jährlich eine sehr große Summe; seitdem aber Wilhelm ihr Hausfreund war, wußte er ihren Geschmack zu befriedigen, und ersparte ihr, da er den wahren Werth der Arbeiten verstand, doch etwas Beträchtliches. Dazu kam nun noch, daß der Präsident ihr einmal sagte: es könne gar nicht fehlen, der junge Mann müsse eine ausgezeichnete Carriere machen; denn er sey bei dem Bergwesen ganz unentbehrlich. Nun gab die Kammerräthin andere Plane auf, die sie mit Henrietten gehabt hatte, und sah im Geiste Wilhelm schon als Geheimen Oberbergrath. Jettchen, sagte sie, der Mensch ist ein wahrer Antinous! Darauf kommt freilich nicht viel an; aber, ich sage dir: er wird ein glänzendes Glück machen. Es fehlt ihm nur an Vermögen; und das hab' ich. Freilich ist er zuweilen ein Pietist, aber doch ein sehr ehrlicher Mann. Und spricht er vom Himmel, oder vom Grabe, von der Ewigkeit, und steht mit seinen funkelnden Augen da, wie ein Paulus, der den Himmel offen sieht, oder wie der siegende Apoll: — Jettchen, es ist mir dabei zuweilen gar nicht lächerlich, und ich werde ordentlich mit ihm fromm. Man wirft

ihm vor, es fehle ihm an feiner Lebensart. Nun ja! er schmeichelt nicht. Aber sehe ich ihn unter den Andern, so kommt er mir vor, wie ein Fürst unter seinen Hofleuten. Es ist wahr, zuweilen spricht er seltsam, und sieht die Dinge an, als käme er so eben vom Himmel herunter. Das kleidet ihn aber; und da er gar nicht heuchelt, so kommt er mir wieder vor, wie mein seliger Fürst, der bisweilen zu mir sagte: ich bin wohl der einzige ehrliche Mann an meinem ganzen Hofe. Man muß einen solchen Menschen gewissermaßen doch hochachten, wenn er einem auch schon ein wenig einfältig vorkommt. Höre, Jettchen! wenn er bis zum Sterben in mich verliebt wäre, wie er es in dich ist... Nun, werde nur nicht so roth, du kleine Heuchlerin!

So etwas sagte die Tante oft, und augenscheinlich hatte sie große Lust, die Verbindung zwischen Henrietten und Wilhelmen zubeschleunigen. Die Nichte bat sie, sich ja nicht hinein zu mischen; die Tante versprach das, hielt aber nicht ganz Wort, sondern gab Wilhelmen sehr bedeutende Winke, und sagte ihm zuweilen fast mit klaren Worten, daß er ihre Einwilligung haben sollte, wenn er Rath wäre,

und Henriette ihn liebte. Wilhelms Aussichten wurden immer heiterer und schöner. Henriette betrug sich zwar nur freundschaftlich gegen ihn; er wußte doch aber, daß ihr Herz frei war. Jetzt erwartete er nur noch einen Brief, worin Rudolph von seiner Liebe scherzend oder ernstlicher spräche, um sich dann ihm zu entdecken, und Henrietten seine Liebe zu erklären.

Die entscheidende Stunde näherte sich. Es waren zwei Stellen erledigt, unter denen Wilhelm die Wahl hatte; eine vortheilhafte Stelle mit einem geringen Titel auf dem Lande, und eine Bergrathsstelle mit einem geringen Gehalt in der Residenz. Wilhelm hätte ohne Bedenken die erstere gewählt; doch das ewige Reden der Tante über den Rathstitel machte ihn unentschlossen. Er trug der Kammeräthin und Henrietten die Sache vor. Und da besinnen Sie sich noch lange? fragte jene. Zwischen Bergrath und Inspektor können Sie schwanken?

„Bedenken Sie aber die Einnahme, meine gütige Freundin, und die schöne Ruhe des Landlebens!"

Landleben! Landleben! Kommen Sie mir nur damit nicht! Und die geringere Einnahme? Ei,

Ei, was Sie nicht haben, muß eine reiche Braut Ihnen bringen; und an der kann es Ihnen nicht fehlen, wenn Sie nur vernünftig sind.

Henriette fragte erröthend: Sie wollten uns verlassen, lieber Krause?

„Verlassen!" wiederholte er zärtlich, und heftete die funkelnden Blicke voll Liebe auf sie.

Verlassen? wiederholte auch die Tante; das will er wohl nicht! Aber wenn er meint, daß ihn ein hübsches Mädchen auf das langweilige Land begleiten soll, so irrt er sich verzweifelt.

„Henriette, wählen Sie für mich; und wenn Ihnen ein Herz voll unendlicher Liebe etwas werth ist, — auch für sich!"

Er beugte sein Gesicht auf ihre Hand, die er gefaßt hatte, ließ eine Thräne darauf fallen, und blieb in dieser Stellung, bis ein Gelächter der Tante ihn wieder zu sich selbst brachte. Als er sich aufrichtete, sah er in Henriettens Augen Thränen; und bei diesem höchst seltenen Anblick schien sie ihm ein überirdisches Wesen.

So antworte ihm doch, Jettchen! sagte die Kammerräthin.

Sagt ein weinendes Auge denn nichts? — Sie drückte ihm leise die Hand.

Aber so entscheide doch, was er werden soll, Rath oder Inspektor!

Was er will! Wie kann ich in diesem Augenblick an einen Titel denken! Ich nenne ihn: Geliebter! mein Geliebter!

Rath muß er werden! sagte die Tante laut und ein wenig verdrießlich.

„Ja, ich will es!" sagte Wilhelm, und umfaßte in seinem fröhlichen Taumel die Tante so kräftig, daß sie anfing zu schreien.

Darüber ging die selige Minute verloren. Die Tante schalt; Henriette lachte. — Als Wilhelm sich in dem Entzücken der Liebe vor ihr niederwarf, fuhr sie noch immer fort zu lachen, und erzählte ihm, wie lächerlich die Scene vorhin gewesen sey.

Die Tante ging nun hinaus: Wilhelm konnte aber die einmal zerstörte Empfindung nicht wieder herstellen. Henriette sah es gewissermaßen gern, daß sie gehindert worden war, ihr siegendes Gefühl zu zeigen; denn eine ruhige freundschaftliche Zärtlichkeit schien ihr das beste Gegengewicht gegen Wilhelms empfindsame Schwärmerei.

25.

Die Entscheidung.

Erst als Wilhelm allein war, fühlte er die ganze Größe seines Glückes. Sobald er sich wieder beruhigt hatte, bat er den Minister schriftlich um die erledigte Bergrathsstelle, und ging, mit dem noch offnen Brief in der Tasche, zu Henrietten. — Es ist doch auch Ihr Wunsch? fragte diese, als sie den Brief gelesen hatte.

„Ich darf keinen Wunsch mehr haben, den Sie nicht erlauben. Ja, meine Geliebte, wenn ich noch zu wählen hätte, so zöge ich das stille Landleben vor; doch wo ich mit Ihnen bin, werde ich immer der glücklichste Mensch seyn!"

In diesem Augenblick wurde Henrietten ein Brief gebracht, und sie sagte, als sie die Aufschrift angesehen hatte: von meinem Vater! Im Lesen wurden ihre Augen trübe, und sie schien mit sich selbst über etwas zu kämpfen. Endlich gab sie Wilhelmen den Brief, mit den Worten: Lesen Sie selbst; Sie müssen es doch erfahren.

Sind meine Eltern gesund? fragte Wilhelm rasch.

Ja! Aber - Sie müssen lesen.

Wilhelm wurde immer blässer, je weiter er las, und sein Auge schwamm in Thränen. „O Gott!" sagte er endlich, mit leisen, bebenden Tönen, und sein Kopf sank auf die Brust: „war es möglich! Diese tugendhaften Herzen ließest du so zerschmettern!" —

Henriette faßte seine Hand, und sagte beruhigend: lieber Krause, warum sind Sie so trostlos? Können wir denn die Unglücklichen nicht unterstützen?

„Das ist es nicht, gute Henriette!" antwortete er in abgebrochenen Tönen, und weinend; „aber daß diese edle Menschen nur einen Augenblick habeu trostlos seyn müssen: das zerreißt mein Herz!" Er bedeckte das bleiche Gesicht mit beiden Händen. Dann sagte er: „Unterstützung? Das ist es nicht, Henriette! Ich beklage nur die Stunden, die schon vorüber sind; denn von jetzt an — sie sollen, hoffe ich, bald vergessen, daß sie etwas verloren haben. O, es giebt keine süßere Freude auf der Erde, als die, seinen Wohlthätern zu vergelten!" — Er griff nach seinem Hute.

Henriette faßte seine Hand. Nicht zu rasch, lieber Krause! Ich denke, bei der Art, es zu thun, ist viel zu überlegen.

„Nichts, wahrhaftig nichts. Doch ja! ich habe einen andern Brief an den Minister zu schreiben; denn jetzt muß ich die bessere Inspektorstelle auf dem Lande annehmen. Sie wissen, wie sehr der gute Einnehmer und sein Bruder die Stille lieben."

Henriette lächelte. Müssen Sie denn deshalb auf dem Lande leben, weil jene gern dort sind? Oder – Sie wollen doch den Einnehmer und seine Familie nicht etwa gar zu sich nehmen?

„Läßt es sich anders denken? Allerdings werde ich sie zu mir nehmen."

Sie schwärmen! Kann man Unglücklichen nicht wohl thun, ohne mit ihnen unter Einem Dache zu seyn? Bedenken Sie . . .

„Liebe Henriette, Sie vergessen, daß ich der Sohn, der geliebte Sohn dieser Unglücklichen bin! Ich weiß nicht . . ."

Nun wohl, das sind Sie. Es ist aber die Frage, ob diese Familie in Ihre Verhältnisse paßt: zu der Haushaltung, die Sie führen, zu der Carriere, die Sie machen, zu dem

Glücke, dessen Sie genießen, zu dem Cirkel, den Sie haben werden.

„Glauben Sie, es könnte für mich nur einen Augenblick ein Verhältniß geben, worin diese Menschen nicht zu mir paßten? Liebe Henriette, Sie müssen ganz vergessen haben, von welcher Familie die Rede ist!"

Das habe ich nicht vergessen! — Sie wissen wohl nicht, daß der Einnehmer einmal sehr bestimmt erklärt hat, ich würde nicht in die Verhältnisse seines Hauses passen. Ich erfuhr es, und war billig genug zu glauben, daß er Recht habe.

„Ja, es ist wahr. Aber hätte ich damals nur einen trauernden, bittenden Blick auf ihn gerichtet, er würde alles Andre vergessen, und nur an mein Glück gedacht haben. O, er hatte es schon vergessen! Diese so edlen und so unglücklichen Menschen blicken jetzt mit Trauer, mit Schmerz auf mich. Und ich sollte sie mit einer stolze Wohlthat abfertigen, wie Bettler? Gäbe ich ihnen auch alles, was ich hätte, arbeitete ich Tag und Nacht für sie, und darbte ich, um ihnen Ueberfluß zu verschaffen — der Einnehmer würde stolz und zornig sagen: der Undankbare! Laßt uns sterben, um nicht das bittere Brod der

Bettelei zu essen! . . . Liebe bin ich ihnen schuldig, nicht Wohlthaten; mein ganzes Herz, nicht meine volle Hand. Wenn ich das je nur einen Augenblick vergessen könnte, so würde ich mich selbst verabscheuen. Nein, nimmermehr! Wo ich bin, da sind auch die, denen ich alles, meine Bildung, das ganze Glück meines Lebens verdanke."

Und wenn ich nun der Preis dieses Opfers wäre, lieber Krause? fragte Henriette lächelnd, mit einem zärtlichen Händedrucke.

„Sie der Preis einer schlechten Handlung, einer höllischen Unmenschlichkeit?"

Aber bedenken Sie doch, Krause, daß es ja wahrhaftig einerlei ist, wo Rautenbachs leben, daß sie ja ohnehin, wenn der Einnehmer seine Stelle noch hätte, von Ihnen getrennt seyn würden!

„Hier habe ich nichts mehr zu bedenken, liebe Henriette; gar nichts! Ueber heilige, unerläßliche Pflichten vernünftle ich nicht erst. Meine Wohlthäter sind unglücklich, sind arm, ohne Obdach; und ich bin glücklich, bekomme mehr Gehalt, als ich brauche, und habe ein geräumiges Haus, das für zwei Familien hin-

reicht. Sie kommen zu mir. Ich muß sogleich zu ihnen hin und sie abholen!

Nein, durchaus nicht! . . . wenigstens nicht in diesem Augenblick! Sie sollen erst überlegen!

„Ueberlegen! Was denn, liebe Henriette?"

Daß Rautenbachs durchaus nicht für die große Welt, und für Ihre künftige Art zu leben passen.

„Nun, eben darum bleibe ich gern von der großen Welt entfernt."

Die große Welt mit ihrer Eleganz wird sich an Ihnen rächen, mein Freund; denn — sagen Sie, was Sie wollen, Sie lieben diese Welt im Grunde nicht viel weniger, als ich selbst.

„O ja, ich liebe die Pracht, die Bequemlichkeit, den Ueberfluß, die Eleganz, die Feinheit der Sitten, die Leichtigkeit des Umgangs. Aber es giebt etwas, das ich noch mehr liebe: die Zufriedenheit mit mir selbst."

Jetzt kam die Tante, und Henriette sagte ihr, daß Wilhelm entschlossen wäre, die unglücklich gewordene Famiele des Einnehmers zu sich zu nehmen, und daß sie in diesem Falle mancherlei unangenehme Scenen voraus sähe.

Wo denken Sie hin! sagte die Tante. Dar-

aus wird nichts! Schreiben Sie den Leutchen, daß Sie gern thun wollten, so viel Ihnen Ihre Lage und die Umstände erlaubten. Zu sich nehmen? Das lassen Sie sich nicht einfallen! Meine Nichte hat auch ein Wort mitzureden!

„Ich kann nicht anders."

Nun, sagte die Tante trocken, so hoffen Sie denn nur nicht auf Jettchens Hand.

Wilhelm erblaßte, und schwieg eine Weile. Als die Kammerräthin auf eine entscheidende Erklärung drang, sagte er mit zerschmetternden Tönen: „es sind meine Eltern, meine Wohlthäter! Bei Gott! ich muß sie zu mir nehmen! . . . Liebe Henriette!"

Sie haben gehört, was meine Tante gesagt hat. Es läßt sich ja aber einrichten, seltsamer Mensch!

„Nein, nein! Ich werde dem Einnehmer ernstlich zureden, daß er mein Haus mit mir theilen soll. Vielleicht will er das nicht; das darf aber bei mir nicht in Betracht kommen. Ich erkläre Ihnen feierlich, daß ich alles, was ich jemals mein nennen kann, als das Eigenthum des Einnehmers betrachte."

So? erwiederte die Tante in einem langgezogenen Tone: das fängt an ernsthaft zu wer-

den! Es ist nur gut, daß Sie zu rechter Zeit offenherzig reden. Ich hoffe doch nicht, daß Sie auch Jettchens Mitgabe als Ihr Eigenthum ansehen werden?

„Nein, Frau Kammerräthin, sobald sie zwischen Mein und Dein unterscheiden will, und muß."

Das soll sie! sagte die Tante stolz; denn ich will es, ich! — Uebrigens mögen Sie das Ihrige weggeben, an wen Sie wollen, mich geht das nichts an. — Wilhelm verbeugte sich, und die Tante verließ ihn in großem Unwillen.

„Liebe Henriette," sagte Wilhelm nach einer Pause, worin er nachgesonnen hatte: „nicht wahr, Sie finden den Ton der Tante ein wenig übermüthig?"

Den Ton, ja! aber nicht die Sache. Denn bei Ihrem Enthusiasmus für Ihre Freunde muß meine Tante wohl auf den Gedanken kommen, mir ihr Vermögen zu sichern. Es muß eine Gränze seyn, lieber Freund.

Wilhelm gerieth immer mehr in tiefe Gedanken. Ich dächte, fuhr Henriette fort, Sie gingen zu der Tante, und erklärten ihr: ohne ihre und meine Einwilligung würden Sie die Familie

weder zu sich nehmen, noch sie unterstützen, in so fern mein Vermögen dabei ins Spiel käme.

„Das Letztere recht gern; denn ich bin nun fest entschlossen, Inspektor mit einem ansehnlichen Gehalt zu werden, und nicht Bergrath. Doch das Erstere? Nimmermehr! Will der Einnehmer bei mir wohnen, so empfange ich ihn mit Freuden, und wenn . . . ja, wenn . . ."

. . . wenn Sie darüber auch nicht meine Hand bekämen: nicht wahr, das wollen Sie doch sagen?

„Ja, meine geliebte Henriette, ich kann es nicht leugnen. Was geschehen wird, weiß ich nicht; doch was ich in jedem Falle zu thun habe, ist fest beschlossen."

Also wählen Sie zwischen mir und dem Einnehmer? fragte Henriette sehr empfindlich.

„Sie haben ja schon von mir gehört, daß ich gar nicht wählen darf, wenn ich nicht ein Undankbarer seyn will. Ich liebe Sie mehr als irgend etwas in der Welt; doch ein Bösewicht kann ich auch um Ihretwillen nicht werden."

Also wollen Sie nicht im mindesten nachgeben? Bedenken Sie, Krause, daß meine Tante eine Antwort verlangt, daß auch ich . . .

„Sie quälen mich, liebe Henriette! Mein Entschluß ist unwiderruflich."

Nun denn! Wenn Sie den Einnehmer zu sich nehmen, so ist es mit unsrer Verbindung zu Ende. Jetzt wählen Sie, was Sie wollen! — Sie verbeugte sich kalt, und ging in ihr Cabinet.

Wilhelm stand eine Weile, wie betäubt. Endlich sagte er mit tiefer Wehmuth: „ist es möglich! Darum kann sie mein Herz zurückstoßen?" — Er ging ihr nach in das Cabinet.

Henriette glaubte schon, gesiegt zu haben; doch sie wollte ihren Thriumph noch weiter treiben, und sagte daher: Sie vergessen, daß Sie jeden Augenbick, den Sie noch bei mir zubringen, Ihren unglücklichen Freunden entziehen.

„Ja, Sie haben Recht!" erwiederte Wilhelm, und eilte, ohne nur Abschied zu nehmen, aus dem Zimmer und aus dem Hause.

26.

Der Einnehmer und seine Familie.

Der Syndikus Riemann war nicht gewohnt, eine Beleidigung zu verzeihen. Als in dem Städtchen bekannt wurde, daß Wilhelm weggegangen sey, um Antoniens Erbtheil nicht zu schmälern, hoffte Riemanns Sohn aufs neue und wendete sich heimlich an Antonien. Sie gab ihm bestimmt, obgleich höflich, eine abschlägige Antwort; und nun kam er auf den Gedanken, sie habe ihn nur necken wollen. Er sagte das seinem Vater, und vergrößerte dadurch dessen Rachsucht.

Der Einnehmer ließ sich in seinem Amte mancherlei kleine Unordnungen, Abänderungen der gewöhnlichen Form, Verzögerungen u. s. w. zu Schulden kommen. Das durfte er thun; denn der Kammerpräsident war sein Gönner, ja gewissermaßen sein Freund, und ein Paar Prozesse über dergleichen waren entweder zu seinem Vortheil entschieden, oder niedergeschlagen worden.

Riemann sammelte mit der Bosheit eines

Teufels jede Kleinigkeit, die dem Einnehmer nachtheilig seyn konnte, und wußte durch Andere zu veranlassen, daß er sich neue Nachläßigkeiten und Abweichungen von der gewöhnlichen Form zu Schulden kommen ließ. Die Mittel, den unbesorgten, unschuldigen Mann zu stürzen, waren schon in Bereitschaft, ehe er nur ahndte, daß ihm jemand auflauerte. Daß der Syndikus sein Freund nicht war, wußte er, und sagte einmal: „der Mann ist wider seine Gemüthsart so freundlich, so herzlich; und — große Hitze, schweres Gewitter! Aber, Bruder, ich fürchte, Gott Lob! keinen Menschen, weil ich sterblich bin, so wie mein Feind."

Ich, erwiederte der Lieutenant, fürchte, Gott Lob! keinen, weil ich unsterblich bin.

Das ist im Grunde einerlei, Bruder. Da siehst du nun wieder, daß fast jeder Satz seinen Gegensatz hat, der auch richtig ist. Wie gesagt, ich fürchte keinen Menschen, am Ende wohl darum, weil ich nicht furchtsam bin; doch den Syndikus — gieb nur Acht, wie spionirend er immer zu mir hin schielt, und wie schnell er ein freundliches Gesicht macht, wenn ich ihn ansehe! — den fürchte ich, offenherzig gestanden."

Aber schon eine Stunde nach dieser Aeußerung

satyrisirte er in Gegenwart des Syndikus über Fürsten, über ihre Räthe und über Landesverfassungen. Er behauptete, die Definition von dem deutschen Staatskörper, als einer durch Gottes Allmacht erhaltenen Verwirrung, passe auch sehr wohl auf gewisse einzelne Länder darin; „denn," sagte er, „Herr Syndikus, betrachtet man die Minister, die Räthe, diese Blutigel, diese Abgründe, diese zehrende Schwämme, diese Krebsschäden, und dann manches Land, einen wahren Lazarus, der darbend und verzagend vor der Thür des reichen Mannes, der Räthe, liegt: so sollte man meinen, nun wäre alles vorbei. Aber es geht besser, als wir dachten, besser als die Räthe selbst es hofften; und so können wir sagen: wir haben eine fromme Regierung, die den Glauben an Gott befördert."

Der Syndikus sah die gegenwärtigen Personen bedeutend an, wiederholte nachher des Einnehmers Aeußerungen mit Kopfschütteln, und sagte: der Mann ist erstaunlich dreist! Wenn das die Ministers wüßten! — Der Einnehmer hatte eben nicht das Land gemeint, worin er lebte, sondern das Menschengeschlecht überhaupt, von dem er in vollem Ernst so dachte, wie er sagte. Der Syndikus schrieb aber ein

Paar Billette an ihn, worin er einen satyrischen Einfall von ihm auf eine, wie es schien, sehr unschuldige Weise wiederholte. Der Einnehmer antwortete, weil er gerade in guter Laune war, nicht, wie sonst fast immer, in einigen Zeilen, sondern in einem langen Billet, voll der bittersten Satyren. Solche Billette hob der Syndikus sorgfältig auf, um zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen.

Endlich starb der Gönner des Einnehmers; und nun brach die schon lange von weitem angelegte Kabale aus. Es wurden gegen den Einnehmer ein Paar Klagen erhoben, die er sehr lächerlich fand, weil sie schon da gewesen waren und ihm nichts geschadet hatten. Der Gang des Prozesses wurde aber schnell so drohend, daß der Lieutenant anfing sich zu fürchten. Auch die Einnehmerin verlor den Muth; ihr Mann aber scherzte noch immer, und pochte in einem Schreiben an die Regierung auf strenge Gerechtigkeit. Nun suspendirte man ihn sogleich von seinem Amte, und nahm ihm die Kassen ab. Sobald das geschehen war, erhoben sich zehn Klagen auf einmal gegen den Einnehmer, dem man seine zu große Nachsicht bei Steuerzahlungen gerade hin als Kassenbetrug

an-

anrechnete, und dem nun hundert längst vergessene Kleinigkeiten vorgeworfen wurden.

Die Ungerechtigkeiten, welche im Laufe dieses boshaft angestifteten Prozesses begangen wurden, brachten den Einnehmer endlich auf, und er vergaß die Ehrerbietung, welche er seinen Obern schuldig war. Es würde indeß vielleicht noch alles ziemlich gut gegangen seyn, wenn nicht mehrere Billette von ihm in den Händen des Syndikus gewesen wären. Diese gaben dem Prozesse sogleich eine sehr gefährliche Wendung. Die Minister betrachteten den Mann, der so über sie satyrisirt hatte, als einen tückischen Bösewicht, an welchem die Gerechtigkeit ein warnendes Beispiel für Andre aufstellen müsse. Sie nahmen den Fürsten gegen ihn ein, und auch in dessen Augen galt der unschuldige Mann nun für den ärgsten Betrüger. Er wurde zum Schadenersatz mit Zinsen, und zu den ungeheuren Prozeßkosten verurtheilt.

Als der Einnehmer die Sentenz gelesen hatte, sagte er: „ich beuge mich unter Gottes Hand, lieber Bruder. Hätte ich nicht eine Frau, und wäre Antonie nicht da, so würde ich sagen: der Schlag hat mich getroffen, doch nicht zu Boden geworfen. Ich bin nun ein

Bettler. Sie wollten mich unglücklich machen, und das ist ihnen gelungen. Doch meinen guten Muth hab' ich behalten: darum bitte ich dich, Bruder, mach nicht ein so betrübtes Gesicht."

Der Lieutenant ging hinaus, um eine Thräne in seinen Augen nicht sehen zu lassen. Er glaubte, sein Bruder mache das Unglück größer, als es wirklich sey; doch es war in der That so groß. Der Ersatz, den der Einnehmer leisten sollte, überstieg sein Vermögen, und man sprach von Gefängniß. Nun gab der Lieutenant, was noch fehlte, ohne daß sein Bruder es wußte; auch brachte er es durch Geschenke dahin, daß man dem Einnehmer den Betrag des Ersatzes geringer angab.

Endlich war die Sache des Einnehmers völlig abgethan, und der neue Steuereinnehmer sollte in einigen Tagen sein Amt antreten. Jetzt erst erfuhr er, daß der Lieutenant einen beträchtlichen Theil seines Vermögens aufgeopfert hatte, und daß nun die Hoffnung, davon noch immer gemächlich leben zu können, vereitelt war. Er drückte seinem Bruder die Hand, und sagte: „was bleibt uns sonst noch übrig, als der Sarg, ein Grab für uns Alle! O Bruder!

ich glaubte aufrecht stehen zu bleiben; und — da liege ich tief gestürzt zu Boden!"

Du stehst; wir Alle stehen! Wir sind jetzt ärmer, als du glaubtest. Aber sieh den Mann, der dort gräbt! er würde sich mit dem zehnten Theile dessen, was wir noch haben, reich nennen. Du fragst: was bleibt uns noch übrig? Satt Brod, ein gutes Gewissen, ein Herz voll Liebe! — Diese Worte sprach der Lieutenant mit bebender Stimme, mit verzagender Seele, und es flossen Thränen über seine Wangen. Er fürchtete nicht Mangel für sich und für seinen Bruder, wohl aber den Gram seiner Schwägerin, die bis jetzt noch immer glaubte, der Verlust des Amtes sey durch eine ganz unmerkliche Einschränkung zu ersetzen. Seine zitternde Stimme und seine Thränen gaben dem Einnehmer wieder Muth. Er rieb seine Stirn glatt, reichte dem Lieutenant die Hand, und sagte mit sanftem Tone: an das Beste, was uns noch übrig bleibt, hast du nicht einmal gedacht, lieber Bruder: Gott, der wohl weiß, wie viel wir tragen können! . . . Was ist es denn am Ende mehr! Wir wohnen, anstatt in einem geräumigen Hause, in einem kleinen Stübchen, essen nicht mehr zwei, sondern

Eine Schüssel, trinken, anstatt Wein, Bier oder Wasser, kleiden uns nicht länger in Tuch, die Elle zu drei, sondern zu Einem Thaler. Bilden wir uns ein, wir wären auf einer Reise in unser Vaterland; — und ist denn das Leben etwas anderes? — sehen wir unser Stübchen für die Gaststube eines Dorfkrugs an, unser Essen für . . . "

Der Lieutenant lächelte und seufzte: deine Frau wird dazu nicht Phantasie genug haben.

„Nein, freilich nicht," sagte der Einnehmer. „Hätte sie Phantasie, Bruder, wir wollten bei Arbeit und Mäßigkeit jedes ärmliche Mittagsessen zu einem königlichen Feste machen; wir wollten nach Tische hinaustreten vor unsere Hütte, und wie der König Johann in Afrika, der schlechter wohnt, schlechter ißt und sich schlechter kleidet, als unsre Bauern — in die Welt hineinrufen: daß nun jedermann essen könne, weil wir satt wären. Der König thut das in ganzem Ernst; wer wollte uns hindern, es wenigstens in Scherz zu thun, und damit eine Satyre auf alle menschliche Größe zu machen!"

Ach, deine Frau wird sich nie einbilden können, sie sey der König Johann! Es fehlt ihr

dazu an Phantasie, und — laß es mich nur gerade heraus sagen — auch an Muth.

„Nun wohl denn, Bruder! Sie soll es sich nicht einbilden, sie soll nur sehen, nur ihre Sinne gebrauchen. Wir haben eine Decke über uns, werde ich sagen, Wände um uns her, die uns gegen übles Wetter und gegen Kälte schützen. Was kannst du mehr von Gott und den Menschen fordern?"

Bruder, daß die Decke keine Stukkaturarbeit, und die Wände keine Tapeten haben, das wird sie betrüben. Unser Essen wird ihr nicht anders wohl schmecken, als von Porzellain. Ach, ich sehe das Elend schon voraus, das deine Frau über uns herabweinen wird! Wir Beide würden uns wohl fassen. Ich wollte mir just nicht einbilden, der König Johann zu seyn; wohl aber immer denken, daß ohne den Willen unsers himmlischen Vaters kein Haar von unserm Haupte fallen, und daß man auch bei Armuth glücklich seyn kann. Aber deine arme Frau! — Der Einnehmer runzelte die Stirn. Der Lieutenant fuhr fort: Das Schicksal hat uns nicht unglücklich gemacht; deine Frau aber thut das sehr wahrscheinlich. Ihre Thränen, ihre Seufzer, werden uns um unsern Muth

bringen, ihre Klagen die finstern Wolken seyn, die uns den Himmel verdecken.

„Nein! nein!" rief der Einnehmer; „das wird sie nicht! gewiß nicht!" —

Ja, sie wird es, fuhr der Lieutenant immer wehmüthiger fort; denn du hast sie zu lieb, und ich auch. Ihr Gram wird unser Herz brechen: das ist unser Elend!

Du hältst meine Frau für feigherziger, als sie ist. Ich sage dir, sie wird muthiger seyn, als wir Beide glauben. Freilich kann sie anfangs unsre Armuth stärker fühlen, als wir; sie wird aber dagegen streben, dagegen arbeiten. Wir haben mehr Muth, doch sie hat mehr Geduld. Wüßte ich nur eine gute Manier, lieber Bruder, ihr beizubringen, daß wir viel ärmer sind, als sie glaubt, dann würdest du sehen, was meine Frau ist! Ich zittre nur vor der Minute, wo ich ihr sagen werde: wir sind arm, liebe Frau! vor etwas Andrem nicht.

Die beste Manier, seiner Frau das Unglück anzukündigen, hatte der Einnehmer, ohne es selbst zu wissen, getroffen; denn sie stand, als das Gespräch zwischen beiden Brüdern anhob, hinter der Tapetenthür, und hörte alles Wort für Wort. Sie erschrack darüber, daß

ihre ganze Art zu leben geändert werden müßte, und wollte in das Zimmer; doch in diesem Augenblick hörte sie sich nennen, und horchte nun wieder. Die Lobrede, die ihr Mann auf sie hielt, erhob ihre ganze Seele; und des Lieutenants so zärtlich gesagten Worte: „du hast sie zu lieb, und ich auch; ihr Gram wird uns das Herz brechen!" gaben ihr hohen Muth und hohe Kräfte. Sie wollte die Prophezeiung ihres Mannes in Erfüllung bringen, suchte sich muthig zu stellen, und wurde dadurch wirklich muthig. Ohne bemerkt worden zu seyn, ging sie leise zurück, und begegnete Antonien. Bei dieser machte sie den ersten Versuch mit ihrem Muthe. Antonie, sagte sie; halte dich auf das Schlimmste gefaßt. Du weißt von unserm Unglück erst das Wenigste. Aber ich bitte dich, mein Kind, laß uns muthig tragen, was Gott uns auflegt. Wir sind ärmer, als wir glaubten. Ich soll noch nichts wissen; doch ich habe ja wohl gemerkt, daß der Lieutenant einen Theil seines Vermögens hergegeben hat. — Antonie wurde blaß. Die Einnehmerin fuhr lächelnd fort: lerne von mir, mein Kind, daß alles vergänglich ist, zumal die Güter dieses Lebens. Was ist es denn nun mehr! Wir wer-

den in einem kleinen Hause wohnen, nur Ein Gericht essen, uns einfacher kleiden, aber bei Arbeit und mäßigem Leben glücklich seyn.

Antonie erstaunte über die Fassung ihrer Großmutter, küßte ihr die Hand mit Ehrerbietung, und sagte, wie sehr sie diesen Muth bewundere. Die Einnehmerin fühlte sich bei diesem Lobe so glücklich, daß ihre Stimmung ganz heiter wurde, und daß sie sich vornahm, ihren Mann und ihren Schwager mit einem Muthe zu überraschen, welchen ihr keiner von Beiden zutrauen sollte.

Der Einnehmer entschloß sich, seiner Frau noch heute alles zu sagen. Er machte einen weitläuftigen Eingang; sie unterbrach ihn aber lächelnd: du hast mir gewiß ein neues Unglück anzukündigen. Vielleicht errathe ich schon, was es ist.

„So? und was wäre es denn? fragte er verlegen.

Daß wir ärmer sind, als wir dachten, daß der Schwager einen Theil seines Vermögens aufgeopfert hat, dich zu retten: nicht wahr? Ich lese in deinen Augen, daß ich es getroffen habe. Nun, wenn uns nur etwas bleibt, so fasse wieder Muth, lieber Mann. Der eigent-

lichen Bedürfnisse sind ja so wenige! — Hier trat der Lieutenant mit einem freudigen Gesichte näher. — Du dauerst mich nur, lieber Mann, fuhr sie fort; und der Bruder. Männer wissen sich nicht gut in kleine Entbehrungen zu finden; wir Weiber schon besser, weil das Entbehren, wie du öfters sagst, unser Triumph ist. Eine Frau, habe ich wohl sonst von dir gehört, kann Salz und Brod essen, um nach einem Vierteljahre eine große Gasterei zu geben. Sieh, wenn wir entbehren, so will ich immer denken, ich habe eine große Gasterei vor mir. — Der Lieutenant legte seine Hand vertraulich auf den Arm seiner Schwägerin; der Einnehmer stand mit großen Augen da. — Was ist es denn nun mehr? fuhr sie fort; wir schränken uns ein; und dessen, Gott Lob! schäme ich mich nicht, weil es nichts Böses ist. Das habe ich Antonien schon lange gesagt. Nicht wahr, mein Kind?

Jetzt trat der Lieutenant ehrerbietig vor sie hin, und küßte ihr die Hand, so viel sie sich auch sträubte. „Frau! liebe Frau! sagte der Einnehmer in einem ganz ungewöhnlichen Tone: „Gott segne dich! und wen er lieb hat, dem gebe er ein Weib, wie du eins bist!“ Er legte

mit dem Ausdrucke der hochachtungsvollsten Zärtlichkeit seine Arme um ihren Hals, und machte sie dadurch noch muthiger. Beide Männer sagten ihr nun alles ganz offen; sie blieb aber heiter, wußte für alles guten Rath, konnte noch mehr entbehren, hielt sich noch immer für reich, und gab schon an, wie sie künftig die kleine Haushaltung einrichten wollte.

Der Einnehmer ging, während daß seine Frau und sein Bruder noch mit einander sprachen, wie in einer großen Bewegung, das Zimmer auf und nieder. Sein Auge, das fast nie geweint hatte, füllte sich jetzt mit Thränen, und glänzte dennoch von Freude. Auf einmal streckte er die Arme aus, und sagte: „du gedachtest es böse mit mir zu machen; aber . . ." — Hier warf er sich seiner Frau in die Arme, und rief: „liebes, edelstes Weib! Ich bin — Gott ist mein Zeuge! — nie in meinem Leben so glücklich gewesen, wie in diesem Augenblick. Welch eine Frau habe ich! Ich bin stolz darauf, dein Mann zu seyn. Du bist besser, als ich!"

So hatte ihr Mann sie noch nie geehrt. Sie setzte sich, mit den stolzesten Gefühlen und mit Freudenthränen in den Augen, neben ihn.

O, gütiger Gott! sagte der Lieutenant, und hob die gefalteten Hände auf: mein Herz, das der Schmerz brechen wollte, bricht nun die Freude!

Antonie, die so eben herein trat, und die Freude in Aller Augen sah, fragte: lieber Großvater, sind Sie für unschuldig erklärt?

„Nein," erwiederte der Einnehmer; „doch unser Unglück hat aufgehört, und ist in Freude verwandelt."

Alle vier schlangen die Arme um einander, und schwuren sich ewige Liebe, ewigen Muth, ewige Tugend. „Und wäre auch keine Unsterblichkeit," sagte der Einnehmer, „so gäbe es doch Tugenden für den sterblichen Menschen: Muth im Unglück zum Beispiel. Aber, Gott Lob! wir sind unsterblich. Diese Umarmung hätte mich davon überzeugt, wenn ich es nicht schon gewesen wäre. O warum ist unser Wilhelm nicht hier!" — Wie begeistert stand der alte Mann jetzt da, mit einem Ausdruck im Gesichte, der bei allen Andern einen heiligen Schauder erregte. Er hob die gefalteten Hände mit einer sanften Bewegung auf, und sagte in sehr zärtlichen Tönen: „du gedachtest es böse mit mir zu machen! Gott verzeihe dir! Ich bin

glücklich, — glücklicher, als ich es je zu werden hoffen konnte."

Wer gedachte denn, es böse mit dir zu machen? — Weißt du denn etwa, wer an unsrem Unglück Schuld ist? fragten Frau und Bruder.

„Ja," antwortete der Einnehmer; „und ich hatte schon auf eine bittre Rache an dem Menschen gesonnen. Doch nun ist es vorbei. Gott verzeihe ihm; ich habe ihm nichts mehr zu verzeihen. Ich bitte Euch, stimmt mit ein: Gott verzeihe ihm!" — Gott verzeihe ihm! sagten auch die Andern mit sehr bewegten Herzen. Alle fühlten, daß diese Minute sie besser, gütiger, heiterer gemacht hatte. Der Einnehmer war auf einmal sanfter geworden. Er sagte: „ich bin bekehrt, Bruder, wie Saulus; denn ich habe den Himmel offen gesehen, wie er. So hat sich unser Gram in die süßeste Freude verwandelt!"

Die wenigen Tage, welche die Familie noch im Steuerhause bleiben konnte, gingen bald vorüber. Der neue Steuereinnehmer kam im Städtchen an, und den folgenden Tag sollte die Familie das Haus verlassen, worin sie so lange glücklich gewesen war. Bis hieher hatte die Einnehmerin ihren Muth behalten; doch jetzt wech-

selten in ihrer Seele Angst und Schmerz, die sie aber unterdrückte, um nicht in den Augen ihres Mannes und des Lieutenants zu verlieren.

Bei dem Ausräumen fand der Einnehmer seine Baurede wieder, die er vor mehr als zwanzig Jahren gemacht hatte. Er nahm sie in die Hand, und sah seinen Bruder an. Was ist das für ein Papier? fragte dieser. „Es ist die Baurede, die ich vor — wie lange ist es her?" —

Ach die! sagte der Lieutenant. Lies sie uns heute ganz vor. Wir hörten sie damals nur halb. —

„Es ist seltsam, daß es sich so trifft, so treffen muß. Die eine Hälfte der Baurede las ich vor, als wir das Haus bezogen; die andere lese ich den Abend vorher, ehe wir es verlassen. Nun so hört zu!"

Der Einnehmer kam zu der Stelle: „Freude soll diese Zimmer einweihen, Friede auf jeder Schwelle sitzen, ein sanfter Schlaf auf jedem Kopfkissen ruhen, und keine Thräne des Kummers den Boden benetzen!" — „Habe ich nicht Wort gehalten?" unterbrach er sich. „Liebe Frau, laß uns morgen freudig die Zimmer verlassen, und den Frieden mit uns über die Schwelle treten! Guter Gott, in den vielen

langen Jahren haben nur Freudenthränen unsre Wangen benetzt. Laßt uns einmal unsern Kummer zusammen rechnen! Ich habe keinen gehabt, du auch nicht, liebe Frau, und der Bruder noch weniger. Antonie? Nun in ihren Jahren ist der Kummer nur eine stärkere Bewegung des Herzens, und beinahe so angenehm, wie die Freude." – Antonie hüllte das Gesicht in ihr Taschentuch, und dachte: hoffnungslose ewige Liebe!

Als er zu der Stelle kam: „Man wird einen von uns nach dem andern hinaus tragen!" wurde seine Stimme weicher, und die Zuhörer seufzten lauter. O, wollte Gott, sagte die Einnehmerin, du hättest richtig prophezeiet! Wir werden nicht hinaus getragen, wir gehen hinaus, und uns begleiten Blicke voll Spott, voll Hohn. — Blicke voll Mitleiden, hoffe ich zu Gott! sagte der Lieutenant; und wir wollen fröhlich hinaus gehen.

Der Einnehmer fing wieder an zu lesen. Die Worte: „Aber wenn ich auch dieses Haus nur auf einen Monat, wie ein wandernder Schauspieler, gemiethet habe," las er mit weicherer Stimme; doch bald erhob er sie wieder: „ich will jedem Menschen auf der Schwelle sagen:

Sey willkommen in meiner Hütte." — „Ja," unterbrach er sich, „mit frohem Muthe will ich morgen auch zu meinem Nachfolger sagen: sey willkommen in dieser Hütte! Gott gebe dir Freude darin, so viel, wie mir; und du wirst ein glücklicher Mann seyn! Gott gebe dir einen Freund, und eine Frau, wie ich sie hatte, und Kinder — O, warum muß Wilhelm nicht bei uns seyn!"

Bei der Stelle: „Ihr (meiner Frau und meines Bruders) Leiden würde mich niederstürzen, ihre Klage in das Innerste meines Herzens dringen," öffnete der Lieutenant wieder das Fenster, und mit eben den Empfindungen, wie bei dem ersten Vorlesen: so einfach, so ungekünstelt war des Mannes Herz!

Nun las der Einnehmer weiter: „O, warum habe ich kein Kind? . . . Warum hat mein Bruder keins?" — „Hier, Lieutenant, sagtest du: ich habe eins, Bruder, und machtest der Baurede ein Ende. So hat Gott selbst die unmöglich scheinenden Wünsche unsrer Herzen erfüllt. Komm, Antonie! das schrieb ich vor einigen und zwanzig Jahren; und jetzt hab' ich dich in meinem Arme. O, warum kann

ich nicht den andern Arm um unsern Wilhelm legen!"

Denke heute nicht wieder an Wilhelm, Bruder; du machst mich sonst zu weich. Ich bitte dich, lies weiter. —

Der Einnehmer las: „Warum, o, warum sind nicht wir selbst Kinder, heitere, freundliche Kinder des himmlischen Vaters? Haben wir denn nicht die edelsten, theuersten, heiligsten Hoffnungen, in deren Schimmer das Dunkel des Grams sich in Licht verwandelt? Warum wenden wir unsere Blicke nicht von dem mitternächtlichen, stürmischen Westen auf den freundlichen Ost, wo die Morgenröthe zitternd hervorbricht, und der Morgenstern funkelt? Hat denn nicht jedes kummervolle Herz eine hoffnungsreiche Morgenröthe, die in der dunkelsten Nacht am hellsten schimmert? Geht denn nicht das Licht des ewigen Lebens hoch über der Winternacht des Unglücks dahin, wie der Mond im Winter höher am Himmel heraufkommt? Sehen wir denn nicht aus den Abgründen des Elendes die leuchtenden Sterne der Hoffnung, wie der Bergmann im tiefen Schachte am Tage die Sterne erblickt? Kann denn nicht der Unglückliche sein wundes Herz an ein andres legen,

das er liebt, und das ihn liebt? Und wenn es uns an allem fehlte — an einem Herzen, das uns liebt, und das wir lieben, gewiß nicht. O guter Gott, muß dieses Haus uns seufzen hören, so laß uns nur unsere Herzen voll Liebe; dann soll uns dein Geschick wie ein Verwandter willkommen seyn! Und ist denn nicht das Unglück der Verwandte, oder — wie der gemeine Mann einen Verwandten sehr gut benennt — der Freund des Menschen? Soll der Schmerz über unsere Schwelle treten, so sey er ein weinender Engel, nicht eine rächende Furie! Dann wird meine Hütte gesegnet seyn!"

„Das letzte Haus? Eng, klein und dunkel. Aber ruhig! sagte der Meister. So dunkel, so eng es ist, ich werde es willkommen heißen, eben weil es so ruhig ist. Wornach sehnt sich der Mensch? wornach strebt er? Nach Ruhe! O, daß ich dieses Haus, wenn ich es verlassen muß, mit eben dem Muthe, mit eben der Freude verließe, womit ich es betreten habe! O, daß wir, meine Frau, mein Bruder und ich — freilich wünsche ich eine Unmöglichkeit; aber wünschen ist ja so menschlich! daß wir Drei es in Einer Minute verlassen könnten!" —

Leider! sagte hier die Einnehmerin; dein Wunsch ist erfüllt! Wir verlassen es alle Drei auf einmal, in Einer Minute. Ach, man sollte Gott mit solchen Wünschen nicht versuchen!

Der Einnehmer fuhr fort zu lesen: „Freudig würde meine Frau, wie als Braut vor dem Altare, meine Hand ergreifen, und muthig mit mir gehen, wohin das Schicksal uns führte: in das helle Licht der Ewigkeit. Lächelnd würden wir Alle die Arme um einander schlingen, und so . . ."

So! ja, so! rief der Lieutenant, indem er aufsprang, und die Einnehmerin und seinen Bruder umfaßte: so! wohin Gott uns führt, in ein kleines Haus oder in das Grab! . . . Doch ich habe dich unterbrochen, lieber Bruder.

„Nein; denn die Rede ist zu Ende. Sie kann sich nicht besser schließen." „So, froh, heiter, muthig, von einander umfaßt, wollen wir gehen, wohin das Schicksal uns führt, in ein kleines Haus oder in das Grab."

Sie umfaßten einander in herzlicher Liebe, und gingen ruhiger, als sie selbst es gehofft hatten, zu Bette.

27.
Die Rache.

Am folgenden Morgen kam der neue Einnehmer, um sich in den Besitz seiner Wohnung zu setzen. Rautenbach ging ihm entgegen, und sagte wirklich: „seyn Sie willkommen in meiner Hütte!" Der Mann war aber hart, finster, und hatte Vorurtheile gegen die Familie. Er fragte kalt und mit gerunzelter Stirn: wann kann ich einziehen? Rautenbach verstand die Frage, und antwortete ganz ruhig: in zwei Stunden. Er setzte sich, als sein Nachfolger wieder weggegangen war, mit seiner Familie zum Frühstück nieder. Seine Frau war den ganzen Morgen sehr unruhig und wortarm gewesen. Als der neue Steuereinnehmer in das Zimmer trat, erblaßte sie, und seine Antworten machten sie noch unruhiger. Ihr Mann bat sie, den Muth nicht zu verlieren. Nein, erwiederte sie ihm, ich will diesen Gang — ach, es ist der schwerste in meinem Leben! — mit Freuden thun. Aber versprich mir nur Eins, und ich will ruhig seyn. — (Alle horchten.) Du hast uns ein

kleines Haus im Städtchen gemiethet; aber — ich kann hier nicht wohnen bleiben, hier, wo wir im Glücke gelebt haben. Halte das nicht für Hochmuth, lieber Mann; das ist es nicht. Doch, aus Allem, was wir thäten, würde man uns hier einen Vorwurf machen. Wären wir demüthig, so würde man uns niederträchtig nennen; wären wir muthig, so hießen wir hochmüthig, verstockt. Ich würde hier mein Brod mit Thränen essen; denn ich müßte hier spottende, hohnlachende Blicke sehen.

„Du hast Recht, liebe Frau," sagte der Einnehmer; „und willst du dich nur einen Tag gedulden, so . . ."

Wenn du mich lieb hast, so laß uns keine Stunde länger hier im Orte bleiben. Wir können ja nach Schlagdorf ziehen. Das Haus ist leer, und der Eigenthümer schrieb dir ja, du möchtest kommen, so bald du wolltest. Der Wagen mit dem Allernothwendigsten ist gepackt. Ich bitte dich, lieber Mann, laß uns die Stadt noch heute verlassen!

Der Einnehmer willigte ein. Er bestellte sogleich, daß der beladene Wagen nach Schlagdorf fahren sollte, und gab dem Knecht einen Brief an den Eigenthümer des Hauses mit.

Der Lieutenant sagte die im Städtchen gemiethete Wohnung wieder auf. Eine Magd wurde zu dem Fuhrmann geschickt, der die Familie nach Schlagdorf fahren, und noch einige Sachen mit dahin nehmen sollte. Das verursachte einige Zögerungen; und so kam der neue Einnehmer, ehe die Familie das Haus verlassen hatte.

Rautenbach sagte ihm, wie es zuginge, daß er sie noch hier fände. — Der harte Mensch erwiederte mit einem finstern Gesichte: Sie hätten das früher bedenken sollen! Kurz und gut, ich . . . Sie bringen mich in Verlegenheit. Rautenbach zog seinen Ueberrock an, seine Frau nahm ihre Enveloppe, Antonie war bereit, und der Lieutenant kam in diesem Augenblicke mit der Nachricht, daß alles in Ordnung wäre, bis auf den Wagen, der aber bald kommen müßte.

Die Magd blieb bei den Koffern, die aufgepackt werden sollten, und die Familie verließ ihr bisheriges Wohnhaus, das der neue Einnehmer sogleich hinter ihnen zumachte. Dies schmerzte die Einnehmerin vorzüglich. Sie zog ihren Mann von dem Hofe weg, durch den Garten, und gegen das Wäldchen hin, wo die

Kapelle stand. Hier, sagte sie am Wäldchen, laß uns den Wagen erwarten!

Die Magd brachte endlich die Nachricht, daß der Fuhrmann erst in einer Stunde kommen könnte. Nun setzte sich die Familie in den Schatten der Buchen, unter denen sie oft so froh gewesen war. Ohne Obdach! seufzte die Einnehmerin. „Unter dem schönsten!" sagte ihr Mann mit sanfter Stimme: „unter einem reinen, hellen Himmel! . . . Ich wollte indeß, der Wagen käme; denn sonst — ich sehe schon voraus, diese Kleinigkeit, das Warten hier mit unsern Bündelchen, wird uns um allen Muth, um alle Freude bringen. Es ist das Schlimmste an der ganzen Geschichte. Bruder, nun sag mir nur ein Wort von der Erhabenheit des Menschen! Ja, er steht muthig da, wenn der Himmel über ihm zusammenbricht. Aber eine Kleinigkeit wie diese, z. B. das Warten auf das Annähen eines abgerissenen Knopfes, wenn er so eben fort will: das ist ein Unglück, bei dem er die Geduld verliert. Wer Muth hat, der zeige ihn jetzt! Meine Frau hat ihn schon halb verloren."

Er wollte seine Gattin wieder erheitern; doch ihr Gesicht wurde immer finsterer. Antonie fand indeß das rechte Mittel, sie über diese

schweren Augenblicke weg zu bringen. Sie schnitt mit einem Messerchen Falten in ihrem Rocke von dem Gürtel ab. Der Einnehmer bemerkte es, und wollte ihr schon etwas über diese Seltsamkeit sagen; sie winkte ihm aber zu, er möchte schweigen. Dann trat sie vor die Einnehmerin hin, und diese sagte: Antonie, dein Rock ist ja aus den Falten! Der Schade wurde besichtigt, und mußte nothwendig wieder ausgebessert werden. Die Einnehmerin suchte Zwirn hervor, nähete eifrig, und vergaß so den größten Theil ihres Kummers.

Verstohlen streichelte Rautenbach seine Enkelin über die Wange. In diesem Augenblicke kam der Syndikus Riemann um die Ecke des Wäldchens, und stand vor der unglücklichen Familie. Ah, sieh da! sieh da! sagte er mit grinsender Freundlichkeit: ich hörte ja! Sie wären schon nach Schlagdorf abgereis't? Wie find' ich Sie denn hier?

Rautenbach faßte seine Hand, führte ihn in den kleinen Kreis der Familie, und sagte lächelnd: „wir haben heute das Haus, welches uns durch lange Gewohnheit lieb geworden war, verlassen, und sitzen hier in dem Schatten eines Waldes, weil wir kein Dach haben, unter dem

wir sitzen könnten. Glauben Sie uns, Herr Syndikus, der Gang über die Hausschwelle ist uns recht schwer geworden. In den Augen meiner Frau hangen noch Tropfen, die ihr der Eine Schritt ausgepreßt hat." — Der Syndikus wurde erschüttert. — „Es ist gut," fuhr der Einnehmer fort, „wenn ein Mensch zuweilen eine verlassene unglückliche Familie sieht. Hier ist eine sehr unglückliche, tief gestürzte, und tief gekränkte. Die Scene, die Sie hier vor sich haben, ergreift Sie, wie ich merke. Das freuet mich. Ich wünschte, der Anblick einer betrübten Mutter, dort des weinenden Kindes, hier des Mannes, der arm wurde, um mich zu retten, und der Anblick meiner, eines Mannes, dem man Vermögen, Ehre, Brod, und Alles nahm, was Menschen nehmen können — ich wünschte, daß dieser Anblick Ihr Herz umwendete: so wären wir die einzige Familie, die durch Sie unglücklich wurde. Denn ich hoffe zu Gott, daß wir die erste sind, an der Sie versuchen, wie süß die Rache ist."

Herr Einnehmer! sagte der Syndikus leichenblaß und zitternd: wie! Sie beschuldigen mich . . . ? Sie . . .

„Daß ich die Wahrheit gesagt habe, bezeugt Ihr inneres Erbeben, Herr Syndikus, und dieser Brief von dem Kammerrath Horn. — (Der Syndikus erblaßte noch mehr.) — — „Ich hatte mir vorgenommen zu schweigen, und wirklich erfährt meine Familie erst jezt, wer uns stürzte. Das Schweigen kostete mir auch keine Mühe; denn Sie haben uns arm gemacht, aber nicht unglücklich. Doch da der Rachengel Sie gerade in diesem Augenblick hieher führt . . . Ich hoffe" (hier faßte er des Syndikus Hand) „der Anblick, den Sie hier haben, wird Sie abhalten, noch einmal eine ähnliche Handlung zu begehen. Verziehen haben wir Ihnen Alle schon gestern, da wir uns, mit Freudenthränen in den Augen, umarmt hielten. Die Meinigen wußten nicht, wem sie verziehen. Jetzt wissen sie es, und ich hoffe, sie werden in das letzte Wort, welches ich Ihnen noch sagen will, einstimmen: ich verzeihe Ihnen von Herzen! Und nun leben Sie wohl!"

Der Syndikus ging, tief erschüttert und halb taumelnd, schnell in das Wäldchen, und von da nach Hause. Er fühlte die Reue an seinem Herzen nagen, so lange er noch lebte.

Dieser Auftritt hatte den Lieutenant sehr

bewegt. Er drückte seinem Bruder die Hand, und sagte: edler Mensch! Du kanntest deinen Feind; und noch vorgestern, als wir mit ihm bei dem Prediger waren, habe ich nichts gemerkt! Aber wodurch ist er denn dein Feind geworden?

„Du hast mich gelobt; jetzt wirst du mich schelten. Daß wir hier sitzen, Bruder, ist freilich sein Werk, aber die Folge meiner Eitelkeit." — Er erzählte den Lauf der ganzen Sache, und machte dadurch seine Gattin augenscheinlich heiter. Alle fanden es nun gut, daß sie nicht mehr in der Nähe eines solchen Mannes zu leben brauchten. Antonie versteckte indessen alle Bündelchen, welche sie und die Uebrigen getragen hatten, in die Gebüsche, so daß die Einnehmerin durch nichts mehr an ihre Lage erinnert werden konnte. Das nun sehr lebhafte Gespräch zerstreuete sie, und sie saß ganz ruhig in dem Schatten der alten Buchen, ohne zu bemerken, daß die Stunde, welche der Wagen noch hatte ausbleiben sollen, schon längst vorüber war.

28.

Wilhelm kommt an.

Es giebt Augenblicke — sagte der Lieutenant gerührt, nicht mißmuthig, — Augenblicke, wo der Mensch von allen Menschen hinweg, und nur auf Gott sehen muß.

„Das sollte er immer thun!" erwiederte der Einnehmer; „denn was bleibt Gutes am Leben, wenn wir dabei nicht an Gott denken!"

Ich meine, es giebt Augenblicke, wo man auf Hülfe von Menschen gar nicht rechnen darf, wo nur ein Wunder Gottes retten kann; und ich glaube, daß jetzt . . .

. . . „einer von diesen Augenblicken ist? lieber Bruder," fuhr der Einnehmer in einem ernsten Tone fort: „du warst von je her zu fromm, um auf Wunder viel zu halten. Gott wolle nicht, daß du glaubest, hier unter diesen Bäumen wäre das größte Elend auf der Erde! Nein, so arg ist es nicht. Ich hoffe noch auf Menschen, auf mich selbst. Meine Frau meinte, Gott müsse die Bosheit meiner Feinde an den Tag bringen. Warum müßte er denn? Weil

es uns gut wäre? Sieh! so verwechselt der Mensch immer sein Wohl mit dem Wohl der ganzen Welt. Ich möchte nicht einmal durch ein Wunder geretet seyn; es würde mich hochmüthig, hartnäckig und träge machen. Sind denn nicht auch Menschen Boten Gottes? Daß man unter den Raben, die den Propheten in der Wüste speißten, jetzt Menschen versteht, hat mir innerlich wohl gethan. Und, fragte ich einmal einen Theologen; wenn es Menschen waren: sendete Gott nicht auch die?"

In diesem Augenblicke stürzte laut schluchzend ein Mensch um die Gebüsche – Wilhelm, der verlorne, ersehnte Sohn. Alle sprangen auf, so wie sie ihn erblickten; und er faßte sie, ohne ein Wort zu sagen, in seine Arme. Ganz außer sich, ergriff er die Hand der geliebten Mutter, küßte sie mit großer Heftigkeit, und breitete dann die Arme nach den Andern aus, die noch immer weinend, und ohne eine Sylbe sprechen zu können, da standen.

„Wilhelm!" sagte endlich der Einnehmer, der sich zuerst wieder faßte; „du betrübst die Mutter mit deinem Schmerze! Erhole dich, und sey ein Mann!"

Es währte lange, ehe Alle so weit waren,

daß sie zu gegenseitigen Erklärungen kommen konnten. „Welcher gute Engel,“ fragte der Einnehmer, „führt dich gerade jetzt zu uns, Wilhelm? Wo bist du gewesen? wie ist es dir gegangen, du Flüchtling? woher kommst du?

Ich komme, Sie zu mir zu nehmen, Sie Alle.

„Zu dir? Wußtest du denn . . .? Zu dir? Wie kannst du das?“

Ich bin Bergwerks- und Hütteninspektor in Georgsgrund. Mein Wagen ist hier.

„Nun Bruder, da hast du den Raben in der Wüste, den Boten Gottes! — Wußtest du denn unser Unglück?“

Ja, seit zwei Tagen, von der Mlle. Bellmann. Ihr Vater schrieb es. Ich warf mich in den Wagen; und hier bin ich.

„Also bei der Bellmann warst du?“ Antonie erröthete und zitterte ein wenig.) „Wilhelm du ließest uns kein Wort von dir hören! War das recht?“

Lieber Vater, sagte Wilhelm beschämt; jetzt seh' ich wohl, daß es besser gewesen wäre, wenn ich Ihnen von Zeit zu Zeit geschrieben hätte. Doch — wer weiß auch! . . . Ich war nun einmal entschlossen, nicht eher etwas von mir

hören zu lassen, als bis ich versorgt wäre. Das bin ich jetzt, und nun ist alles gut. Sie werden wieder glücklich leben, meine theuren Eltern. Ich wohne in einem Paradiese, und meine Einnahme ist sehr beträchtlich. Ein glücklicheres Haus, als das unsrige, soll unter der Sonne nicht seyn!

Hier fiel die Mutter dem Sohn um den Hals, und sagte, vor Freude weinend: o, lieber Mann, nun weiß ich wieder, daß ein Gott ist! —

„Auch in meinen, in des Schwagers, und in Antoniens Armen hättest du das immer wissen sollen!" sagte der Einnehmer ein wenig finster. „Daß Wilhelm dich liebt, ist das Hohe, das Göttliche an der Sache; daß er Hütteninspektor ist . . ." —

Bruder, laß ihr doch den süßen Glauben, daß sich hier der Finger Gottes zeigt, daß Er unsern Wilhelm zurückgesendet hat.

„Diesen Glauben habe ich eben so, wie sie. Aber du hörst ja, was sie sagt! Hätte Gott ihn nicht gesendet: — was würde sie dann glauben? Was ist denn Wunderbares dabei? Wir lieben ihn, und haben ihm wohlgethan. Er liebt uns, und will uns nun vergelten, da wir

wir es bedürfen. Bruder, wir Alle haben das Wunder gethan, wenn es eins ist; ja, wir Alle mit unsrer Liebe zu ihm."

Der Einnehmer wurde im Disputiren hitzig und erreichte so glücklich seine Absicht, die heftigen Empfindungen seines Herzens zu schwächen. Als man endlich ruhiger wurde, erzählte Wilhelm sein Schicksal. Er verschwieg nur sein Verhältniß mit Henrietten; und von selbst konnte niemand auf den Gedanken kommen, daß er mit ihr in einer näheren Verbindung gewesen sey, da Herr Bellmann oft erzählt hatte, in welch einer glänzenden Lage seine Tochter lebe, und daß sie die gewisse Aussicht habe, an einen vornehmen und reichen Mann verheirathet zu werden.

Endlich kam der Wagen, und alle Fünf setzten sich hinein. Es wurde abgemacht, daß die Familie, sobald Wilhelm seine Stelle angetreten hätte, zu ihm kommen sollte. Niemanden von allen fiel es nur von fern ein, daß Wilhelm vielleicht Ursachen haben könnte, sie nicht gern bei sich zu sehen. Die beiden Brüder warfen einander vielmehr sehr freundliche Blicke zu, als in dem engen Wagen Wilhelm Antonien auf den Schooß nehmen mußte. Die arme

Antonie, welche das gegenseitige Lächeln derselben bemerkte, hörte nicht auf, zu erröthen, und dankte Gott, als der Wagen endlich vor der neuen Wohnung anhielt.

Sobald man im Hause war, trennten sich die beiden Brüder von der Gesellschaft, und die Einnehmerin folgte ihnen. Antonie erröhete; denn sie konnte leicht vermuthen, daß von ihr gesprochen werden würde. Bruder, sagte der Lieutenant, daß Wilhelm sich wieder eingefunden hat, und daß er uns zu sich nimmt, ist ganz natürlich. Ich habe während des Fahrens überlegt, daß es sogar um so besser ist, je natürlicher alles zugeht. Aber, lieber Bruder, — wenn doch die Zwillinge einmal Antonie und Wilhelm hießen!

„Das wäre, wenn es geschähe — was Gott geben mag! — noch natürlicher. Die Wahrheit zu gestehen, ich konnte diesen Gedanken auf dem ganzen Wege hieher nicht aus dem Kopfe bringen. Das arme Mädchen mag da auf seinem Schooße, und von ihm umfaßt, wohl nicht auf Rosen gesessen haben!"

Ich halte das für ein Omen, Bruder, und wenn du mich auch für abergläubisch erklärtest.

„Für ein Omen würde ich es halten, wenn er

er mit ihr allein im Wagen gesessen, und sie dann auf dem Schooße gehabt hätte. Uebrigens will ich dir noch heute sagen, ob dein Omen eintreffen wird oder nicht."

Der Einnehmer hielt Wort. Sobald er mit Wilhelm allein war, fragte er ihn offen um den Zustand seines Herzens. „Du liebtest die Bellmann einmal. Nun, habe ich nicht Recht, daß die Liebe vergänglich ist?"

Wilhelm antwortete nach einem Seufzer: ich liebe sie noch immer, und habe nie aufgehört sie zu lieben.

„Hm! . . . Und deine Hoffnungen, mein Sohn? So viel Henriettens Vater mir erzählt hat, . . ." —

Ich habe die Hoffnung, ihre Hand zu bekommen, beinahe aufgegeben! erwiederte Wilhelm mit einem tieferen Seufzer.

Der Einnehmer erkundigte sich nun nach der Art seines Umganges mit Henrietten, und brachte dadurch den Jüngling in die peinlichste Verlegenheit. Wilhelm hatte Henrietten verlassen, um seinem Wohlthäter zu vergelten, und durfte nun nicht einmal gestehen, wie nahe er daran gewesen war, durch die Hand seiner Geliebten glücklich zu werden; denn sonst konnte

ja der gute Alte sein Anerbieten, ihn zu sich zu nehmen, ausschlagen. Er verrieth sich mit keinem Worte; doch — noch immer hoffte er, Henrietten bald zu überzeugen, daß er nur so, und nicht anders, habe handeln können. —

Der Einnehmer sagte seinem Bruder noch diesen Abend: „dein Omen trügt. Das Gestirn behält seinen alten Namen. Indeß ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Wilhelm liebt die Bellmann; doch, wie es scheint, hängt sie ihm zu hoch: sie ist zu vornehm, zu stolz geworden.“ —

Nach einigen Tagen reiste Wilhelm wieder ab, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und die Familie richtete sich ein, etwa einen Monat in Schlagdorf zu bleiben. Alle waren wieder heiter und voll Höffnung, nur nicht Antonie. Diese wurde schon an dem letzten Tage vor Wilhelms Abreise tiefsinnig, und ihre Schwermuth vergrößerte sich von Stunde zu Stunde.

Man errieth die Ursache hiervon, wie natürlich. Bruder, sagte der Lieutenant, ich wollte Gott mit lauter Stimme loben, wenn du ein Mittel wüßtest, Antonien von ihrem Gram zu befreien.

„Das ist eine schwere Kur! Ja, wenn ich

dem armen Kinde Hoffnung machen dürfte! Aber Antonie liebt ohne Hoffnung!"

Warum dürftest du ihr die nicht machen? Stehen denn nicht auch die Herzen in Gottes Hand? Gieb ihr Hoffnung, Bruder! Es ist ja so wenig!

„So viel, willst du sagen. Wenn sie nun wieder hoffte, wenn ihr halb erstorbenes Herz sich wieder belebte, und einer von uns Beiden dem armen Mädchen dann sagen müßte: es ist alles verlohren; er liebt noch immer Henrietten! Und wenn dann ihr Schmerz noch heftiger würde; wenn sie uns mit erlöschenden Augen ansähe, und sagte: warum gabet ihr mir Hoffnung!"

Der Lieutenant unterbrach seinen Bruder mit bebender Stimme: höre auf! ich bitte dich, höre auf! . . . Aber das arme Kind — es war doch schon heiterer.

„Sie fühlt, daß sie jetzt wieder in der Flamme leben soll. . . . Einmal hat sie den Schmerz schon überwunden, und zwar mit Großmuth. Womit soll sie ihn jetzt überwinden? Damals konnte sie handeln: das linderte ihren Schmerz. Jetzt aber soll sie sich dem Schmerze geduldig wieder hingeben: davor zittert das arme Mäd-

chen. Doch reden müssen wir mit ihr. In unserer Freude darüber, daß wir aufs neue mit Wilhelmen leben sollen, haben wir das Herz der armen, trostlosen Antonie vergessen. Da kommt sie!"

„Antonie," sagte der Einnehmer sanft, „wir, mein guter Bruder und ich, überlegten da ein Stück aus unserm Lebenslauf. Am Ende fanden wir denn heraus: es geht im Leben nicht so gut, wie man hofft, aber auch nie so schlimm, wie man fürchtet. Dir stehen jetzt die Augen immer voll Thränen. Setze dich zu uns, mein Kind. Was fehlt dir? Sag es uns aufrichtig."

Antonie wollte sich Anfangs verbergen; der Einnehmer wurde aber ungeduldig, und sagte ihr auf den Kopf zu: Liebe zu ihrem Bruder sey die Ursache ihrer Traurigkeit. Sie gestand das endlich; doch dabei schien ihr Herz zu brechen. In ihrem Gesichte und ihrer Stellung lag nicht ein wilder Schmerz, nicht ein sanfter, wehmüthiger Gram, sondern beinahe das schwere, geduldige Leiden einer Sterbenden.

Ihre sanften, aber jammervollen Töne brachten dem Lieutenant Thränen in die Augen. Auch der Einnehmer wurde dadurch so erschüttert,

daß er seinen, noch vor einer Viertelstunde geäußerten, Vorsatz aufgab, die Unglückliche in seine Arme faßte, und mit tröstender Stimme sagte: „Antonie, ich sehe schönen Tagen für dich entgegen. Fasse Muth und habe Hoffnung! Wilhelms Liebe zu Henrietten ist wahrhaftig im Abnehmen; und sind wir erst bei ihm, auf dem Lande, wo er das verwünschte Mädchen nicht mehr sieht, dann wird es ganz anders werden. . . . Mein Herzenskind, du bist dann alle Tage, fast jeden Augenblick, bei ihm. Ich weiß ja, wie es mit jungen Leuten geht. Du wirst sehen, nach sechs Wochen hat er Henrietten rein vergessen. Ich und der Lieutenant, wir wollen noch auf deiner Hochzeit tanzen."

Antonie schüttelte bei jeder Versicherung des Einnehmers schweigend den niedergesenkten Kopf, und ihr Schmerz schien noch stärker zu werden. — Bruder, sagte der Lieutenant zitternd; hier giebt es ein Unglück! Ach, unsre Herzen werden brechen, das seh' ich schon voraus.

„Was brechen! vor Freude recht hoch schlagen! Antonie, habe guten Muth! Ich weiß ja, was mir Wilhelm gesagt hat!"

Hier hob Antonie das bleiche Gesicht auf,

und sagte: wenn Sie es denn wissen, wenn er mit Ihnen geredet hat: welche andre Hoffnung bleibt mir übrig, als das Grab!

Gott erbarme sich! jammerte der Lieutenant. Der Einnehmer aber versicherte: Antonie sey ihrem Glücke näher, als sie glaube.

Schmerzlich lächelnd erwiederte sie: Henriette liebt meinen Bruder, und ich weiß, daß sie Beide verlobt sind!

Der Einnehmer erschrack. „Wie? das weißt du, Antonie? von ihm selbst weißt du das?"

Ja, lieber Großvater. Sie haben entweder schon Verlobung gehabt, oder es fehlt doch daran weiter nichts mehr, als eine Förmlichkeit. Vielleicht — setzte sie heftig zitternd hinzu — sind wir sogar das einzige Hinderniß seiner Heirath.

„Unmöglich!" erwiederte der Einnehmer. „Er hat mir gesagt: ich habe beinahe alle Hoffnung aufgegeben, Henriettens Hand zu erhalten."

Ja, beinahe! . . . Warum soll ich Ihnen nicht alles sagen! . . . Lieber Großvater! ich hatte aufs neue Hoffnung gefaßt, und sprach mit ihm von Henrietten. Er gerieth in Verlegenheit, und erzählte mir dann, wie er sie

wiedergefunden habe. Aus einigen Worten, die ihm entfielen, konnte ich mit Sicherheit vermuthen, daß er mit ihr verlobt seyn müßte. Ich sagte ihm das. Nun gerieth er in große Verwirrung, und faßte meine Hand mit den Worten: „o, Schwester, daß ich die Eltern und dich zu mir nehmen kann, das macht mich so froh! Ich hätte glücklich seyn können, wenn ich nicht jetzt so glücklich wäre!" . . . Was soll das heißen? Er hätte glücklich seyn können, wenn er nicht jetzt so glücklich wäre! Ich drang in ihn, mir das Räthsel zu erklären; er bog aber aus, und wollte am Ende sogar läugnen, daß er so etwas gesagt hätte. O, ich weiß, daß ich unglücklich bin, und ich fürchte . . . —

Der Einnehmer verrieth in allen seinen Bewegungen die peinlichste Unruhe. „Laßt das gut seyn," sagte er zuletzt; „wir wollen die Sache überlegen." – Er sprach, sobald er konnte, mit Antonien unter vier Augen, ließ sich das ganze Gespräch zwischen ihr und Wilhelmen wiederholen, und sah nun freilich, daß dieser ihm nicht alles gesagt hatte. Er sann eine Weile nach; dann faßte er auf einmal Antoniens Hand, und sagte: „mein Kind, hast du

Muth genug, noch einmal dem Schimmer einer, vielleicht eitlen, Hoffnung nachzugehen, so bleib ruhig, und laß Gott walten." — Er streichelte ihr die Wange, und verließ sie.

Antonie hörte nun bestimmt davon reden, daß man nach Georgsgrund ziehen würde. Wilhelm kam noch einmal; der Einnehmer vermied aber sichtlich alle Gelegenheit, mit ihm allein zu reden. Antonie horchte aufs neue bei ihrem Bruder hin, und sie wurde in ihrer Vermuthung bestärkt, daß er durch die Aufnahme der Familie in seinem Glücke gestört werde. Jetzt schrieb sie Henrietten einen sehr rührenden Brief über Wilhelms Liebe zu ihr und über seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter. Sie bat ihre Freundin, die Verbindung mit ihrem Bruder ja nicht abzubrechen, sondern ihr nur das Hinderniß, welches sich in den Weg stelle, mit ein Paar Worten zu schreiben. Es werde leicht zu heben seyn, wenn es in dem Einnehmer und seiner Familie liege.

Sobald sie diesen Brief gesiegelt und abgeschickt hatte, hielt sie ihr Schicksal für entschieden, und bekam wieder den vorigen Muth. Einer von uns soll doch glücklich seyn! sagte sie.

Er opferte uns seine glückliche Liebe; und ich könnte ihm nicht einmal eine unglückliche opfern? . . . Ja, Einer von uns soll glücklich seyn! Er! Er!

29.
Die Entdeckung.

Wilhelm kam, voll Freude, daß er seinen Wohlthätern vergelten konnte, und voll Hoffnung, daß Henriettens Liebe zu ihm die Wünsche der Tante besiegen würde, wieder nach der Residenz. Henriette hatte überlegt, und überlegte noch jetzt. Ihr Herz und ihr Kopf waren in einem schweren Kampfe: sie konnte ihrem Geliebten die Achtung nicht versagen, die sein Entschluß, ohne alle Rücksichten seinen Wohlthätern zu helfen, verdiente; doch bei dem allen war sie empfindlich darüber, daß ihr Besitz in seinen Augen weniger galt, als des Einnehmers Zufriedenheit. Sie bemerkte, daß Wilhelm sich auf keine Weise beherrschen ließ, daß ihm recht thun über alles ging; und sie wußte sehr wohl, daß ihre Lebensphilosophie sich mit seinen Grundsätzen über das, was recht und gut sey, keinesweges vertrage.

Es verdroß sie sehr, als man ihr sagte, er habe die Inspektorstelle gewählt. Also that er förmlich, obgleich stillschweigend, Verzicht auf

ihre Hand. Denn — hatten nicht die Tante und sie selbst ihm bestimmt erklärt, daß er ohne den Titel, Rath, an eine Verbindung mit ihr nicht denken dürfe? Die Tante wurde sehr aufgebracht, als sie seinen Schritt erfuhr, und nahm sich vor, ihn niemals wiederzusehen; Henriette suchte indeß ihren Zorn zu mildern, und stellte ihr vor, daß er ja noch immer Bergrath werden könne.

Wilhelm kam zurück, und ließ sich bei Henrietten melden. Er wurde, als ob er ein Fremder wäre, auf den dritten Tag zu Tische gebeten; denn es lag Henrietten daran, ehe sie ihn spräche, zu erfahren, wie, und was er dächte. Vor Tische suchte er Gelegenheit, ihr etwas heimlich zu sagen; sie wußte ihm aber immer auszuweichen. Erst nach Tische gab sie ihm endlich Veranlassung, sie allein zu sprechen. Sie fragte ihn sehr ruhig: ob er den Einnehmer und dessen Familie gesprochen habe. Er fing an zu erzählen, mit welchem zerrissenen Herzen er nach ihrem Geburtsorte gereist sey, und mit welchem inneren Erbeben er das Steuerhaus betreten habe. Ein kalter Mann sey ihm mürrisch entgegen gekommen, und habe gesagt: der abgesetzte Einnehmer habe so eben die Woh=

nung verlassen müssen. „Mademoiselle," fuhr er, durch seine Erzählung schon mehr erwärmt und dreister, fort; „die Worte: „der abgesetzte Einnehmer," gingen mir durch die Seele. Ich fragte, wie betäubt: wo wohnt er denn jetzt? — Wohnen? antwortete der Mensch sehr hämisch. Unter freiem Himmel. Da hinter dem Garten am Wäldchen liegt er mit den Andern. — Ich lief durch den Garten, und es kam mir vor, als dränge ich durch eine dicke, finstre Nacht, als stürzte ich durch Wasserfluthen, als versänke die Erde unter mir: so war meine ganze Seele zerrüttet! Endlich erblickte ich sie. Alle saßen — — O, ich stürzte außer mir und laut schluchzend in ihre Arme."

Henriette, die bisher ganz ruhig, oder vielmehr kalt, vor ihm gestanden hatte, wurde durch die Vorstellung von dem Unglücke so guter Menschen ergriffen, und weinte schluchzend. O Gott! sagte sie; ohne Obdach! Ist das möglich! Wußte es denn mein Vater nicht?

Wilhelm benahm ihr den Irrthum, in den ihn selbst der harte Ausdruck des neuen Einnehmers gebracht hatte. Seine Erzählung endigte sich mit dem Namen des Dorfes, worin die Familie jetzt wohnte; es fehlte ihm an

Muth, hinzuzusetzen: bis ich sie zu mir nehme. Er hätte das in diesem Augenblicke thun können; denn Henriette war sehr gerührt, und würde nichts dagegen eingewendet haben. Doch, da er nichts weiter sagte, so glaubte sie, er habe ihr Verlangen erfüllt, und wolle nun Rautenbach mit seiner Familie nicht zu sich nehmen. Hierdurch wurde sie — wie das bei Mädchen in solchen Fällen gewöhnlich geschieht — etwas übermüthig, und folgte der Stimme ihres Herzens nicht, das ihr befahl, sich sogleich mit dem edlen jungen Manne zu versöhnen. Sie glaubte, ihn völlig gewiß zu haben; daher brach sie das Gespräch ab, und hütete sich, nicht wieder unter vier Augen mit ihm zu seyn.

Wilhelm kam nun alle Tage; doch er fand entweder Gesellschaft, oder sie war nicht zu Hause. So mußte er denn ihr endlich schreiben. Der Inhalt seines Billets war: „er sey durchaus verpflichtet, seine Wohlthäter zu sich zu nehmen; ihr eigenes Herz solle in dieser Sache Richter seyn.“ Das Wort: „ich mußte,“ welches er nicht umhin konnte in dem Briefe oft zu brauchen, und welches im Gespräche sein bittendes Auge, und eine sanfte Stimme gemildert haben würde, kam Henrietten so ge-

bieterisch, so befehlend vor, daß sein Billet sie gar nicht versöhnte. Sie sah nun, daß sie sich geirrt hatte, und daß er fester als je entschlossen war, seinem Vorsatze treu zu bleiben. Ihr Irrthum machte sie noch empfindlicher; und gerade in dieser Stimmung bekam sie den vorhin erwähnten Brief von Antonien. Sie las ihn, und dachte: also die weiß Alles! Und von wem denn sonst, als von Krausen? Wer anders als er kann ihr den Auftrag gegeben haben, das zu schreiben! Seh einer nur den Heuchler! Gegen mich thut er so heilig, als wäre er Sokrates selbst, und erklärt es für höllische Undankbarkeit, wenn er nur eine Sekunde lang in Zweifel seyn könnte, ob er die Familie zu sich nehmen wolle oder nicht; Antonien aber giebt er den Auftrag, durch mich dieses abscheuliche Verbrechen, wie er es nennt, begehen zu lassen! Er will sich den Ruhm erwerben, die Liebe der Tugend geopfert zu haben; damit aber die Liebe nicht zu kurz komme, so soll ich die Kastanien aus dem Feuer holen. O, der Heuchler! Hätte ich mich doch beinahe von ihm betriegen lassen!

Sie antwortete ihm in einem scherzhaften Tone; denn einen andern, sagte sie, verdiene

die Sache nicht mehr, da sie ihm ja ihre Meinung so bestimmt erklärt habe. Er müsse in der Residenz bleiben, und den Einnehmer nicht bei sich wohnen lassen, wenn er anders ihre Hand zu bekommen wünsche. Es sey übrigens gar nicht schwer, die Sache so zu leiten, daß der Einnehmer selbst darauf dringen solle, an irgend einem andern Orte zu wohnen. Antonie würde gern bei dieser Verhandlung zur Mittelsperson dienen; und so behalte er ja den Schein des Edelmuthes ganz unverletzt." — Diese Bitterkeit, glaubt sie, hätte er vollkommen verdient.

Wilhelm fand in Henriettens Billet den blutigsten Spott. Er gab nun alle Hoffnung auf, nahm die Bestallung zu der Inspektorstelle, und bat den Einnehmer in einem Briefe, an dem und dem Tage in seinem Wohnorte mit ihm zusammen zu treffen. Henrietten wollte er nicht wiedersehen, und wählte daher zum Abschiednehmen einen Tag, an dem sie, wie er glaubte, nicht zu Hause seyn würde. Doch — er fand sie im Vorzimmer.

Sie wußte alles, was er that, war darüber erbittert, daß er seine Verstellung so weit trei-

ben konnte, und dachte: soll der Heuchler, der gern undankbar wäre, wenn er nur den Schein der Dankbarkeit behalten könnte — soll er den Triumph haben, mich um seine Hand bitten zu sehen? — In dem Gesellschaftszimmer, wohin sie ihn führte, fragte sie sehr kalt: Sie wollen einen Abschiedsbesuch machen? — Er fing an sich zu entschuldigen. Sie unterbrach ihn mit Bitterkeit: bei den entscheidenden Schritten, die Sie gethan haben, Herr Inspektor, und aus denen ich Ihre Wünsche hinlänglich kenne, finde ich Ihre Entschuldigungen ein wenig sonderbar.

Er fühlte das selbst, verlor darüber den Kopf, und sagte: verzeihen Sie mir, — so wie ich Ihnen den Schluß Ihres Billets verziehen habe.

„Den Schluß meines Billets? Seltsam! In der That, Sie tragen Ihre Maske lange! Der Schluß meines Billets bezieht sich auf einen Brief Antoniens, von dem Sie wahrscheinlich nicht das Mindeste wissen! Sie gab ihm den Brief zu lesen; er verstand ihn aber nicht, weil er zerstreuet war. „Nun?" fragte sie; und er las den Brief noch einmal, ohne mehr davon zu verstehen. „Nun?" fragte sie wieder.

Er

Er las zum drittenmale, und sah noch immer keinen Zusammenhang mit Henriettens Briefe.

Henriette wurde empfindlicher. Meinen Sie in Ernst, Herr Inspektor, ich soll Ihre Maske für Ihr Gesicht halten? Sie möchten die höllische Undankbarkeit, wie Sie in Ihrer Sprache etwas sehr Unschuldiges nennen, wohl gern begehen; ich aber soll den Schein auf mich nehmen. Hätten Sie Zutrauen genug zu mir gehabt, es selbst von mir zu verlangen: ich glaube, dann wäre ich gutherzig genug gewesen, es zu thun. Aber durch Antonien! . . . Ich bin nicht so tugendhaft, wie Sie; doch den geraden Weg liebe ich mehr als Sie; und das ist doch auch etwas werth!" — Seine Bestürzung schien ihr ein Geständniß seiner Schuld; doch der Schmerz in seinem Gesichte rührte sie, und ihr Ton wurde nun milder. Sie machte ihm zärtliche Vorwürfe; die Liebe fing an, die übrigen Empfindungen ihres Herzens zu besiegen, und sie gab noch nicht alle Hoffnung auf, da die innigste Zärtlichkeit in seinen Augen unverkennbar war.

Auf einmal kam die Tante sehr eilig in das Zimmer, und sagte: der Hofmarschall kommt, Henriette! Ich will mir einen Spaß mit ihm

machen. Gieb mir geschwind die Maske von meiner Wilhelmine, die ich dir einmal habe leihen müssen. – Henriette mußte sie auf ihr Zimmer führen, wohin ihr Wilhelm halb mechanisch folgte. Die Tante riß einen Schrank auf, und nahm eine Maske hervor — eben die, welche Henriette auf der Maskerade gehabt hatte.

„Was ist das?" sagte Wilhelm erstaunt. „Diese Maske . . ."

Ja, Undankbarer! fiel Henriette schnell, aber ein wenig verlegen, ein; ja, ich hatte sie an jenem Abend. Schon damals liebte ich Sie, und zärtlicher, als Sie mich. Sie wollten mich damals einer Chimäre von Freundschaft aufopfern, wie jetzt der Chimäre von Dankbarkeit. O Krause! fuhr sie schneller, zärtlicher, und ziemlich unbesonnen fort: Sie brauchten Antonien zur Mittelsperson; ich handelte selbst. Warum hatten Sie nie Vertrauen zu mir! Ich schwieg, weil ich Sie in der That für den tugendhaften Schwärmer hielt, der Sie zu seyn schienen. Ja, Undankbarer! für Ihre Liebe, für Ihr Glück that ich alles: ich brach mit Büchling, und erhielt in jener Maske Ihre Hoffnung lebendig.

„Entsetzlich!“ rief Wilhelm mit bleichem Gesichte. „Ich Unglücklicher! wie hat mich der Schein der Tugend betrogen!“

Henriette erstaunte bei diesen Worten. Sie blickte ihn an, und sah in seinem Gesichte nur Schrecken, nicht die mindeste Spur von Liebe. Schon nach einigen Augenblicken hatte sie sich gefaßt, und sagte: wir haben uns beide geirrt. Nun, so ist es am besten, daß wir uns als Freunde trennen.

Wilhelm verbeugte sich, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, ihr Zimmer. Ihn schwindelte gleichsam, als er die Treppe hinunter, und dann, ohne sich irgend eines Gedankens oder Entschlusses bewußt zu seyn, nach Hause ging. Es empörte seine ganze Seele, daß Henriette seinen Freund betrogen, ja — noch mehr! — daß sie ihn selbst zu der Zeit, da sie noch mit Büchling in Verbindung gewesen war, an sich gelockt hatte. Ihr Charakter zeigte sich ihm auf einmal in einem sehr üblen Lichte; und dennoch fühlte er, daß er sie noch immer liebte, wenn er sie auch nicht mehr achten konnte.

Zu Hause fand er den Einnehmer; er war aber so bestürzt, daß er ihn lange ansah,

ohne ihn zu erkennen. „Mein Sohn,“ sagte der alte Mann; „ich habe die Reise hieher gemacht, um dir zu sagen, daß wir unmöglich zu dir nach Georgsgrund ziehen können.“

So? antwortete Wilhelm sehr kalt, und versank sogleich wieder in finstre Träume, bis der Einnehmer ihn endlich durch kräftiges Schütteln zu sich selbst brachte. Nun verlangte Wilhelm zu wissen, warum die Familie nicht zu ihm ziehen wollte. Der Einnehmer brachte allerlei seltsame Entschuldigungen vor, durch welche Wilhelm am Ende aufmerksam wurde. Ihm fiel Antoniens Brief ein, und er sagte finster: ich weiß schon; Sie wollen um Antoniens willen nicht. (Der Einnehmer erschrack über diese Worte.) Ich bin sehr unglücklich! fuhr Wilhelm, starr vor sich hinsehend, fort.

„Das sind wir Alle, durch diese stille, verborgene Liebe. Doch — wie meinst du denn das mit Antonien?“

Das sollen Sie hören. — Er zog Antoniens Brief an Henrietten hervor, den er in der Bestürzung eingesteckt hatte. Anstatt aber vorzulesen, las er nur halb laut, vor sich; und nun hörte der Einnehmer die einzelnen Worte:

„lange, geheime Liebe; hoffnungslose Leidenschaft,“ und mehr dergleichen.

„Ei, so wollt' ich doch . . . !“ rief der Einnehmer. „Wie lange hast du denn diesen Brief schon?“

Seit einer Stunde, antwortete Wilhelm, und versank wieder in ein stilles Nachdenken.

„Ja, ja! Nun begreife ich dein träumerisches Wesen. So etwas kann wohl alte Leute aus ihrer Fassung bringen. Das arme Mädchen kann den Tod davon haben.“

Den Tod? das wolle Gott nicht! sagte Wilhelm ängstlich.

„Die Wahrheit zu gestehen, verdenken kann ich es ihr nicht, daß sie nicht mit nach Georgsgrund will; denn die glühende Liebe würde die gute Antonie tödten. Es war immer unser Wunsch, daß sie deine Frau werden möchte. Gott verhüte nur ein Unglück! Denke nichts Arges von ihr, daß sie dir selbst schreibt von ihrer hoffnungslosen Liebe. Wie sie dazu kommt, weiß ich freilich nicht zu begreifen.“

Jetzt bekam Wilhelm aufs neue ein schreckliches Licht. Er war halb erstarrt; doch sah er ein, daß er, um Alles zu erfahren, nicht ver-

rathen dürfe, daß er noch gar nichts wisse. Wie lange ist es denn? fragte er bestürzt.

„Wie lange?" erwiederte der Einnehmer; und nun erzählte er, was Antonie, trotz ihrer Liebe, dennoch für Wilhelm und Henrietten gethan hatte.

Wilhelm gerieth immer mehr in tiefes Nachsinnen, worin ihn der Einnehmer nicht stören wollte. Er verglich Henriettens und Antoniens Benehmen; und wenn er jene höchstens entschuldigen konnte, so mußte er diese bewundern. Auf einmal sprang er auf, und sagte: rathen Sie mir, lieber Vater! Ihr Wunsch soll ein Befehl für mich seyn.

„Hm!" erwiederte der Einnehmer; „ich habe noch nicht daran gezweifelt, daß Du im Stande wärest, auf einen Wunsch von mir oder dem Lieutenant durch ein Feuer zu laufen; aber es wäre Unrecht, dich jetzt nur mit einem Finger zu berühren: denn ich sehe, mein Sohn, du stehst auf der Spitze einer Pyramide, von der du herunter springen mußt. Spring wie ein Mann, wie ein wahrer Mann! Nach funfzig Jahren ist von dem Leiden und der Freude des jetzigen Augenblicks nichts mehr übrig, als die Erinnerung. Thue recht und scheue Nie-

mand, auch unsre betrübten Blicke nicht; und damit Gott befohlen! In einer Stunde werde ich wieder hier seyn." —

Wie ein Mann! dachte Wilhelm, sobald er allein war; — wie ein wahrer Mann! Und hat er nicht Recht? Sind nicht Freude und Schmerz unreine Schlacken, welche die Zeit wegnimmt? Bleibt denn am Ende sonst etwas übrig, als die Handlung? — Er schrieb Henrietten ohne weiteres Zögern: seine Pflicht erfodere, die Familie Rautenbach zu sich zu nehmen, und folglich wenigstens fürs erste Bergwerks- und Hütteninspektor zu bleiben. Nun bitte er sie, ihm zu sagen, ob sie ihm unter diesen Bedingungen ihre Hand geben wolle. — Henriette antwortete ihm: sie liebe ihn aufrichtig; aber sie wisse, wie schnell eine Leidenschaft, zumal die Liebe, vergehe. Sein Lebensplan scheine sich mit dem ihrigen nicht zu vertragen. Er wolle leben, wie seine Gefühle, seine Schwärmerei es ihm geböten; sie aber, wie eine ruhige Ansicht der Dinge und die Klugheit es ihr vorschrieben. „Mir sind," sagte sie zum Schlusse, „alle Fesseln verhaßt, auch die, welche die Liebe, auch die, welche ein so edler

Mann wie Sie, mir anlegen könnte. Ich ehre die Rechte jedes Menschen; doch ich will auch meine eigenen ungekränkt erhalten." —

„So ist es denn vorbei!" sagte Wilhelm seufzend. „Gott mache sie glücklich, in ihrem Sinne glücklich; denn es ist ja das Einzige, was sie will! O, wie leicht ist das Glück nicht zu verfehlen! Und was bliebe ihr dann übrig, als die Reue, ihr ganzes Leben an ein Phantom verloren zu haben! Sie nennt mich einen Schwärmer; auch mag ich das wohl seyn! Aber die Schwärmerei der Klugheit ist nicht weniger gefährlich, als die Schwärmerei der Tugend.

Der Einnehmer kam zurück. — Wilhelm erklärte ihm, er sey jetzt frei von jeder Verbindung. Bitten Sie Antonien, fuhr er fort, noch das Einzige für mich zu thun, daß sie mit Ihnen zu mir zieht. Sagten Sie nicht einmal von mir, ich würde schwerlich glücklich werden? Ich glaube, Sie haben Recht; aber — es ist doch ein Trost, des Glückes nicht unwürdig zu seyn.

„Ich verstehe dich nicht ganz, mein Sohn; aber — ja! — des Glückes würdig seyn,

heißt die Hälfte des Glückes schon errungen haben. Nun, wir Alle wollen zu dir ziehen; und ich hoffe, du wirst noch mit uns sagen: ich bin ein glücklicher Mensch!"

30.

Der Schluß.

Die ganze Familie kam in Georgsgrund zusammen. Wilhelm war anfangs still und traurig über Henriettens Verlust; doch allmählich über Henriettens Verlust; doch allmählich schien er etwas ruhiger zu werden, und der Einnehmer sagte nun zu seinem Bruder: „was wettest du? die Zwillinge werden bald getauft!"

Der Prediger Bellmann besuchte die Familie bei einer Durchreise, und gab ihr die Nachricht, daß Henriette mit dem jungen, schönen und reichen Baron von Scheuer verlobt sey. Wilhelm sagte mit einem sanften Lächeln: Gott mache sie Beide glücklich! — Man sah, daß ihm diese Nachricht eine Kraft gab, die ihm bis dahin noch gefehlt hatte; denn von diesem Augenblicke an wurde er mit jeder Stunde heiterer.

Herr Bellmann triumphirte über das glänzende Glück seiner Tochter, und konnte sich nicht enthalten, einige Anspielungen auf Wilhelms niedern Rang zu machen. Ich glaubte, sagte er zu dem Einnehmer, der Inspektor würde —

bei seinen Talenten, und seinen ersten Schritten in der Welt, von denen mir meine Tochter erzählt hat — einmal etwas Großes werden. Indeß, ich sehe wohl, daß auch Glück mit zur Sache gehört.

„Ja wohl!" erwiederte der Einnehmer sanft. „Ich möchte indeß beinahe sagen: wir hätten hier das Glück schon, das Ihre Tochter erst finden will. . . . Curios, Herr Prediger! Ich habe immer gern par-terre gewohnt, ob ich gleich nicht schwindlich bin; das Steigen war mir unangenehm. Aber noch weniger kann ich den Eingang in den Pallast des Ranges, der Größe leiden. Die Thür ist so niedrig, daß man nicht anders als gebückt hineinkommen kann." — Den Prediger schienen diese Worte zu verdrießen. — „Nein," sagte der Einnehmer mit Herzlichkeit; „empfindlich müssen Sie nicht werden, lieber Freund. Ich bin nicht Diogenes, der den Rang verachtet; aber — der Mensch muß ihn entbehren können, ohne sich unglücklich zu fühlen. Daß Wilhelm Inspektor ist, und nicht Berg- oder Obergrath, das ist ein Ehrentitel für seine Seele, bei dem ihn nach dem Tode noch die seligen Geister nen-

nen werden. Er wurde Inspektor, um uns ein bequemes Leben zu verschaffen."

Er opferte uns, fiel der Lieutenant zärtlich ein, nicht bloß einen Titel auf, sondern mehr als den: sein Herz, sein Glück.

„Das that er," fuhr der Einnehmer fort; „er ist also einer von den Notablen auf der Erde, die zwar nicht Stifts-, wohl aber Himmelsfähig sind; die in keine Assemblee von Domherren, Bischöffen, und hohem Adel gehören, wohl aber in die Gesellschaft aller guten Geister; die den goldenen Schlüssel zum Himmel in ihrem Herzen mit sich umher tragen, und dreist in das Grab, die Antichambre Gottes, — das ist ja unser Grab! — eintreten können. Nicht wahr, lieber Herr Prediger? das will etwas sagen! Und solcher Notablen, sollen Sie wissen, sind ihrer Drei hier im Hause: mein Bruder, der Inspektor und Antonie.

Der Lieutenant blickte mit den frommen Augen gen Himmel, bewegte die Lippen, und sagte in sich: Gott sey mir Sünder gnädig! — Der Einnehmer erzählte mit gehöriger Behutsamkeit, wie edel Wilhelm und Antonie gehandelt hätten, und rührte dadurch den Prediger,

so daß er sich mit wirklich freundschaftlichen Gesinnungen von der Familie trennte.

Antonie betrug sich gegen Wilhelm sehr freundlich; es war indeß etwas Seltsames in ihrem Benehmen, das der Einnehmer geradezu für bloße Narrheit erklärte, dessen Zartheit aber Wilhelm sehr wohl fühlte. Sie leistete ihm alle Dienste, auf welche die Freundschaft Ansprüche machen kann; doch alle Beschäftigungen um seine Person und das Alleinseyn mit ihm vermied sie gänzlich. Ihren von der Liebe geschärften Augen waren Wilhelms kleine Eigenheiten, Neigungen und Wünsche nicht entgangen; sie trug aber heimlich irgend einem Andern auf, eine solche Neigung von ihm zu befriedigen, oder einen Wunsch, den er hatte, zu erfüllen. Nie lobte sie ihn; auch stimmte sie nicht einmal mit ein, wenn Andre ihn in seiner Abwesenheit lobten. Alles was sie that, schien sie nur für das Wohl der ganzen Familie und der Haushaltung, nichts bestimmt für ihn allein, zu thun. Sie liebte ihn unaussprechlich; doch ihre Liebe verrieth sich auch nicht durch das mindeste Zeichen. Diese Selbstbeherrschung war um so verdienstlicher, da sie noch immer glaubte, daß Wilhelm von ihrer Liebe gar nichts

wisse. Der Einnehmer war wirklich zuweilen ein wenig unwillig, daß sie nicht das Geringste thun wollte, um Wilhelmen ihr Wohlwollen zu zeigen; doch sie ließ sich dazu nicht bewegen, obgleich des Lieutenants bittende Blicke sie rührten.

Wilhelm beobachtete seine Schwester vom ersten Augenblicke an, da sie in sein Haus trat; denn er war entschlossen, ihre edelmüthige Tugend mit seiner Hand zu belohnen. Die Zartheit ihres Betragens entzückte ihn, so wie er die Stärke ihres Herzens bewunderte; und nicht lange, so fühlte er sein Herz weit höher pochen, wenn er das schöne Mädchen durch sein Zimmer gehen sah. Zu seinem Erstaunen trat jetzt in seinen stillen Träumen oft Antoniens Bild vor seine Seele: die Sehnsucht nach ihr wurde mit jedem Tage stärker, und die Neigung zu Henrietten schwächer. Wenn er ihre Stimme vernahm, horchte er von seiner Arbeit auf; wenn er ihren Gang vor seiner Thüre hörte, legte er die Feder nieder, und hatte ihr dann jedesmal etwas zu sagen. Sie schien ihm jetzt schöner, als Henriette, und er machte Verse auf sie, die ihm aber nicht sonderlich geriethen, weil sein Kopf jetzt sein Herz nicht recht beherrschte.

herrschte. Sobald er selbst wußte, daß er Antonien liebte, wurde er scheu gegen sie, da er doch vorher ein heitres, frohes Wesen in dem Umgange mit ihr gehabt hatte.

Endlich feierte die Familie schon zum zweitenmal den traurigen und frohen Tag, da sie ohne Obdach in dem Schatten des Wäldchens gesessen hatte. „Ich wünschte," sagte der Einnehmer, indem er Allen die Weingläser voll schenkte, „daß ich ein Andenken an diesen Tag hätte, etwa einen Zweig von dem Baume, unter dem wir saßen, oder eine Handvoll von der Erde, die unsre Thränen benetzten. Von jedem frohen oder traurigen Tage meines Lebens möchte ich ein Andenken haben. Bruder Lieutenant, hätte ich doch die Scheibe, worin unsre Namen standen, aus dem Steuerhause mitgenommen!"

Gott gebe, daß immer ein heiteres Auge durch die Scheibe dort sieht! Dann ist es eben so gut. — Hast du doch den Ring der seligen Mutter noch.

„Recht! Hier ist er." Er legte ihn auf den Kuchen, mit dem der heutige Festtag gefeiert wurde, und sagte: „wer ein Andenken hat, der lege es dazu!"

Die Einnehmerin holte lächelnd ihre Brautkrone, und sagte mit zärtlicher Wärme: ich glaubte, als ich sie trug, es wäre der glücklichste Tag meines Lebens. Aber ich habe glücklichere gehabt, zum Beispiel den vor zwei Jahren, und heute. Auch hoffe ich, einen noch schönern zu haben, wenn ich Antonien einmal in der Brautkrone sehe.

„Bruder'" fragte der Einnehmer; „hast denn du gar nichts?" — Der Lieutenant schüttelte bloß den Kopf; reden konnte er vor Wehmuth nicht.

„Und du, Antonie!" — Sie antwortete mit Thränen. — „Armes Mädchen, ich wünschte, daß . . . Aber du, Wilhelm!"

Ich weiß ein Andenken für diesen Tag, sagte er, wie begeistert, und hielt Antonien die Brautkrone hin. Antonie, ich liebe dich, wie Engel lieben, mehr, als ich ehedem Henrietten liebte. Darf ich dir diese Krone aufsetzen?

Antonie wurde blaß. Der Einnehmer rief: „recht so, mein Sohn! Und Gott lege seinen Segen auf diese Heilige!" Der Lieutenant sah, um die Bewegung seines Herzens zu mäßigen, starr in sein Weinglas, in das eine Freudenthräne fiel. Antonie stand noch immer bleich, mit

niedergeschlagenen Augen, da. Wilhelm setzte ihr die Krone auf, legte seinen Arm um ihre Schulter, und sie sank – glücklich und beglückend — in seine Arme.

„Es leben Braut und Bräutigam!" rief der Einnehmer laut, und stieß mit dem Lieutenant an, der weinend einige Worte stammelte.

Antonie und Wilhelm gingen Beide hinaus in den Garten. Als sie nach einer halben Stunde zurückkamen, strahlte frohe Liebe in ihren Augen: das ewige Bündniß ihrer Herzen war geschlossen.

„Schade," sagte der Einnehmer, „daß jetzt die Zwillinge unsichtbar sind!"

Ja, erwiederte der Lieutenant, die Hände faltend; aber Der, der uns und die Zwillinge schuf, der ist jetzt und immer sichtbar! —

Nach vier Wochen legte der Prediger Wilhelms und Antoniens Hände in einander. Nur wenige Tage vorher war Henriette Frau von Scheuer geworden, und – noch sonderbarer! — sie wohnte nur eine Meile weit von Georgsgrund auf einem Gute ihres Mannes. Dies erfuhr die Familie von ihr selbst. Es hielt eine reiche Equipage vor dem Hause, und Henriette stieg aus. Sie trat sehr freundlich in das

Zimmer, bezeugte ihre Theilnahme an dem Glücke ihrer alten Freunde, und sprach jetzt ganz offen über alles, was ihr begegnet war. Gestehen Sie nur, lieber Krause, sagte sie, der Himmel hat es besser mit uns gemacht, als wir selbst es wollten. Nicht wahr, Herr Einnehmer? Ein Jeder, sagen Sie oft, lebt seines Glaubens. Ich bin eben der Meinung. Das Schicksal hat uns gegeben, was wir zu unserm Glücke für nöthig hielten. Mir war der enge Kreis des häuslichen Genusses, worin Sie Ihr Glück finden, allzu enge; und so danke ich dem Himmel, daß er mich in die große Welt kommen ließ, und mir meine Puppe zum Spiel des Lebens mit Flittern besetzte. Ich freue mich, daß ich Sie noch einmal gesehen habe. Schon in einigen Tagen reise ich mit dem Baron Scheuer nach Frankreich, der Schweiz und Italien, und erreiche also einen meiner sehnlichsten Wünsche. Mein Mann ist sehr verständig: er ehrt meine Prätensionen an das Leben, und sogar meine Grillen. Ich bin frei, lieber Herr Einnehmer; und mehr wollte ich von dem Leben nicht. Ich habe das Gut, das Sie selbst so oft für das höchste erklärt haben: Unabhängigkeit.

„That ich das?" erwiederte der Einnehmer. „Unabhängigkeit! Ja, so sagte ich. Aber was Sie darunter verstehen, meinte ich nicht." (Er dachte an die Geliebte seiner Jugend.) „Liebes Kind," fuhr er traurig fort, und drückte ihr die Hand: „jetzt haben Sie, was Sie für das Glück des Lebens halten; aber nun sorgen Sie auch dafür, daß Ihr Herz sich mit Ihrem Kopfe aussöhnt. Sie haben den Verstand zu mehr gemacht, als er seyn soll; er ist nur der Rathgeber des Herzens, weiter nichts. Sie wollten durchaus glücklich seyn; bei dieser Bemühung ist aber das Glück am leichtesten zu verfehlen, selbst das Glück, liebes Kind, das Sie meinen: der bloße zerstreuende Genuß des Lebens."

Henriette lächelte, anstatt zu antworten; und bald nachher reiste sie mit ihrem Gatten, dem feinsten Kopfe, dem gebildetsten Weltmanne, nach Paris.

Der Einnehmer und seine Familie lebten in wahrem Glücke; und dies vermehrte sich noch, als Antonie die Mutter eines schönen Kindes wurde. Einigkeit un Friede machten Allen jeden Tag zu einem Feste. Der Einnehmer fing wieder an zu disputiren: ein sicherer

Beweis, daß er alle seine Unfälle vergessen hatte.

Nach sechs Jahren kam unvermuthet Henriette wieder, um beim Vorüberreisen zu sehen, was ihre alten Freunde machten. Sie war ganz heiter, aber doch ein wenig still. Schon während der wenigen Stunden, die sie in Georgsgrund blieb, sah sie, wie glücklich die ganze Familie lebte. Antonie sank in einem Augenblicke, da sie mit Henrietten allein war, an ihre Brust, und sagte: „wie glücklich bin ich! wie glücklich sind wir Alle! Mein guter Mann hat ein Herz voll inniger Liebe; er kann kaum eine Stunde ohne mich seyn, und ist noch immer so zärtlich, wie an unsrem Hochzeitstage."

Gute Antonie, sagte Henriette; das macht dich ja zu einer Sklavin, zu der gebundensten Sklavin auf der Erde!

„O Jettchen, wie glücklich ist man als die Sklavin einer treuen, zärtlichen Liebe!" — Sie beschrieb ihr mit wahrem Entzücken das Leben, das sie mit ihrem Manne, mit ihren Kindern, mit ihren Eltern führte.

O Antonie! sagte Henriette endlich mit Thränen in den Augen; und ich . . . ich . . . Aber schweig! sag es Niemanden! — ich habe das

Glück des Lebens verfehlt. Leider hielt ich die Klugheit für alles, und das Herz für nichts. Ich wollte nicht lieben, um immer frei zu seyn; nun stehe ich da, und es schlägt ein kaltes, starres, ungeliebtes Herz unter diesem funkelnden Schmucke. — Sie riß ihre Brillanten unwillig von der Brust, und sagte: ich wollte nur glänzen; darüber wurden die Herzen aller Menschen für mich so kalt und hart, wie diese Steine. Leb wohl, du Glückliche! So glücklich, wie du, könnte ich selbst seyn!

Antonie sah ihr mitleidig nach. „O, die arme Frau!" sagte sie endlich bedauernd, und warf sich mit verdoppelter Zärtlichkeit an das liebevolle, treue Herz ihres Gatten.

Ende.

97vk.

Lafontai

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Familiengeschichten

Bd.: 10

Frankfurt & Leipzig 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 876 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278386-7
VD18 15542092-001